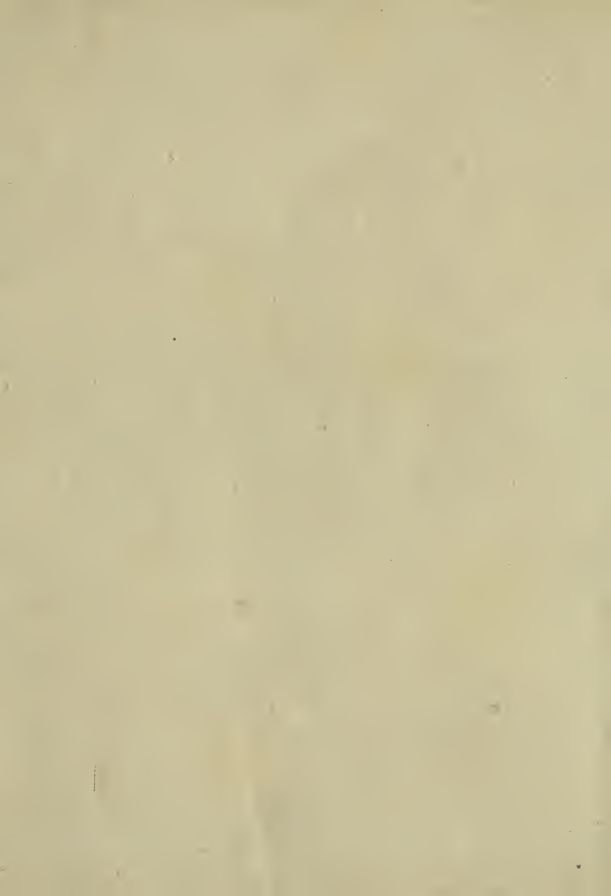


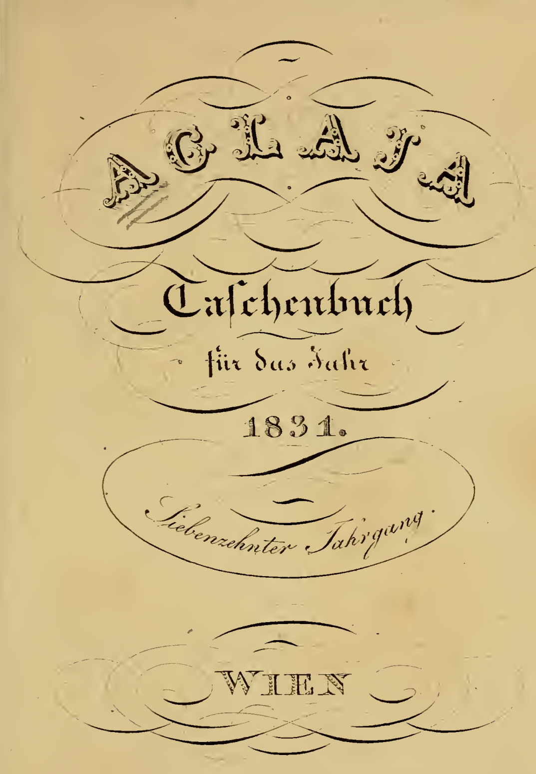






Rembrandt p.^t *F. John* sc.

REMBRAND'S MUTTER.



gedruckt und im Verlage
bey Joh. B. Wallishausser.

Ihren königlichen Hoheiten

den

durchlauchtigsten Prinzessinnen,

Amalia und Cäcilia

von Schweden,

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verleger.

I.

Rembrandt's Mutter.

Gemälde von Rembrandt.

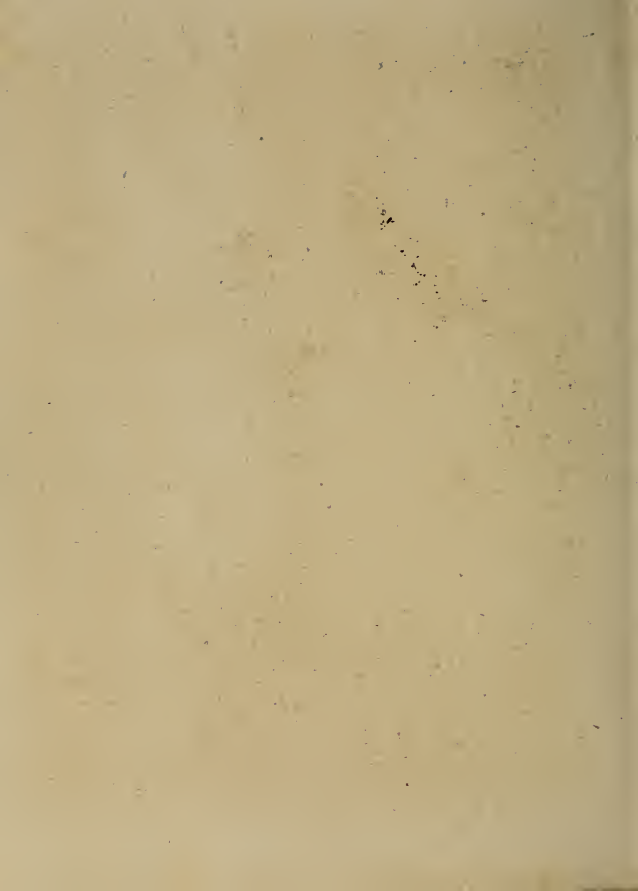
Das Original befindet sich in der k. k. Gemälde-Gallerie zu Wien.





Franceschini p. F. John sc.

DAS KIND JESUS.



II.

Das Kind Jesus.

Gemälde von Franceschini.

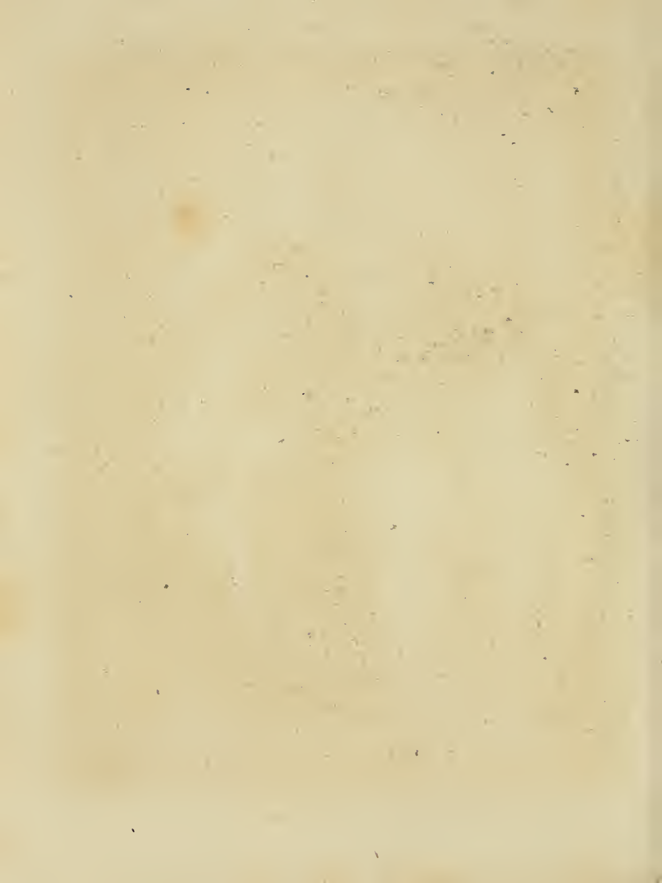
Das Original befindet sich in der Gemälde-Gallerie Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten v. Liechtenstein.





Raphael Mengs p.t — F. John sc.

S.t Petrus.

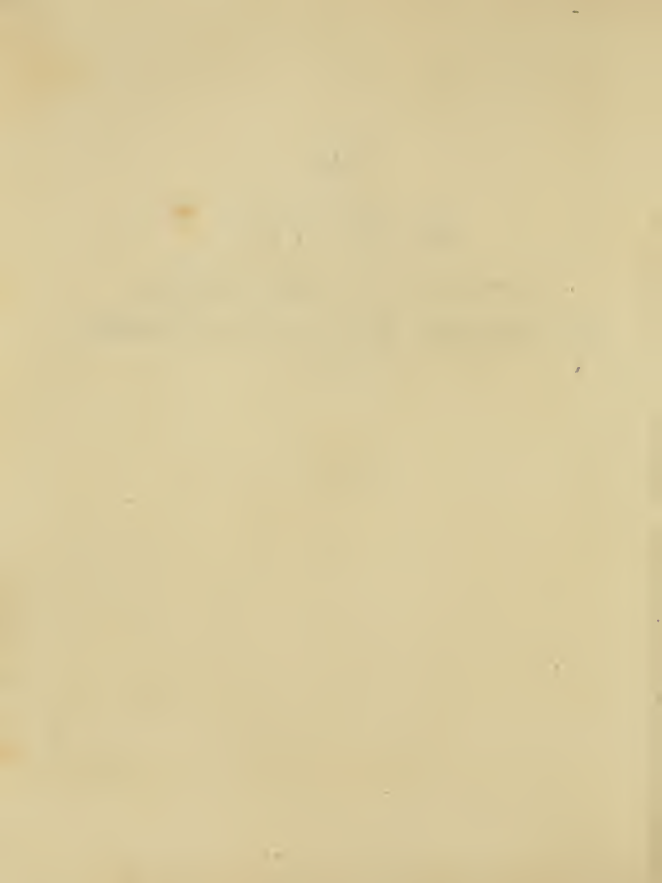


III.

St. Petrus.

Gemälde von Raphael Mengs.

Das Original befindet sich in der k. k. Gemälde-Gallerie zu Wien.





Francesco Francia p.t   F. John sc.

MADONNA.



IV.

Madonna.

Gemälde von Francesco Francia.

Das Original befindet sich in der Gemälde-Gallerie Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten v. Esterházy.





Francesco Furino p.t — F. John sc.t

ARTEMISIA.



V.

Artemisias.

Gemälde von Francesco Furino.

Das Original befindet sich in der k. k. Gemälde-Gallerie zu Wien.



Guido Reni p. — *F. John sc.*

AMOR.



VI.

Amor.

Gemälde von Guido Reni.

Das Original befindet sich in der k. k. Gemälde-Gallerie zu Wien.



Aglaja.

Ein Taschenbuch

für das Jahr 1831.



Die alten Freunde.

Novelle.

Kurz vor der französischen Schreckenszeit lebte in Wetzlar ein kaiserlicher Kammerrath, den wir Liebtheuer nennen wollen, und der als eine Art Sonderling in meilenweiter Umgebung bekannt war. Ernst, still, aber höchst thätig im Geschäfte, geheimnißvoll, sehr auf sich haltend im Leben, jovial, heiter, selbst muthwillig in Gesellschaften, an denen er doch nur sparsam Theil nahm, war er jahrelang, besonders durch einen gewissen Schleyer, den er sorgfältig über seine Verhältnisse warf, eben so sehr ein Gegenstand der Neugierde, als durch seine strenge Rechtlichkeit, seine Milde, jedoch mit hervortretendem Stolze gepaart, ja man wollte sogar wissen, durch heimliche Wohlthaten, bedeutender als es dem Anscheine nach sich mit seiner Stellung vertrug, geachtet und beliebt im Kreise seiner Mitbürger. Seit

fast zwanzig Jahren Witwer, war seine Freude und Erholung in diesem langen Zwischenraume die Erziehung und Bildung seines einzigen Sohnes Ferdinand gewesen, welcher, dem Wunsche des Vaters zufolge, sich dem Studium der Philologie und der Naturwissenschaft gewidmet hatte, einem damals nicht sehr ergiebigen Felde, das, mit Rücksicht auf das Leben, keinen bedeutenden Ersatz darzubieten schien. Daher schüttelten die wenigen genaueren Hausfreunde den Kopf zu diesem Studium, um so mehr, da man aus den Vermögensumständen des Vaters, der ein mehr eingezogenes, als geselliges Leben führte, und dessen Hauswesen eine sonderbare Mischung von wohlhabender Zierlichkeit und schlichter Einfachheit aufwies, nicht recht klug werden konnte, und er, trotz dessen, daß er offenbar viel ausgab, vielleicht darum um so weniger für einen reichen Mann galt. Auch ließen weder Vater noch Sohn sich irre machen, der Erste, weil er, wie es schien, einen geheimen festen Plan befolgte, und Letzterer, weil sein Vertrauen zu dem Vater, in welchem er, der Ansichten seiner Zeit ungeachtet, zufolge seiner Erziehung, mehr einen treuen Freund, als einen strengen Zuchtmeister erkannte, unerschütterlich war, ohne doch blind für seine kleinen Eigenheiten zu seyn. Zu diesen gehörte unter andern, daß, wie geflissentlich er auch zufolge der Sitten seiner Zeit, an den Namens- und Geburtstagen seiner Gönner,

Freunde und Standesgenossen nie versäumte, solche auf eine recht zarte Weise anzubinden, er doch nie den seinigen gefeiert wissen wollte; ja er ging sogar so weit, daß er seinen Freunden, ja selbst dem Sohne ein Geheimniß aus demselben machte, und jeden Versuch, diesen herauszufinden, fast mit Unwillen zurückwies. Wenn gleich der Sohn, den eben diese geheimnißvolle Verschwiegenheit reizte, in seinen stillen Nachforschungen nicht glücklicher war als die Freunde, entging es doch seiner Aufmerksamkeit nicht, daß der Vater viele einsame Stunden theuren Erinnerungen aus der Vergangenheit weihete, ja sogar manchen Abend mit ihm allein bei einem reichlicheren Mahle als gewöhnlich, fröhlich und aufgeräumt, wie bei dem größten Gelage, aber dabei in sonderbar feierlicher Rührung solche Erinnerungsfeste beging, ohne sich darüber deutlicher auszulassen. Der Sohn vermuthete nicht ohne Grund unter diesen das eigene Fest, um so mehr, da es ihm bedeuten wollte, daß der Vater geflissentlich seine nicht immer verhehlten Vermuthungen irre zu führen suchte, während er die heiterste Laune und seine reiche Unterhaltungsgabe, vor dem ihm gegenüber sitzenden Sohne und vielleicht mehreren unsichtbaren Gästen seiner Phantasie, in glänzender Fülle entfaltete, wobei er mit einer geheimnißvollen Schalkheit solchen an denselben Abenden wiederkehrenden Festen immer eine verschiedene, aber nie ganz ausgesprochene Bedeutung bei-

zulegen wußte. Die Gewohnheit aber machte Ferdinand gleichgültiger dagegen, auch fand er sich mitunter in den letzteren Jahren, wiewohl das Fest immer ein wiederkehrendes war, bei dessen Eintritte unangenehm überrascht, denn wie nachsichtig der Vater auch war, blieb es ihm doch immer höchst empfindlich, wenn der Sohn durch eine vorhergehende Abrede, sich schon auf einen solchen Abend versagt hatte, welchen Jener alsdann ohne Feierlichkeit, aber verdrießlich, wie bei einer gestörten lieben Hoffnung, einsam und in sich verschlossen zubrachte. Darum hatte auch Ferdinand es sich zur Regel gemacht, wenn er auch eine noch so unterhaltende jugendliche Partie verabredet hatte, diese stillschweigend aufzugeben, wenn ihm der Vater, so wie gewöhnlich erst beim Mittagstisch, immer glänzenden Auges, eine solche stille Feier für den Abend ankündigte.

Kurz nachdem Ferdinand sein drei und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, welchen Tag der Vater in einem frohen Kreise froh gefeiert, traf wieder ein solches Erinnerungsfest ein, bei welchem der Sohn an dem zierlich gedeckten Tische, der eine sonderbare Mischung von Frugalität, Luxus und Eleganz darbot, mit allerlei Sorten köstlichen Weines vor sich und mehreren unbesetzten Couverts zu beiden Seiten, dem Vater ganz allein gegenüber, nicht so froh und unbefangen, wie bei dem eigenen Feste, in den Witzsprudel des heitern Alten ein-

stimmte. Dieser bemerkte die leichte Wolke, die seine Stirn bedeckte und fragte nach der Ursache.

Ferdinand, immer gewohnt, gegen den Vater wahr zu seyn, verhehlte, während indeß durch diese Mittheilung die letzten Spuren seines Unmuths verflogen, ihm nicht, daß das kleine Opfer einer Landpartie, die er diesen Abend nach einem naheliegenden Gute mit einem jungen Grafen, den er nannte, zur Besiegelung ihres neuen Freundschaftsbundes, hatte antreten sollen, die er aber wegen der Einladung des Vaters aufgegeben, ihm bis jetzt im Sinne gelegen; „aber mit diesem Geständnisse," fügte er herzlich hinzu, „hatte es schon aufgehört, ein Opfer zu seyn."

„Um so besser," erwiederte der Rath etwas trocken; — „denn deine innige Freundschaft mit einem Grafen, wiewohl auch du von angesehenen Leuten abstammst, würde mir nicht lieb seyn, du möchtest nur zu schmerzlich enttäuscht werden — die Leute sind mitunter vergeßlich."

Ferdinand ereiferte sich in einer warmen Lobrede auf den Freund und ihr gegenseitiges Verhältniß.

Der Vater hörte ihn ernst, immer bewegter an, während eine leichte Wolke sich auf seine Stirne lagerte; endlich sagte er mit einem Seufzer: „trotz alles dessen steht er dir viel zu hoch, mein Sohn! Sein Blick geht über deinen Kopf weg; nur von gleicher Höhe,

Aug in Aug, dringt er gerade ins Herz, und haftet darin. Ich mag die Mißallianzen nicht, weder in der Ehe noch in der Freundschaft. Es sind Träume, die mit der Jugend verfliegen; schon gut, wenn sie diese kurze Blütenzeit ausdauern. Ferdinand" fuhr er, das thränenfeuchte Auge auf das Couvert dicht neben ihm schauend, mit einem Seufzer fort: „ich hatte auch einst einen solchen Freund, er ist mir noch in dieser Stunde gegenwärtig, und hat seinen Platz an diesem Tisch. Aber er hat mich vergessen, und wie theuer waren wir uns einander! Ich habe ihm das Leben zu verdanken — ich wollte nicht davon reden, wenn er mir sein Leben schuldig wäre, denn der Mensch ist von Natur ein undankbares, selbstisches Geschöpf, aber er hat mir das Leben gerettet, und dennoch hat er mich vergessen! Doch vor meiner Seele steht er noch mit seinen treuen, lächelnden Zügen, so wie wir an diesem Abend mehrere Jahre hindurch neben einander saßen. Ich sehe ihn noch das Glas mit Enthusiasmus erheben und mit mir anstoßen, daran will ich mich halten. Komm, Ferdinand, laß dir Sillery einschenken — er soll leben!"

Es schien, als habe der Alte, durch diese lebhafte Erinnerung, wie sehr er auch Träume haßte, sich doch ganz in die Träume seiner Jugend zurückgezaubert. Fröhlicher Witz, trauliche Ergießung des noch jugendlichen Herzens belebten, wie immer, diese zwischen Vater und

Sohn allein zugebrachten Stunden, und der junge Mann mußte still sich selbst gestehen, daß er wohl schwerlich eine herzlichere und reichhaltigere Unterhaltung unter seinen, nicht fröhlicheren obwohl lärmenderen Jugendgenossen gefunden haben würde. Der Alte war unerschöpflich an Anekdoten, freilich aus einer älteren Zeit, wobei doch, wie oft er auch des eigenen Lebens erwähnte, keine klare Auseinanderstellung seiner Jugendverhältnisse statt fand. Da trat plötzlich eine unangenehme Störung ein. Sein alter Schreiber trat nach einem flüchtigen Anklopfen ein; eine Erscheinung, die an einem solchen Abend, wo der Hausherr sich mit seinem Sohne allein befand, nur ein unerwartetes, wichtiges Ereigniß herbeiführen konnte.

„Verzeihung!“ sagte der vieljährige bewährte Hausgenosse mit einem festen, ausdrucksvollen Blick auf den Herrn. „Ich weiß recht gut, daß alle Briefe, welche die heutige Post diesen Abend bringen möchte, wie gewöhnlich in meinem Gewahrsam verbleiben sollten, indeß habe ich doch geglaubt, daß dieses Siegel eine Ausnahme machen dürfte.“ Mit diesen Worten reichte er dem Kammerrath ein zierliches Briefchen hin und schlich wieder aus dem Zimmer.

Dieser warf die Augen schnell auf das vorgehaltene Siegel; deutlich bemerkte der Sohn, daß eine besondere Erschütterung in seinem Inneren vorging, die doch bald einer sichtbaren Freude wich, deren Gewalt indessen eine

Art Lähmung herbeizuführen schien; denn mit zitternden Händen, die nur schlecht der Eile seiner Ungeduld entsprachen, öffnete er das Couvert, legte es vorsichtig, die Augen starr auf das Siegel geheftet, neben sich hin, entfaltete das Blatt, las es zwei, dreimal, wie es schien durch, und reichte es dann mit einem Blick voller Sieg und Thränen dem Sohne mit den Worten hin. — „Habe ich ihm denn wirklich zu viel gethan? Muß mich die Strafe beinahe in demselben Augenblick, wo ich ihn zum ersten Mal verleumdete, schon treffen? Da — lies, lies — Hast du mein Unrecht gehört, sollst du auch meine Reue kennen!“

Ferdinand nahm das Blatt, und las folgende Zeilen:

„Endlich, theurer Freund! ist der Augenblick da, wo die Verhältnisse mir ein Wiedersehen gestatten, nach welchem die Freundschaft, wie oft! sich gesehnt hat, der Augenblick, wo ich, freilich spät, aber mit freudiger Zuversicht Euer beinahe verjährtes Versprechen in Anspruch nehmen darf und kann. Es war meine Absicht, Euch nach einer so langen Trennung zu überraschen, als der Kalender mir eben zu rechter Zeit in die Hände fiel, und ich daraus ersehe, daß diese Zeilen zwar nur eine Nacht vor meiner Ankunft, aber doch eben am Abend des Tages eintreffen werden, wo ich am liebsten selbst gekom-

men wäre, um auf Euer Wohlergehen mit Euch selbst persönlich anstoßen zu können. Mag denn mein Glückwunsch mir vorauseilen, der ich nicht mehr so schnelle Füße, wie Gedanken habe."

Euer

aufrichtiger Freund
Gustav Graf von Solbing.

Mehr als die Unterschrift dieses Namens, als der ganze übrige Inhalt des Briefes, fielen Ferdinanden die letzten Zeilen freudig auf, die ihm, wie es schien, Auskunft über den noch immer verhehlten Geburtstag des Vaters gab. Im jugendlich heitern Uebermuth konnte er nicht umhin, von der freudigen Entdeckung des so sorgfältig gehüteten Geheimnisses sogleich Gebrauch zu machen. Es fiel ihm ein, daß er einen, im Auftrag eben des adeligen Freundes, gekauften Ring bei sich trug, den er durch die gestörte Landpartie vergessen hatte abzuliefern. Der Freund war ohne diesen abgereist, und es war ihm eine leichte Sache bis zu seiner Rückkehr einen neuen zu besorgen. Indem er nun stilllächelnd den Ring aus der Westentasche zog, und ihn aus der Kapsel nahm, gab der Anblick des Steines, der darin gefaßt war, ihm einen seiner Meinung nach glücklichen Gedanken ein.

„Schön!" rief er aufgeräumt dem in lächelndes

Sinnen wieder versunkenen Vater zu. „Diese Zeilen kommen zur guten und rechten Zeit, und so gibt die alte Freundschaft dem jüngeren Sohne die lang ersehnte Gelegenheit, den theuren Vater doch endlich einmal anbinden zu können. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß die Pohlen gewissen Edelsteinen, jedem in einem bestimmten Zeitraum, einen wohlthuenden Einfluß auf die Personen, welche in jenem geboren sind, beilegen. Gewiß nicht ohne Bedeutung ist mir dieser Ring heute in die Hände gekommen, damit ich mit dem Blutsteine — der seine Gewalt im März, dessen Kind Sie sind, ausübt, und ein Zeichen ist des Muths und der Besonnenheit in Gefahren, die Ihnen immer eigen gewesen sind, und bleiben werden — Sie anbinden könne."

Der Rath, der, wie aus einem Traume auffahrend, ihn immer bleicher werdend, lauernd angehört, schob seine Hand heftig zurück: „Blutstein!" wiederholte er — „wer hat dir mein Fest verrathen?"

„Sie selber" erwiederte Ferdinand etwas verlegen, „diese Feier, der Brief, den Sie mir selber überreicht haben, und nun Ihre Betroffenheit! — Kann ich dieß Alles anders deuten! O! wie freue ich mich —"

„Unsinniger!" rief jener heftig! „Du freust dich, indem du den Vater mit Blut anbindest! Blutstein! welche Benennung? gib her das Blatt!"

Er las es noch einmal durch, dann sagte er gefaß-

ter und lächelnd: „So ist es denn heraus, und durch meine eigene Schuld! — Nun erschrick nicht, und halte den Vater nicht eben für abergläubig, denn wahrlich! er hat sich dieß Stillschweigen nicht aufgelegt, wiewohl die Ueberraschung ihm einen leisen Schauder verursacht hat. Jetzt hat er dir nichts mehr zu verschweigen, und so will ich denn auch diese dennoch frohe Stunde, die mir das Glück meines Jugendlebens zurückgeführt, dazu verwenden, dir Jenes und das Sonderbare, worüber du erstaunst, mitzutheilen, weil doch Beides in naher Berührung mit dem sich anmeldenden Freunde steht. Komm, laß mich dir einschenken, mein Justus soll leben!“

„Und nun,“ fuhr er, nachdem sie zusammen angestoßen, und die Gläser geleert hatten, fort: „Laß mich dich in die Jugendzeit deines Vaters zurückführen. Du weißt, daß wir Beide aus einem zwar bürgerlichen Hause stammen, das sich aber durch den täuschenden Segen des Handels und die Gewalt seines Reichthumes, den ihm einst Fürsten beneideten, ein Ansehen erworben hat, wodurch es sich nicht geringer als jene, die sich mit ihrer Geburt brüsten, achtete. Mit diesem beinahe angeborenen falschen Selbstgefühl — denn keine bewährte innere Würde hatte es noch echt gemacht, und es bewies sich leider später, daß der Reichthum meiner Familie zum Theil Täuschung war, — bezog ich eine entfernte

Universität, wo dieser Stolz vielfache Demüthigung erleiden sollte. In meiner Vaterstadt befanden sich viele Patrizier und wenig Adel. Hier schienen die Ersteren nicht viel zu gelten, dort dagegen war eine scharfe Demarkationslinie zwischen den bürgerlichen und adeligen Studenten gezogen. Die Letztern erfreueten sich, mehr fast als jetzt, nicht unbedeutender Vorrechte, und so, wie noch zu unserer Zeit, waren ihnen, wie recht und billig, die ersten Plätze in den Hörsälen vorbehalten. Diese Auszeichnung verdroß nun den jungen Patrizier, vielleicht, weil er sie nicht theilte, und füllte seine Brust mit einem beinahe unbewußten Groll, besonders gegen den Grafen von Solbing, einen jungen Mann, den er unter andern Umständen gewiß zum Freunde erwählt haben würde, weil dieser, außer andern gemeinsamen Eigenschaften, von einem eben so stolzen Selbstgefühle, wie das seine, beseelt war. Wir Beide waren von unsern Vätern bestimmt demselben Studium der Jurisprudenz, wenigstens oberflächlich, obzuliegen; Er, damit er um so schneller die diplomatische Carriere hinauf schreiten möchte; Ich, um früh zu einer ehrenvollen Amtswürde in meiner Vaterstadt zu gelangen, zu welchem Zwecke uns nun die Wissenschaft ein größeres äußeres Recht geben sollte. In der Stille zogen wir aber Beide das Landleben und unbeschränkte Herrschaft auf den Gütern vor, Er auf den verschuldeten, welche er schon besaß, Ich

auf denjenigen, wozu der Reichthum meines Hauses mir verhelfen würde.

So geschah es, daß wir uns, trotz ähnlicher Gesinnungen, überall, wo wir uns begegneten, mit kalter Zurückhaltung gegen einander betrugen, welche, trotz der verschiedenen Cirkel, die wir gewöhnlich besuchten, mittelst geschäftiger Zwischenträger, die nicht unterließen wenigstens in meinem Busen den geheimen Zornfunken anzuschürren, leicht in offenbare Feindseligkeit hätte ausarten können. — Ich mag wohl indessen allein die Schuld getragen haben, um so mehr, da ich zu entdecken glaubte, daß der junge Graf mit einer Gutmüthigkeit, die ich damals verkannte, mir nicht allein nicht aus dem Wege ging, sondern sich sogar an mich drängte, wodurch aber meine Animosität gegen ihn noch gesteigert ward, indem ich in seinem Betragen nur eine gnädige Herablassung, die meinem schwereren Beutel und meiner lustigen Lebensweise galt, erblickte, über die ich mich natürlicherweise erhaben fühlte. Beide den angesehensten Familien der Stadt empfohlen, und in die ersten Kreise eingeführt, kamen wir indessen in den Salons öfters in Berührung mit einander, wo wir doch, er besonders, so viel Welt hatten, den kleinen Groll aus den Hörsälen nicht merken zu lassen. Dasselbe war der Fall in Bezug auf die jungen Offiziere der Stadt gewesen, unter welchen wir uns, ohne es selbst zu wis-

sen, bald gemeinsame Freunde erworben hatten, bei welchen wir denn nun auch zusammentrafen. Bei solchen Gelegenheiten mußte ich sehr an mich halten, denn bei jeder kleinen Aeußerung fröhlichen und jugendlichen Uebermuthes aus seinem Munde, schwoll mir, der ich mich doch ähnlicher nur zu sehr schuldig machte, der Kamm; ich hatte mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß ich der Gegenstand seines Unmuthes sey, so wie ich ihn gern zu dem des meinigen hätte machen mögen.

Einen schönen, kurzen Nachmittag des Spätherbstes, war ich, von einem Paar jungen Offizieren begleitet, nach einem Wirthshause, eine halbe Stunde von der Stadt, hinausgeritten. Wir waren kaum angelangt, und hatten uns mit unseren Pfeifen um die Krüge gelagert, als unsere Gesellschaft unversehens vermehrt wurde. Solbing und ein Paar adelige Studenten aus seinem nähern Umgangskreise waren im Begriff, einem abreisenden Universitäts-Freunde das Geleit zu geben. Sie hatten sich zu ihm in den Wagen gesetzt, und ihre Reitpferde an den bestimmten Trennungsorte vorausgeschickt, als ein heftiger Regenschauer sie plötzlich überfiel, und sie zwang, in dem Hause, wo wir uns befanden, einzukehren. Da nun alle zusammen gute Bekannte von meinen Begleitern waren, luden sie diese ein, weil doch weder Zeit noch Witterung ihnen gestatteten, das bestimmte Ziel zu erreichen, in unserm Kreise, und mit

uns vereint dem Freunde das Valet-Lied zu bringen. Dieser Umstand gab unserm Commerz einen ganz burschikosen Anstrich, wodurch auch mein burschikoser Aerger um so mehr stieg, als ich zu bemerken glaubte, daß Solbings mitgebrachte Freunde, die mir natürlicherweise auch nicht sehr gut seyn mochten, sich die Miene gaben, keine Notiz von mir zu nehmen, während er selbst mit einer, wie es mir dünkte, spöttischen Freundlichkeit ihren Mangel an Aufmerksamkeit recht gnädig wieder gut zu machen strebte. Diese Meinung steigerte meinen geheimen Groll gegen ihn. Indessen bezwang ich mich, und Alles ging gut. Der Regen hatte aufgehört; der abreisende Freund ward an den Wagen begleitet, und wir begannen nun selbst an den Aufbruch zu denken.

Es war indessen ein schöner Abend geworden. Der Mond war aufgegangen und spiegelte sich in den zahllosen Diamanten, die von den Gebüschen glänzten, und von den nassen Zweigen der halbentlaubten Bäume herabtröpfelten. Wir wollten schon die Pferde vorführen lassen, als einer meiner Begleiter, — bei Solbings und seiner Freunde halbironischem Fluchen darüber, daß sie zu Fuß zurückkehren mußten, während ihre Bedienten, nach vergeblichem Warten an dem früher bestimmten Orte, bequem nach Hause reiten konnten, — eine gemeinsame Wanderung nach der nahen Stadt auf einem Fußstege vorschlug, der sich längs dem Ufer eines

schönen Flusses schlängelte, und uns ein fortgesetztes geselliges Vergnügen gewähren würde, indem die gewöhnliche Fahrstraße durch den gefallenen Regen unwegsam, oder wenigstens höchst langweilig geworden war. Vergebens hatte ich also gehofft, der mir unangenehmen Gesellschaft los zu werden; denn meine einzelne Gegenstimme drang nicht durch, und schien die adelichen Commilitonen noch mehr gegen mich zu reizen. Indessen gewann die fröhliche Stimmung der Uebrigen bald die Oberhand, und unter allgemeinem Scherz und Lachen, in welchen meine Einsylbigkeit wenig bemerkt wurde, traten wir den Rückweg an. Aber bald, so wie wir uns dem Strome näherten, an dessen ziemlich hohem Ufer der Steg hinlief, entdeckten wir, daß wir eine falsche Rechnung gemacht; denn obgleich der lehmige Boden sonst hart genug seyn mochte, war er doch jetzt von dem vielen Regen höchst schlüpfrig, und so mürbe geworden, daß wir mit großer Behutsamkeit fortschreiten mußten, um nicht auszugleiten, oder im Gleiten mit einem abgebröckelten Stückchen Erde in den Fluß hinabzustürzen. — Die Vorsichtigkeit dämpfte die Lustigkeit, und dadurch fiel mein gänzliches Stillschweigen auf. Meine Freunde fingen an mich zu necken, wobei plötzlich einer von Solbings Begleitern etwas spöttisch bemerkte: „daß meine Gedanken wahrscheinlich bei der schönen Tochter meines Hauswirthes weilten.“

In jenen Zeiten ließen die Eltern ihre Söhne nicht so ganz, wie in den späteren aufs Gerathewohl in die Welt hinausziehen. Man war froh, wenn man in der Fremde, wo diese hinzogen, einen bewährten Bekannten hatte, wenn auch dieser zu einem untergeordneten Stande gehörte; ja, für einen Studenten besonders, schien das stille, demüthige Haus eines schlichten Bürgers, wie vermögend auch Jener seyn möchte, gerade wünschenswerth und gedeihlich. Nun wohnte aber in meiner Universitätsstadt ein Knopfmacher, der sich lange in meiner Vaterstadt, und zwar zum Theil im Dienste, oder in der Arbeit nahe an unserem Hause aufgehalten, hier, in seiner Heimath, eine Erbschaft gemacht hatte, und mit Weib und Kindern dahin gezogen war, wo er ein anständiges, wohnbares Haus besaß und noch immer in Verbindung mit dem meinigen stand. Es wurde ausgemacht, daß ich bei ihm wohnen sollte; mein Vater rechnete es ihm sogar hoch an, daß er sich dieser Last unterzogen hatte, und er selbst schien auch einigen Werth auf diese Gefälligkeit zu legen, um so mehr, als er, obgleich ihm ein anständiger Vortheil daraus erwachsen konnte, sich bisher streng geweigert hatte, einen Studenten und noch weniger einen Offizier in sein Haus aufzunehmen. Er hatte nämlich eine sehr schöne Tochter, die sein Augapfel, der Stolz seines Lebens, die Freude seines Alters war. Seine Verhältnisse erwägend und

mit seinem Loos zufrieden, war er nur darauf bedacht, dasselbe genügsame aber glückliche Loos, das ihm gefallen war, der Tochter festzustellen. Dies, meinte er, und gewiß nicht mit Unrecht, könnte und würde ihr in seinem bescheidenen Kreise blühen, wenn es ihm nur gelänge, sie von aller ansteckenden Thorheit der Jugend und der Welt ferne zu halten. Darum bemühete er sich auch, sie den Blicken aller Studenten, und besonders der Offiziere, zu welchen beiden Klassen er ein nie zu bezwingendes Mißtrauen hegte, zu entziehen, und wirklich hielt er sie so sorgfältig zu Hause, ließ sie an keinem öffentlichen Vergnügen Theil nehmen, und so selten die öffentlichen Promenaden, und dann nur zu Stunden, wo sie gewöhnlich leer waren, besuchen, daß das Mädchen 18 Jahr alt geworden war, ehe noch die Jugend der Stadt ahnete, welchen Schatz er in seinem Hause verborgen besaß. — Die erste Bitte an mich, oder vielmehr die erste Bedingung, unter welcher er mich in sein Haus aufnahm, war die, gegen keinen meiner Bekannten der Tochter zu erwähnen, keinen derselben bei ihm einzuführen, und überhaupt, was wohl auch mit meinem Vater verabredet seyn mochte, der mich ernstlicher als ich vermuthete, beschäftigt zu wissen wünschte, nur wenigen vertrauten Freunden Zutritt zu mir zu gestatten. Ich versprach es, und die Besorgnisse des treuherzigen Mannes billigend, hielt ich auch Wort. Freilich ließ sich

ein so ins Auge fallendes Kleinod nicht in der Länge verbergen. Es verlautete immer mehr in der Stadt von der schönen Knopfmachers Tochter, und es kostete mir zuweilen sogar Mühe, neugierigen Gesellen die häufigen Besuche bei mir zu verleiden, um so mehr, da sie meinen Unwillen der Eifersucht zuschrieben und mich mit einer Eroberung neckten, die allerdings der jugendlichen Eitelkeit schmeichelte, indem zu gleicher Zeit diese Neckerei meinen besseren Sinn vor der Versuchung, mit ihr zu liebäugeln, bewahrte.

Daher ärgerten mich auch jene Worte in dem Munde eines jungen Mannes. Ich gab eine bittre, scharfe Antwort, auf die ich mich nicht mehr besinne, die aber doch gewiß eine herausfordernde Beleidigung enthalten mochte; denn Solbing, der dicht hinter mir den schlüpfrigen Fußweg verfolgte, der so schmal war, daß nicht zwei neben einander darauf gehen konnten, fiel sogleich mit der Bemerkung, die gewiß gut und begütigend gemeint war, ein: „wie glücklich der sey, dem ein so sittsames und unschuldiges Mädchen, das über allen Spott erhaben war, zu Theil würde.“ Schon gereizt, wie ich war, brachte bloß die Stimme, die diese Worte aussprach, mich in Wuth, und da ich zugleich den Kopf unwillkührlich nach ihm wendend, in seinem mondbestrahlten Angesicht einen Ausdruck hämischen Spottes zu gewahren glaubte, gerieth ich außer mir. Es war, als läse ich

darin einen gleißnerischen Triumph über den sonst so anspruchsvollen Jüngling, der dennoch im Gefühl seiner untergeordneten Lage, mit der kleinbürgerlichen Braut vorlieb nahm, nachdem er sich die Miene gegeben, sich auf eine gleiche Stufe mit höher Geborenen stellen zu wollen. Ich fühlte durch die Muthmaßung eines Verhältnisses, das mir nie in den Sinn gekommen war, meinen Stolz empört. Nicht länger Herr eines Jähzorns, der wie ein Blitzstrahl alle Flammen des heißen Blutes plötzlich entzündend, durch meine Adern fuhr, kehrte ich mich rasch mit aufgehobenem Arm, mit bebenden Lippen um, in der Absicht, wenn auch unbewaffnet, den gewähnten Feind in meiner Nähe auf eine Weise zu beleidigen, die ihn zwingen müsse, sich zum blutigen Ernst mir gegenüber zu stellen; doch ehe noch die schimpflichen Worte den Lippen entfuhren, brach die Erde unter meinem stampfenden Fuß zusammen, und ich selbst stürzte rücklings in den Strom.

Ich gewahrte kaum, daß ich hinunter sank, denn ich verlor augenblicklich das Bewußtseyn. — Als mir die Besinnung zurückkehrte, zeigte mir der trübe Schein einer Nachtlampe, daß ich mich in meinem Zimmer und im Bette befand; neben mir war eine Wartfrau eingenickt, und mir gegenüber saß mein guter Wirth, mich ängstlich anstarrend. Als ich, mich mühsam in die Höhe

richtend, ihn voller Verwunderung ansah, und seinen Namen nannte, sprang er freudig auf.

„Endlich! Endlich!“ rief er, meine Hände mit beinahe väterlicher Freude fassend: „diesen Augenblick haben wir mit Sehnsucht erwartet. Er erkannte mich, er hat seine Besinnung wieder; ach! wenn Mußjö Brück das gedacht, wäre er gewiß auch diese Nacht hier geblieben.“

„Brück!“ wiederholte ich mechanisch, „welcher Herr Brück.“

„Wie!“ sagte der Wirth kopfschüttelnd! „Also noch nicht ganz bei Sinnen! — Ih! Sein Freund, sein Vetter!“

„Freund! Vetter!“ fiel ich verwundert ein.

„Nun sein Erretter denn. Er muß ja doch wenigstens sein Freund seyn, mit dem Er Brüderschaft getrunken, und zwar muß der Bursche von Allen Ihn am liebsten gehabt haben, weil er ganz allein ihm nachgesprungen ist.“

„Ich weiß nichts mehr, als daß ich in den Fluß gefallen bin.“ —

„Gestern Abend — Es sind nun gerade 30 Stunden,“ fuhr der Wirth fort, „da klopfte es heftig an der Hausthüre. Als ich sie geöffnet hatte, fuhr ich erschrocken zurück, denn ein großer Haufen Menschen stand davor, und aus diesen drängten sich einige Männer ins Haus,

die Ihn freilich noch am Leben, aber ohne Bewußtseyn, zwischen sich trugen. Ein junger hübscher Mann, fröhlich aber pudelnaß, war an der Spitze; junge Offiziere waren auch dabei, wovon der eine mit auf sein Zimmer ging, ein Anderer den Volkshaufen auseinander gehen hieß, und der Dritte einen Arzt holte. Als dieser erklärt hatte, daß Er ohne Gefahr sey, zogen sie sich Alle mit dem jungen durchgenäßten Menschen zurück; — doch dieser kam bald umgekleidet und trocken wieder. Er ist die ganze Nacht und den ganzen Tag über hier im Zimmer geblieben, und erst vor einigen Stunden ist es mir gelungen, ihn zu überreden, nach Hause zu gehen und auszuruhen, denn er konnte sich kaum mehr auf den Beinen halten. Er hat mir selbst gesagt, daß er Brück heiße, Student sey, und muß denn natürlich auch sein Freund seyn. Selbst die Herren Offiziere haben seinen Muth und seine Geistesgegenwart gelobt und gemeint, daß Er ohne ihn nicht davon gekommen wäre."

Vergebens sann ich diesem Räthsel nach, bis ich mich in einem ruhigen, erquickenden Schlummer hineinsann. Als ich wieder aufwachte, saß einer meiner militärischen Begleiter an dem Bette. Sobald er mich bei vollem Bewußtseyn sah, erzählte er mir, auf meine Fragen, wie Alles zugegangen sey; daß Graf Solbing mein Retter gewesen. Mein plötzlicher Sturz in den ziemlich reißenden Strom hatte sie Alle den Kopf verlieren lassen;

zwar bewiesen sie alle großen Eifer mich zu retten, welcher sich doch nur durch Schreien und Hinundherlaufen geäußert, ohne die nöthige Behutsamkeit in Rücksicht auf das eigene Leben an dem schlüpfrigen Ufer zu vergessen. Solbing dagegen war schweigend, auf die Schnelligkeit und Richtung des Stromes achtend, still gestanden; dann hatte er mit großen Sprüngen, das Ufer entlang, mir, der bald auf- bald untertauchend im Mondlicht noch immer sichtbar war, voranzukommen gesucht, und da dieses ihm gelungen, sich unbedenklich in den Fluß gestürzt, um mich aufzufangen. Es glückte, und obgleich er ein höchst ungeübter Schwimmer ist, hatte er sowohl sich als mich mit vieler Anstrengung auf der Oberfläche des Wassers erhalten, bis endlich einige Leute mit langen Stangen dazu gekommen waren, an welchen wir, ich von ihm gehalten, ans Land gezogen wurden. Er fügte mehrere kleine Umstände hinzu, die ich doch alle überhörte, denn die Ueberraschung, von Solbing, von dem ich es am allerwenigsten verdient, gerettet zu seyn, hatte mich fast zum Entsetzen erschüttert. Verstummt winkte ich dem erzählenden Freund, mich allein zu lassen. In demselben Augenblick traten meine Thorheit, meine Schlechtigkeit, möchte ich sagen, neben seiner Großmuth mir klar vor die Seele. Ach! er ahnete gewiß nicht, daß er nicht bloß den Leib, sondern auch die Seele eines Jünglings, der, dem eigenen Untergange

unbewußt auf ein Haar nahe, gehässige, mörderische Gesinnungen gegen ihn gehegt, so unbedenklich das eigene Leben bloßstellend, gerettet hatte, und hat er es geahnt? wie hoch stand er dann nicht an Seelengröße über dem Elenden, der in kindisch-neidischem Uebermuth, sich zu ihm, ja über ihn, zu erheben dachte. Von dem Augenblicke an war eine gänzliche Verwandlung in meiner Seele vorgegangen, die bei späterem Nachdenken mir die Achtung vor mir selber zurückgab. Eine gemeine Seele würde den verhaßten Wohlthäter nur noch mehr gehaßt haben, aber ich — ich mußte ihn lieben. Taub für die Umgebung, schloß ich in liebevoller Reue die Augen, um nur sein schönes Bild vor mir zu sehen, mir nur die edlen Züge klar vorzustellen, aus welchen ich mich kurz vorher bemüht hatte, nur Haß und Tücke herauszulesen. Wie ganz anders erschienen sie mir nun! wie armselig ich mir selbst! wie thöricht wie unwürdig mein Unmuth! Der Gang meiner Ideen ist mir nicht mehr gegenwärtig; aber alle meine bisherigen Ansichten kamen mir wie ein befleckender Schaum vor. Ich faßte einen tiefen Haß gegen alle Duelle, und gegen diejenigen, die solche hervorrufen; denn wenn der Grund dazu auch nicht immer frivol ist, werden sie weniger durch diesen an sich, als von den frivolsten Rücksichten gefördert; und dieser Haß ist mir bis auf diese Stunde geblieben. Ja ich schwur von der Stunde an, nie Jeman-

den herauszufordern. Ich habe unter späteren jugendlichen Anfechtungen diesen meinen Schwur gehalten, und in meinem jetzigen Alter hege ich keine Furcht mehr, ihm untreu werden zu können. Wie lange ich mich in jener Stunde in solchen Betrachtungen vertieft habe, weiß ich nicht; aber plötzlich vernahm ich meine Hand leise berührt — ich schlug die Augen auf; mein ehrlicher Knopfmacher stand vor mir.

„Hört Er denn gar nicht, lieber Herr?“ sprach er; „wir haben wohl gemerkt, daß Er nicht schliefe; und dennoch hat Er die Gegenwart des Mußjö Brück gar nicht bemerkt; er ist schon lange hier, neben seinem Bette.“

Ich weiß nicht, warum dieser ganz vergessene Name mich unangenehm berührte; doch richtete ich schnell die Augen auf den Genannten. Es war Solbing. Er trat lächelnd ans Bett, und winkte schnell dem Wirthe und der Wartfrau, uns allein zu lassen, während er mir, der so eben mein Erstaunen aussprechen wollte, die Hand leise auf den Mund legte.

„Wundern Sie sich nicht,“ sagte er leise, als wir allein geblieben waren, „daß ich einen Namen angenommen habe, der mir in dem Hause, das Sie bewohnen, wenn auch nicht mehr Zutraulichkeit als der eigene erwerben, mir doch ein Fremdthun ersparen dürfte, das mir immer zuwider ist, wo mich Neigung und Seele

hinziehen. Danken Sie mir nicht," fuhr er schnell fort, als er meinen warmen, reuevollen Händedruck fühlte. „Reine Menschlichkeit, ein Gefühl der Freundschaft zogen mich in den Fluß Ihnen nach. So lassen Sie mich, auch Ihnen gegenüber und in Ihrer Nähe, nur Freund und Mensch bleiben, und unterwerfen Sie sich, wenn Sie ein kleines Unrecht gegen mich empfinden, der kleinen Strafe, daß ich dafür gesorgt habe, daß keine äußerlichen Verhältnisse mehr störend zwischen uns treten mögen. Hier in Ihrer Wohnung lassen Sie mich Brück bleiben; Ihnen allein gegenüber, gar nichts anders, als nur Ihr Freund seyn!"

Hatte er also doch in meine Seele geblickt? ich drückte beschämt seine Hand! von diesem Augenblicke an, waren wir treue vertraute Freunde. Sobald ich wieder ganz hergestellt war, besuchten die Offiziere, die nie vorher in meine Wohnung gekommen waren, mich auch nur selten mehr. Der Uebereinkunft mit meinem Wirthe getreu, entfernte ich, wie zuvor alle neugierigen Besucher von dem Hause, ja selbst meine wenigen genaueren Freunde mußten allmählig dem neuen Freunde weichen, der seinem Wunsche gemäß, nur unter dem Namen Brück täglich bei mir aus- und einging, während er außerhalb meiner Wohnung, wo wir uns zusammen zeigten oder herumschwärmten, wie vorher, Graf Solbing war. Es schien als habe er die rechte Art gefunden,

meine Eitelkeit zu besiegen, wenn auch dies nun noch nöthig gewesen wäre. Aber ich dachte an keinen Neid, an keine Zusammenstellung äußerer Vorzüge mehr, denn sein Inneres hatte mich und jenen besiegt. Wir waren, Eins in Zweien uns selbst genug geworden, um so mehr, da unsere übrigen Ansichten und Neigungen so sonderbar zusammenstimmten, als wären wir schon vor der Geburt bestimmt gewesen, Freunde zu seyn. Niemand in der Stadt wunderte sich ob eines vertrauten Verhältnisses, das eine so schöne Veranlassung gehabt, und in welchem nur eine Sonderbarkeit, über welche ich oft im Stillen nachgedacht habe, statt fand. Wir haben nie, nach der damaligen Sitte, Brüderschaft unter uns getrunken; eine gefährlichere Taufe hatte sie, wie von sich selbst, gemacht; dennoch fühlten wir, ich wenigstens, sey es nun aus dem in Demuth übergegangenen Stolz, der des Vorschlages dazu harrete — eine Scheu, uns mit Du anzureden; und so wurde, freilich erst scherzweise, später aus Gewohnheit, das Wort Ihr die zwischen uns festgestellte Benennung, wozu wohl auch die französische Sprache, die viel unter uns gesprochen wurde, nicht wenig beitrug.

Bald wurde er in alle meine Familiengeheimnisse, so wie ich in die seinen eingeweiht. Wir lachten darüber, daß es uns Beiden im Grunde so wenig Ernst mit der Rechtswissenschaft war, und doch brachte bald Freund-

schaft und Dankbarkeit mich dahin, diesem Studium, mit mehr als gewöhnlichem Fleiß, obzuliegen, während er sich freuete, sich dieser Bürde, indem er sie auf mich wälzte, in seinem Gewissen ganz entladen zu können. Der Vater hatte nämlich mit dem Studium des Sohnes eine ernstlichere Absicht, als dessen schnelleres Fortschreiten auf der diplomatischen Bahn. Solbing vertraute mir an, daß ein Proceß, der damals mehr als 60 Jahre bei dem kaiserlichen Kammergerichte anhängig war, und bedeutende Güter betraf, deren Besitz man der Familie streitig gemacht hatte — wenn er nicht in wenigen Jahren, sey es nun zum Vor- oder Nachtheil derselben, entschieden würde —, damit drohe durch die bedeutenden Kosten, die jährlich erfordert wurden, das schon geschmälerte Familien-Vermögen ganz aufzureiben; weßhalb der Vater wünsche, daß der Sohn so viel von jener Wissenschaft erlernen möchte, daß er mit scharfem Blick dem Gang der Sache und den Verhandlungen der Advokaten folgen könne, damit doch endlich, wie sehr dieß auch dem Vortheil dieser Herren widersprach, die Beendigung des Processes Statt finden möge. Allein mein Freund spürte weder Trieb noch Talent in sich dazu. Mein angeborner juristischer Scharfsinn schien dagegen der Sache nützlicher werden zu können, und da ich gewiß war, daß die Verhandlung desselben noch ein Menschenalter dauern könne, ergriff

meine dankbare Freundschaft mit Eifer diese Idee, die eine indessen nur spaßhafte Aeußerung des Freundes in mir erregt hatte; und als hinge wirklich das Wohl und Wehe seiner Familie von meinem Studium der Rechtsgelehrsamkeit ab, ergab ich mich diesem, von dessen Wichtigkeit für die eigene Zukunft ich damals nicht träumte, mit Eifer und Ernst, indem Solbing, während ich die Collegien besuchte, gern in meiner Wohnung, und in meiner zu jener Zeit noch ausgewählten Bibliothek, sich, wie ich wenigstens glaubte, in leichtern und angenehmern Studien vertiefte.

So waren mehrere Monate, während welchen ich mich arglos zwischen dem Freund und meiner Wissenschaft getheilt hatte, vergangen, als eines Morgens, zu einer Zeit wo Solbing zu einem Besuch bei seinen Eltern, den er zu verschiedenen Zeiten im Jahre regelmäßig abstattete, eben abgereiset war, mein ehrlicher Knopfmacher mit einer verstörten kummervollen Miene zu mir hereintrat. Er hielt einen glänzenden Brillantring in der Hand, den er zitternd mit abgewendetem Gesicht vor mir hinlegte.

Ich sah ihn verwundert, schweigend an.

„Nehme Er ihn zurück," sagte er endlich, mühsam bittere Empfindungen bezwingend; „nehme Er ihn zurück den Glanz, der nicht in mein schlichtes Haus gehört! Ach! ich hätte nicht gedacht, daß in seinem Her-

zen die Absicht wohnen könne, ein unschuldiges und leichtgläubiges Kind verführen zu wollen.“

„Ich? — verführen?“ stotterte ich überrascht, entsetzt, entrüstet hervor.

„Wenigstens beschwatzen! Läugne Er nicht; Fides hat uns Eltern Alles gestanden. Lange hat die Mutter bemerkt, daß das Kind still und träumend herumging; diesen Morgen überraschte sie die Tochter, wie sie insgeheim diesen Ring betrachtete, den sie, an einer Schnur befestigt aus dem Busen hervorgezogen, in der Hand hielt. Erschrocken und unter vielen Thränen gestand sie endlich mit halben Worten, daß Er ihr denselben als ein Pfand der Treue und Liebe aufgedrungen habe. Nehme Er ihn zurück, verlasse Er dann unser Haus, und begnüge Er sich damit, daß Er Thränen und Kummer in dasselbe gebracht hat. Sey Er großmüthig genug, sich selbst einem Vergehen zu entziehen, dessen Folgen Entehrung und Unheil, nicht bloß über mein Haus, sondern auch über das eines alten Mannes, dessen grauen Haare wir Beide verehren, und dem wir gern Schmach ersparen möchten, bringen würde — heirathen will, darf Er ja doch meine Tochter nicht!“

„Nein!“ erwiederte ich kurz, noch ohne Fassung den Ring ergreifend. Ich verstand mich etwas auf Edelsteine, und der mir in die Augen blitzende Werth dieser klaren Strahlen, gab mir ein helles, wiewohl nicht deut-

liches Licht; allein ich ahnte Alles, und darum stand ich zerschmettert; denn es war mir, als gälten dennoch seine Worte mir. „Hier waltet ein Irrthum ob,“ sagte ich endlich beklommen, doch fest. „Er soll erfahren, daß ich keines Bubenstückes fähig bin. Laß Er mich selbst mit dem Mädchen sprechen, zum ersten und letzten Male ohne Zeugen.“

Der gelungene Anschein von Ruhe, die ernste Festigkeit, womit ich sprach, machte den Vater ungewiß, und bewog ihn, mir zu gewähren, was er sich gewiß vorgenommen hatte, nicht zu gestatten. Als ich zu Fides hinein trat, verließ die Mutter, auf den Wink des Gatten, weinend das Zimmer. Das Mädchen stürzte zu meinen Füßen.

„Können Sie mir verzeihen,“ schluchzte sie, „daß ich halb mißverstanden, halb mit Fleiß Ihren Namen gemißbraucht! Ach von Ihnen, seinem Freunde, auf den er so viel hält, den ich, den die Eltern verehren, darf ich — darf er nur Hülfe erwarten. Ich fühlte, daß Ihr Name den Vater entwaffnen würde. Retten Sie meine Liebe, mein Leben. — Schaffen Sie in seiner Abwesenheit Hülfe und Rath. —“

„Also wirklich Brück?“

Sie stammelte mit niedergeschlagenen Augen ein leises: „Ja.“

Ich wußte es schon, dennoch fuhr es mir heiß

durch alle Adern. „Kennt Sie ihn. Weiß Sie wer er ist?“

„Er hat mir nicht verschwiegen, daß er stolze, sehr vermögende Eltern habe, daß seine Verhältnisse ihm wie ein Stein auf dem Herzen liegen, daß die strengste Verschwiegenheit Noth thue, ja daß selbst Sie nichts ahnen dürfen, bis —“

„bis er Sie, sich selbst und Ihr ganzes Haus ins Verderben gestürzt —“ unterbrach ich sie entrüstet, dieß falsche Spiel empörte mein Gefühl — in diesem Augenblick waren wir wieder Zwei geworden. „Hat er Ihr,“ fuhr ich fort, „die Ehe versprochen?“

„Nein! in den kurzen seltnen Augenblicken, die wir uns verstohlen sehen konnten, haben wir nur an die Gegenwart gedacht, und ließen Gott, den wir keinen Augenblick aus den Augen verloren haben, für die Zukunft sorgen.“

Die Arglosigkeit dieser Antwort beruhigte und versöhnte mich wieder. „Sie hofft doch seine Gattin zu werden?“ fragte ich.

„Wir lieben uns ja!“ sagte sie erröthend.

„Leidenschaft täuscht ihn, Unwissenheit Sie,“ versetzte ich streng — „Eure Liebe hat keine Zukunft, darum sollte i ch nichts wissen, weil ein Wort nur von mir Ihre Hoffnung zerstören würde. So wisse Sie denn: Brück ist gar keine Person; derjenige, der diesen Namen sich ange-

maßt, ist der Sohn eines Grafen, den Sie oft hat nennen hören. Er ist der junge Graf Solbing.“

Ich hatte Recht, dieß einzige Wort zerstörte die Hoffnung und ihren Zauber, und zeigte dem armen Mädchen sich selbst am Rande eines tiefen Abgrundes. Die schlichte Tugend, in der sie erzogen, war mächtiger als ihre junge Liebe. Mit gebrochenem Herzen, mit heißen Angstthränen, die Hände ringend, beschwor sie mich, sie von seiner, von ihrer Leidenschaft, vor dem Zorn der Eltern zu retten.

Ich erfuhr nun, daß ihre Bekanntschaft mit dem Grafen älter als unsre Freundschaft war, daß sie selbst ihn dem Vater, durch den wahrscheinlichen Irrthum einer Freundin veranlaßt, die ihm im Vorbeigehen den Namen Brück beigelegt, als er jenen Abend in unsere Wohnung trat, so genannt, und so selbst diesen willkommenen Betrug veranlaßt hatte; denn sie hatten sich zuerst, nachdem er sich Zutritt in meine Wohnung verschafft, mündlich gesprochen. Ja, es schwebte mir sogar die Muthmaßung vor dem Sinn, als habe ihr geheimes Augenverständniß sein nachsichtiges, freundliches Benehmen gegen mich veranlaßt; — um so mehr hatte ich ihm Unrecht gethan. Sein Blick hatte Gefühl, nicht Spott ausgesprochen. Er hatte mir das Leben gerettet, war mir ein theurer, geliebter Freund geworden; und mein Herz verzieh die kleine List, seine noch fortdauernde Ver=

schwiegenheit gegen mich, überzeugt, daß seine Absicht damit nur seyn könne, mir eine quälende Mißbilligung zu ersparen, und mein Gewissen frei zu erhalten. Es war mir, als müsse ich ihm sogar für seine Verschwiegenheit dankbar seyn, und es fiel mir in demselben Augenblick ein, eben so verschwiegen seine Ehre und seine Tugend zu retten. Fühlte ich doch, daß offene Mißbilligung in dieser Sache, vielleicht eine neue gehässige Verkennung herbeiführen könne, und so beschloß ich, Schweigen mit Schweigen vergeltend, thätig zu seyn, in der Hoffnung, meine Absicht, so wie jetzt vor meinem Gewissen, auch einst vor seiner abgekühlten Leidenschaft verantworten zu können. Obgleich jung, und selbst von der Leidenschaft der Liebe so ziemlich unangefochten, hatte mich der angeborne Scharfsinn belehrt, daß wohl bei dem Grafen Eitelkeit und Phantasie die Stelle wahrer Liebe vertreten könne.

Mit dieser Ansicht rief ich die Eltern herbei. Auf eine freilich verschönernde und entschuldigende Weise, setzte ich ihnen die Sache auseinander. Beide erstarrten bei dem Namen des Grafen vor Schrecken. Kaum hatten sie meinen Vorschlag gehört, als sie darauf eingingen, einen Erretter und Wohlthäter in mir erblickend. Mit ihrer Genehmigung entführte ich ohne Zögern dem Grafen ihre Tochter und brachte sie, in ihr Schicksal ergeben, in unbemerkter Stille, welches bei ihrer eingezo-

genen Lebensweise leicht zu bewerkstelligen war, zu einer Pächterfamilie, die in einer mehr abgelegenen als von der Universität entfernten Gegend lebte, unter dem freilich halb wahren Vorwand, sie vor den Nachstellungen eines Grafen in Sicherheit zu stellen. Die wirkliche Absicht, weßhalb ich eben diesen Zufluchtsort gewählt, verschwieg ich den Eltern. Ich kannte nämlich diese Familie von ihrem Sohne, einem angehenden Juristen her, der zu meinen früheren Freunden gehörte, und den ich später Solbings wegen etwas vernachläßigt hatte. Auch er hatte mich früher, was sein offenes Herz mir nicht verbarg, des Mädchens wegen, ziemlich häufig besucht, ohne doch, weniger schlau als der Graf, Gelegenheit gefunden zu haben, ein Verhältniß mit ihr anzuknüpfen. Mit ihm hatte ich ein Paarmal in den Ferien seine Eltern besucht, und gab nun dem hübschen, braven Jungen einen heimlichen Wink: was er in dem Vaterhause finden würde, während ich zu derselben Zeit den Einfluß meines Vaters benutzte, ihm eine kleine Anstellung in meiner Heimath zu verschaffen.

Als der Graf zurückkehrte hütete ich mich wohl, ihm meine kurze Abwesenheit zu verbergen, theilte aber mit ihm die Verwunderung über das plötzliche Verschwinden des Mädchens, worüber — was ich ohne Unwahrheit anführen konnte — der Vater alle Fragen zurückwies. Ich zitterte, daß der Freund, in der Qual seines Herzens,

mir sein Geheimniß mittheilte, wodurch mein Mitleid und unser gegenseitiges Vertrauen auf eine harte Probe gestellt werden konnte; aber er schwieg, woraus ich mit Freuden schloß, daß seine Leidenschaft schon in Abnahme sey, indem sonst die Gewalt derselben wohl größer als die Scheu, mir den Mißbrauch unserer Freundschaft zu entdecken, gewesen seyn würde. Uebrigens gelang mein Plan. Die feurige Ueberredungsgabe des jungen Mannes siegte; die Nothwendigkeit der Entsagung, nebst der Genugthuung, die Trauer der Eltern in Zufriedenheit umwandeln zu können, verhalf der schnell reifenden Vernunft des Mädchens dazu, ein Opfer zu bringen, das, im Laufe der Zeit, bald aufhörte eines zu seyn. — Die Anzeige einer Anstellung des Freiers überwand ihre letzten Zweifel, und ehe noch sechs Monate verflossen waren, welche der Graf—dem alle seine geheimen Nachforschungen an Ort und Stelle mißlangen — auf kleine Entdeckungsreisen, die ihm doch eine heilsame Zerstreuung gewährten, zugebracht hatte, wurden ich und meine Wirthsleute zu einer stillen Hochzeit eingeladen.

Bei dieser, wo ich mir, mit freudigem Herzen als Erretter und Wohlthäter gehuldigt sah, übergab mir die Braut, die ihrem Verlobten nichts verschwiegen hatte, den Brillantring des Grafen, den ich ihr, als mir nicht angehörend, gleich bei jener Unterredung zurückgegeben, und an den ich nicht mehr gedacht, während sie ihn

als Pfand eines schönen Traumes, den sie nicht aufgeben konnte, noch behutsamer als zuvor aufbewahrt hatte, und bat mich, ihn nun, als ein Zeichen des ganz aufgelößten Verhältnisses, wieder dem rechten Eigenthümer einzuhändigen.

Seine Ueberraschung, bei Erledigung dieses Auftrages, bewies mir, daß er meinen Antheil an dieser Sache nicht geahnt hatte; und als ich ihm nun wiederholte, was ich mir selbst früher gesagt, daß seine Verschwiegenheit gegen mich, mir ein Recht zur Wiedervergeltung gegeben, wodurch ich Ehre, Ruf, Glück und Ruhe desjenigen, dem ich das Leben zu verdanken hatte, ohne aufs Neue unsre Freundschaft aufs Spiel zu setzen, einlösen konnte, wurde er, obgleich Anfangs verletzt, doch gerührt, und umarmte mich heftig ohne Worte. Er nahm zwar den Ring zurück, als ich aber einige Tage darauf, das Fest meines Eintritts in's Leben, welches ich damals noch nicht verhehlte, im heiteren Frohsinn feierte, brachte er den Ring mit und drang mir ihn, als ein Andenken treuer Freundschaft, auf. Ich gestehe, es konnte mir kein Angebinde lieber seyn. Es schmeichelte besseren Gefühlen in mir, als meiner Eitelkeit.

Dießmal brachte ich diesen Tag mit ihm, der mich fast alles andern Umganges entwöhnt hatte, allein zu. Während des heitern Mahles eröffnete er mir sein ganzes Herz; denn er hatte jetzt nichts mehr zu verschweigen.

Er gestand mir nun, daß, obgleich er der Fides noch mit Seufzen gedächte, wäre er doch froh, daß es so gekommen sey; denn selbst das Glück seiner Liebe hatte ihm kein Glück gebracht — der Abglanz seiner Geburt hatte eine Mißheirath und alle ihre verderblichen Folgen zurückgewiesen, und er bebte vor dem Gedanken, als ein gemeiner Verführer dastehen zu müssen; dennoch hatte es ihm an Kraft gefehlt, sich ganz einem Traume zu entreißen, der ihn mit duftenden Blumen umschlang. Es war ihm zu Muthe gewesen, wie einem halbschlafenden Menschen, der gern aufwachen möchte, und es doch nicht vermag. Ich hatte ihn nun zwar plötzlich, aber nicht eben unsanft geweckt; jede andere Art würde ihn noch schmerzlicher verletzt haben, besonders in einem Augenblicke, wo eben die plötzliche Entbehrung ihm den Verlust noch herber machte. Was hatte er nicht Alles unternommen, um dieses Geheimniß zu durchdringen; ja obgleich sein Verstand solche lächerliche Mittel verwarf, hatte er doch nicht unterlassen können, eine alte Kartenschlägerin, die sich in unsrer Universitätsstadt einen gewissen Ruf erworben hatte, aufzusuchen, und sie wegen seiner Zukunft, und ob er sein verlornes Glück wieder finden würde, auszufragen. Aber ihre dunklen Aussagen hatten ihm, wie zu vermuthen war, keine Aufklärung gegeben; indessen hatte doch die sonderbare Aeußerung ihn ergriffen, daß er eine Rechtssache, die ihm am Her=

zen lag, verlieren, aber in deren Verlust eine größere gewinnen würde. Er wäre versucht gewesen, die Erstere für sein Liebesverhältniß zu halten, und die Letztere für den ärgerlichen Familienprozeß anzusehen; aber wie könnte der Verlust der Ersteren den Gewinn des Letzteren nach sich ziehen — doch ja — unsre dadurch noch unzerstörbarer gewordene Freundschaft könnte meinen Eifer und meine Thätigkeit noch mehr anspornen; nach Jahren würde denn doch der Prozeß, so wie wir es so oft geträumt und besprochen hatten, ganz gewiß in meine Hände kommen. Er lachte freilich darüber, aber wie konnte eine arme unbekannte Frau auf einen Prozeß anspielen, von dem sie nichts ahnen konnte, und von dem gewiß nur wenige, vielleicht Niemand außer uns, in dieser von dem Verhandlungsorte so weit entlegenen Stadt etwas wußte. Ich dagegen machte ihn darauf aufmerksam, daß er selbst eine Bedeutung in ihre Worte hineingelegt hätte, welche zu erklären, die Frau selber in Verlegenheit bringen würde, und suchte lachend diese unfreiwillige Aufmerksamkeit, die er dem Lächerlich-Gemeinen beilegte, von dem Feierlichen zu entkleiden, das ihr seine Phantasie verlieh. Meine entschiedene kalte Abneigung, die mit seiner dadurch noch mehr erregten Theilnahme kontrastirte, reizte ihn zum Widerspruch, und da er fortfuhr zu behaupten, daß, troz dem Unglauben daran, die Erscheinung des Geheimnißvollen an

sich doch immer einen gewissen Eindruck hervorbrächte, so gelang es ihm, mich in der heitern Laune, in der wir Beide uns befanden, zu überreden, einen Besuch mit ihm bei der alten Frau abzulegen, um zu erfahren ob sie nicht wenigstens durch doppelsinnige Worte einen Unglauben an ihre Kunst rächen würde.

In dem Giebelzimmer des baufälligen Hintergebäudes, das sie bewohnte, fanden wir, nachdem wir mit Mühe die Schneckentreppe hinaufgeklommen waren, durchaus nichts Ungewöhnliches, als einen Ueberfluß von Schmuz, der die darin aufgehäuften vielfachen Geräthe bedeckte, und sich bis auf die Karten erstreckte, die sie nicht zögerte hervorzuziehen, als sie in dem Grafen einen nicht kargen Kunden erkannte. Sie legte mir also, auf mein Verlangen, die Karten, nachdem sie mir einige, wie mir schien, unerhebliche inquisitorische Fragen gemacht, nannte mir darauf langsam und prüfend einige Fälle, die mir allerdings begegnet waren, aber auch hundert Andern begegnet seyn mochten. Resoluter und dreister sprachen die Karten von meiner Zukunft. Der größte Theil davon ist freilich nicht eingetroffen, offenbar hatte sie sich in meinem künftigen Wirkungskreise geirrt, und doch sprach sie in der That Worte aus, die ich damals nur wunderlich fand, die aber später, durch einen sonderbaren Zufall, mir selbst gegen meinen Willen bedeutend geworden sind; ja obwohl mein Verstand

noch in diesem Augenblick ihnen keine Wichtigkeit beilegen kann, ist es mir doch noch immer, wenn ich daran denke, als spürte ich einen leisen Schauder. Nachdem die Alte aus dem in mehreren Reihen gelegten Quadrat, welches die Karten bildeten, und aus der Nähe oder Entfernung verschiedener derselben von derjenigen, welche meine Person bedeuten mochte, mir vielerlei, was mir begegnen sollte, in doppelsinnigen Worten gewahrsagt hatte, zeigte sie zweifelnd und kopfschüttelnd auf eine Karte, die dicht unter der meinigen lag. „Sonderbar", sagte sie — „das ist mir nicht klar — die da bedeutet wiederkehrende Geschenke — und eben heute — ist Euch dieser Tag etwa merkwürdig."

„Es ist mein Geburtstag," sagte ich lächelnd, allerdings mit einem mißtrauischen Blick auf den Freund, eine kleine Neckerei vermuthend.

„Hätte ich es doch errathen sollen," fuhr sie fort — „denn sie deutet auf viele, viele Jahre den Lebensweg entlang, und doch wie sonderbar belogen zwischen Liebesglück und einem schwarzen Grab. Solche Geschenke werden Euch des Lebens höchstes Gut — und einen bösen Tod bringen. — Hütet Euch vor den Angebinden — doch sachte, sachte! es ist noch immer Zeit, sich vor dem Bösen zu hüten, wenn das Gute empfangen ist."

Es ist kein Wunder, daß diese Aeußerung, das einzige etwas Auffallende unter dem übrigen alltäglichen

Plunder, uns nachher Stoff zu freundschaftlichen und heiteren Diskussionen gab, bis er von lustigeren, unserer ziemlich regellosen Lebensweise mehr entsprechenden Gegenständen verdrängt wurde. Den Liebestraum zu verschmerzen hatte sich der Freund schon früher in die Zerstreuungen der lebensfrohen Welt geworfen, und als mein Studium sein Universitatsziel bald erreicht hatte, hielt ich es sogar für Pflicht, ihm in seinem Streben, den Gegenstand einer verderblichen Sehnsucht zu vergessen, beizustehen. — Jene Weissagung war schon vergessen, und selbst mein einziges Angebinde von Bedeutung — einige wenige von Werth von meinen Eltern ausgenommen, der Brillantring, sollte mich bald nicht mehr daran erinnern können. Dieser war mir abhanden gekommen. Wir — der Freund und ich — zogen viel in der Gegend herum, wohin nur etwas Schönes oder Neues uns winkte; unter andern besuchten wir zusammen eine Kirchmesse in der ferneren Nachbarschaft, wie wir das Ziel unserer längeren Ausflüge nannten. Ich erinnere mich nicht mehr, welche ungewöhnliche Begebenheit oder Sehenswürdigkeit eben zu der Zeit die Landstraßen sehr lebhaft machte; genug da eben mehrere Postwege in dem Flecken, wo die Kirchmesse gehalten wurde, zusammenstießen, fanden wir daselbst, bei unserer ziemlich späten Ankunft, das beste Wirthshaus besetzt; warum wir uns doch, in der Absicht die ganze

Nacht tanzen zu wollen, nur wenig bekümmerten; allein wir hatten gar zu lustige Gesellschaft getroffen. — Ich, nicht gewohnt, viel über den Durst zu genießen, merkte eben nicht, daß ich berauscht war, nur daß ich mich nicht recht wohl befand, und da der Freund mir das Uebelbefinden ansah, beredete er mich leicht, nach dem Wirthshause zurück zu gehen, um die ungewohnte Schwerfälligkeit zu verschlafen. Die kältere Luft verschlimmerte mein Uebel, und erst nachher erfuhr ich, daß kein Zimmer für eine einzelne Person zu erhalten gewesen, und daß dem Freunde nur mit genauer Noth gestattet wurde, mich in einen Saal zu führen, wo — eine damals sehr gewöhnliche Sitte — mehrere zweischläfrige Betten standen, von welchen einige von der Reisegesellschaft der schon angekommenen fahrenden Post bereits in Beschlag genommen waren, und wo er mich nur flüchtig und halb entkleidet dem Schlafe überließ. Als ich von Solbing wieder geweckt wurde, stand die Sonne schon hoch. In der Eile wurde ein Frühstück genossen, und der Rückritt angetreten, und erst als ich wieder in meiner Wohnung angekommen war, vermißte ich den Ring. Wir kehrten sogleich nach dem Flecken zurück, allein jede Nachfrage war vergebens. Die Reisenden, welche in demselben Zimmer übernachtet hatten, waren schon längst fort; Einige sogar vor meinem Erwachen, Andere gleich nach uns. Der Wirth

hatte keinen von ihnen gekannt. Soviel ergab sich nur, daß sie alle unter die Stände gehörten, von welchen keine Veruntreuung und noch weniger Diebstahl zu vermuthen war. Ueberdieß wußte ich ja selbst nicht, wo und auf welche Art ich den Ring verloren hatte. Die öffentlichen Kommunikationen und wenige Tageblätter der Zeit boten damals noch weniger Hülfsmittel als gegenwärtig dar; indessen ließ ich in mehrere, unter Andern besonders in den Frankfurter Postreiter, eine Anzeige von dem Verluste und die Beschreibung des Ringes einrücken, welches doch ohne Erfolg blieb.

Die Zeit ließ mich den Verlust bald verschmerzen. Unterdessen rückte die Stunde meiner Abreise heran. Es war nun die Zeit da mich mit den Eltern, wegen meiner Zukunft, zu berathen. Die jugendliche Abrede mit dem Freunde: mich wegen seinem kein Ende nehmenden Prozesse der Rechtswissenschaft besonders zu weihen, war — je mehr das Leben uns Beide ergriff — ich gestehe es, in den Hintergrund getreten, um so mehr da dieser Gegenstand unter uns Beiden weltlustigen jungen Leuten schon längst aufgehört hatte, besprochen zu werden. Obgleich nun diese mehr ungebundene Lebensweise uns in einen größeren Kreis von Freunden und Freuden hineinzog, die sich zwischen uns drängten und unsern Bund lockerer zu machen schienen, erwärmte doch der Gedanke an die nahe Trennung die Herzen aufs Neue.

Und so entschloß sich Solbing, mich bis nach Frankfurt zu begleiten, und erst von dort aus, so wie ich, in die Heimath zu ziehen.

Beide mit Empfehlungen an die ersten Häuser versehen, fehlte es uns in dieser großen und üppigen Stadt nicht an Zeitvertreib, um so mehr, da er mich in seinen Kreis und ich ihn in den meinen einführte; in Beiden brachte mein mir angeborner Hochmuth, selbst neben Reichsgrafen, keine Demüthigung zu befürchten, da in der freien Reichsstadt der Sohn eines Patriziers, selbst aus einer entfernten Gegend, mehr fast, als der Edelmann galt.

Beide eines Abends in ein angesehenes Kaufmannshaus eingeladen, fanden wir bei unserer Ankunft die schon vollständige Gesellschaft um ein Clavier versammelt, an welchem — eine damals höchst seltene Ausnahme — eine junge Dame aus der Stadt sich so eben niedergelassen hatte. Sie war mit dem bunten und steifen Putz jener Zeit angethan; aber dieser kontrastirte auffallend mit dem Ausdruck tiefer Trauer in ihren, wenn auch nicht schönen, doch höchst anziehenden, Zügen, und mit der seelenvollen Einfachheit, womit sie ein kleines schwermüthiges Schäferlied vortrug. Ich fragte, wozu ich mich sonst nur selten geneigt fühlte, einen neben mir Stehenden, wer die Dame wäre? Die Antwort war, daß sie die einzige Tochter eines Mannes sey, der mir vom Hörensagen als der sehr hochfahrende Chef eines

Handelshauses, von dessen zweideutigem Zustande eben so viel, wie von seinem eigenen abstoßenden und harten Charakter gesprochen wurde, bekannt war. An ihren Ohren, selbst an ihrem Kopfputz funkelten Diamanten, deren klarer Glanz zwar den ihrer Blicke überstrahlte, doch nicht die Anmuth erreichte, welche ihnen ein zurückgedrängter Thränenthau gab, indem er ihnen den Anschein noch köstlicherer Perlen verlieh.

Unwillkührlich ergriffen trat ich immer näher. Es war nicht bloß die Gestalt, es waren die herzergreifenden Zaubertöne, die meinen Blick, mein ganzes Wesen, alles Andere vergessend, an ihr festhielten. Meine Seele, immer dem Wohllaut offen, folgte mit den Augen den feinen zarten Fingern auf den Tasten. Da blitzte mir ein bekannter Glanz entgegen, der mich plötzlich, trotz meiner Bezauberung, in einen Zustand der Bestürzung, des Entsetzens, möchte ich sagen, versetzte. Ich glaubte meinen verlornen Ring zu erkennen. Je länger mein scharfes Auge darauf haftete, jemehr verschwanden meine Zweifel. Kaum vermochte ich den Blick davon abzuziehen, und da mir dieses mit einem schnellen Umblick auf die Gesellschaft dennoch gelang, war es mir, als gewahrte ich an dem Lächeln eines neben mir stehenden Bekannten, daß er in meiner Seele gelesen. Ich nahm sogleich die klügste Partie, ihm ganz offenherzig zuzuflüstern: „Welch glänzender Ring!“

„Haben Sie den auch bemerkt,“ raunte er mir wieder ins Ohr. „Aller Augen hat er auf sich gezogen. Alle beneiden sie, während das arme Mädchen vor Kummer vergeht.“

„Wie so?“ fragte ich schnell wieder.

„Es ist ihr Verlobungs-Ring,“ sagt man. „Sie trägt ihn erst seit drei Tagen, aber wahrlich! der Bräutigam entspricht diesem Glanze nicht.“

Mit einem Wink machte er mich auf diesen aufmerksam, der von Hochmuth und Zufriedenheit strahlend hinter dem Stuhle der Jungfrau stand. Ich hatte ihn für ihren Vater gehalten. Es war eine kleine, verkrüppelte Gestalt, weit über die Blüte der Jahre hinaus, dessen Name aber von bedeutendem Gewicht auf der Börse war. Ich stand betroffen. Mein Auge konnte sich doch wohl geirrt haben; aber ein neuer Hinblick strafte diesen Zweifel Lügen. Ich vermochte mir dieß Unbegreifliche nicht zu erklären; aber das widerwärtige Aeußere des Bräutigams flößte mir einen Haß gegen ihn, und ein Mitleid mit der Braut ein, welche Muthmaßungen in mir erregten, die ich unter andern Umständen würde verworfen haben.

In dem ersten gelegenen Augenblick theilte ich dem Freund meine Entdeckung mit. — Nicht so wie ich schon, ohne es zu wissen, verliebt, und daher auch dreister als ich machte er sich mit dem Mädchen zu schaffen.

Die größere Nähe, ja selbst die Berührung des Ringes benahm ihm jeden Zweifel. Er gab mir einen Wink, und wir zogen uns still zurück. Aber das schöne trauernde Mädchen hatte, unabgesehen von dem so unerwartet wieder entdeckten Kleinode, schon eine solche Unruhe in meinem Innern erregt, ja selbst in dem verlorenen Ringe an ihrem Finger, ahnte das entflammte Herz eine Bedeutung, empfand eine so dringende Aufforderung, sie einem so unwürdigen Loose zu entreißen, daß es dem treuen Freund Mühe kostete, mich zu Mäßigung und Geduld zu bewegen. Ich dachte nur daran, von ihr bemerkt, und in das Haus des Vaters eingeführt zu werden. Beides gelang. Ein herumschleichendes Gerücht sagte mir zu gleicher Zeit, daß wahrscheinlich nur die schwankende Lage seines Hauses Letzteren bewogen hatte, dem nur zu ungleichen Bewerber Gehör zu geben; einem Manne, der eben so sehr wegen seines Reichthums, als wegen seines schmutzigen Geizes im Rufe stand, und über dessen zweideutigen Charakter die Meinung sich so allgemein aussprach, daß Jeder sich ob der, man möchte fast sagen, absichtlichen Verblendung des sonst so ehrgeizigen Vaters des lieblichen Mädchens wunderte. Es gelang der unermüdlichen Schlauheit meines Freundes in kurzer Zeit ausfindig zu machen, daß der Bräutigam, auf einer Reise begriffen, eben in derselben Nacht, wo mir der Ring verloren gegan=

gen war, sich in demselben Flecken, demselben Wirthshause, ja in demselben Zimmer befunden hatte. Ließ sich nun auch daraus kein eigentlicher Diebstahl behaupten — obgleich zu derselben Zeit, wo er damit umging, sich die Hand eines so angesehenen Mädchens zu erschleichen, der Anblick eines so köstlichen Ringes, dessen Besitz, Reichthum und Prachtliebe entsprechend, einen bedeutenden Aufwand ersparte, für eine gemeine Seele eine mächtige Versuchung seyn mochte, so ging doch wenigstens die beschämende Verschweigung eines Fundes, von dessen Gegenstand der Eigenthümer eine öffentliche Anzeige gemacht, die zu seiner Kunde gekommen seyn mußte, daraus hervor. Der Neigung des Mädchens, wie ich mir bald schmeicheln durfte, gewiß, suchte und fand ich Gelegenheit, ihr meine Liebe zu gestehen, und die Zusage ihrer Hand auf den Fall zu gewinnen, wenn ich sie von dem verhaßten Bräutigam befreien und die Gunst des Vaters erlangen könnte. Dieser stand mit unserem Hause in Handelsverbindungen, und das Ansehen des gräflichen Namens derer von Solbing übte auch keinen geringen Einfluß auf ihn aus. Unbeschreiblich war seine Bestürzung, sein Zorn, ja beinahe seine Wuth, als wir Beide, in einer feierlich verlangten geheimen Unterredung mit ihm in seinem Hause, ihm eröffneten, und mit jenem Zeitungsblatte bewiesen, daß der, man konnte wohl sagen, öffentlich bekannte

Verlobungs-Ring der Tochter, noch immer mein rechtliches Eigenthum sey. Auf der Stelle schickte er nach dem Bräutigam, der kurz darauf ahnungslos ins Zimmer trat. Er hatte mich nur im Bette, bei trübem Lichte und in einem so entstellenden Zustande gesehen, daß kein Wiedererkennen möglich gewesen war. Sein Entsetzen, als er die beiden, in seinem Kreise sehr geschmeichelten und angesehenen jungen Fremden als Ankläger einer That, von der er nie glaubte, daß man seinen Antheil daran je würde ahnen können, gegen ihn auftreten, und alle von ihm nur zu gut bekannten Umstände entwickeln sah, beraubte ihn fast aller Fassung. Er war gezwungen wenigstens die Verschweigung des selbst nach seiner Angabe zweideutigen Fundes, einzugestehen, und flehte auf eine erbärmliche Weise um Schonung seines Rufes, indem er alle Ansprüche auf die Hand der Tochter dem aufgebrachten, sich schämenden Schwiegervater willig zurückgab. Dieser wollte sich beeilen, den Ring wieder los zu werden. Da wagte ich ihm vorzuschlagen, die ganze Stadt an der, obschon bekannten, doch noch nicht erklärten und nun zurückgegangenen Verbindung irre zu machen, indem die Tochter den Ring als ein väterliches Geschenk behielt, wodurch jedem gehässigen Gerüchte vorgebeugt und das frühere, als die Frucht einer lächerlichen Anmaßung, angesehen wurde. Während er mich nun betroffen ansah, stellte ich ihm mit der Poesie

eines Verliebten vor, wie das Schicksal bereits durch den Empfang meines Ringes ein Verhältniß zwischen mir und seiner Tochter angeknüpft habe, und ersuchte ihn, diesen Bund durch einen andern, aber einfachen, unentweihten Verlobungs-Ring geltend machen zu dürfen. Der alte Herr rechnete im Stillen und mein Vater gleichfalls. Beide, die eigenen Umstände verhehlend und auf das Vermögen des Andern vertrauend, wurden bald einig, und so, Ferdinand! wurde deine Mutter meine Frau.

Als unsre Hochzeit wenige Monate darauf gehalten wurde, waren schon viele Veränderungen in meinen Aussichten eingetroffen. Ein tieferer Blick in die Vermögensumstände unsrer Eltern ließ mich erkennen, daß ich die Hoffnung, auf einem reizenden Landgute mich einer stillen Thätigkeit weihen zu können, aufgeben, und froh seyn müsse, daß der immer mehr sinkende Einfluß des Vaters noch vermochte, mir eine Anstellung zu verschaffen, die mein jetziges Verhältniß zu dem hiesigen Kammergerichte herbeigeführt hat; und so versetzte zum Theil meine Tüchtigkeit in einer Wissenschaft, die ich in früherer Zeit des Freundes wegen mir angelegen seyn ließ, ohne doch in dem Augenblicke an seinen Vortheil zu denken, an die Stelle, wo ich ihm allerdings am nützlichsten seyn konnte, wenn endlich seine Sache zu einer gewissen Reife gediehen seyn würde. Dennoch hat er meine Freundschaft später nie in Anspruch ge-

nommen. Unsere am Ende des Universitäts-Lebens streng geschiedenen Verhältnisse brachten uns unmerklich auseinander, ohne daß darum sein Andenken, besonders seit jener Zeit, wo ich am liebsten in meinen Erinnerungen lebe, aufgehört hat, mir theuer zu seyn. Ich habe ihn, seit meiner Hochzeit in Frankfurt, wohin wohl mehr andere Verhältnisse, als meine Einladung ihn geführt, nicht gesehen. Ich hatte deiner Mutter noch früher Vieles aus unsern, mir noch immer theuern, Zusammenleben mitgetheilt, und unter Andern jene Weissagung, die durch das so höchst unerwartete Ereigniß, das meiner Liebe zu statten gekommen war, in eine Erfüllung, die mir allerdings auffiel, gegangen war. So hatte wirklich ein Angebinde, das, sonderbar genug, dem Freunde ein Liebesglück entriß, mir ein noch schöneres und beglückenderes gebracht — folglich mußte nun dasselbe oder ein anderes mich auch dem Grabe zuführen. Die leicht bewegte Phantasie, und die von Jugend an eingeschüchterte Seele meiner Braut legten jener thörichten Weissagung, in der ich bis jetzt nur ein Spiel des Zufalls erkenne, eine ihr beängstigende Wichtigkeit bei. Der Anblick des Ringes flößte ihr Grauen ein, und so überredete sie mich, dem wieder abreisenden Freunde zum Andenken des Glückes, das besonders sein treuer Eifer, und seine rasche Besonnenheit herbeigeführt hatte, sein, nach ih-

rem Gefühl, bedrohendes Geschenk aufs Neue in die Hände zu spielen, indem ich dieß Kleinod, an welchem besonders ein Rubin von großer Schönheit war, zufolge einer damaligen Mode unter dem hohen Adel, zu einem Degenknopf verwandeln ließ, und so, ohne daß er es vielleicht geahnt, das kostbare Geschenk wieder an ihn brachte, das mit der Schärfe des Schwerts vereint, auf eine ihm schmeichelhafte Weise seine Stellung und Würde in der Gesellschaft aussprach, und dennoch war es mir, als habe ich selbst durch diese Anerkennung seines größeren Ranges eine Scheidewand zwischen uns gestellt, hinter welche er sich mehr und mehr zurückzog.

Ich gestehe es, während meiner kurzen, glücklichen Ehe vermißte ich den Freund nur wenig; aber mit deiner Geburt war die Gesundheit deiner Mutter auf immer zerstört. Unter tausend Besorgnissen eines ängstlichen Gemüthes welkte ihr junges Leben dahin; besonders wurde jene Weissagung, von einem in der Erziehung begründeten Aberglauben unterstützt, ihr eine ergiebige Quelle selbstgeschaffener Angst vor der Zukunft. Mein Geburtstag wurde nur unter uns Beiden gefeiert. Sie schien froh, als nach meiner Eltern Tode und der Entfernung von der Familie, der einzige Freund, der davon wußte, außer Verbindung mit uns, wie es schien, getreten war, wozu die saumseligen Antworten

seiner Briefe, welches auch die Folge der Aengstlichkeit meiner Gattin war, die in der Unterbrechung unsrer Verbindung ein Heil für mich zu sehen wähnte — wohl auch nicht wenig beitrug. Ja! kurz vor ihrem Tode nahm sie mir in einer ernsten Stunde das feierliche Versprechen ab, allen, selbst dir mein Sohn! meinen Geburtstag, an dem sie mich nur schaudernd mit einem Angebinde beschenkt denken konnte, sorgfältig zu verhehlen. Ich fügte mich ihrem Wunsche, ohne ihre Besorgnisse zu theilen; das Ahnungs-Vermögen, das sie zu besitzen wähnte, nur für Kränklichkeit des Gemüths haltend; aber so ansteckend ist der Funke des Aberglaubens in der menschlichen Natur, daß ich mich eines leichten Schauders nicht erwehren konnte, als dir dieser liebe Brief des vermißten, noch immer theuren Jugendfreundes, durch meine arglose Ueberraschung das Geheimniß verrieth; so stark ist der Einfluß einer lebhaften Phantasie auf das Gemüth, daß deine kindliche Stimme mich erschreckte, als du mich mit dem Blutstein anzubinden dachtest, und mit dieser Benennung jene fast verjährte Weissagung zu erwecken schienst; das verwehrte mir, selbst gegen meinen Willen, deinen Ring als Angebinde anzunehmen, aber als ein Zeichen deiner Liebe will ich ihn aufbewahren, damit sein Name eine unschädlichere Bedeutung bewähren kann, wenn du ihn einmal an den Finger einer geliebten Braut

steckest. Denn nur in der Liebe bekömmt das Blut eine theuere Bedeutung festbindender Treue, die jedem bedrohenden Mißlaut widerspricht."

„Nichts mehr davon" fuhr er fort, die Hand des Sohnes drückend, und den Ring schnell zu sich steckend. „Wie kann mich ein unheimliches Gefühl an einem so frohen Abend beschleichen? und darf ich länger einen Tag verläugnen, der mir ein so theures Angebinde bringt? Er hat mich nicht vergessen, denn er vertraut mir noch. Die Welt, die Verhältnisse haben uns nur auseinander gebracht. Daher taugt diese Einmischung in einen fremden Stand, sey er auch nicht besser, zu nichts; denn eben weil dieser nicht die Herzen, sondern nur die Personen trennt, fühlen die Ersteren sich verletzt, erbittert. Daher wähnte ich mich verschmähet! Nun da die Zeit zur Thätigkeit da ist, soll er sehen, daß ich ihn nicht vergessen habe; und nun gute Nacht, mein Sohn! Ueberlasse mich meinen Gedanken."

Ferdinand, in stiller Erwägung des jüngst Erlebten, theilte nicht ganz die sanguinischen Ansichten des Vaters, dessen Freund betreffend. Das ganze Benehmen des Grafen, selbst in des Alten wahrscheinlich verschönerndem Munde, hatte in seinem unbestochenen Herzen einen Mißklang erregt. Aus seinem ersten großmüthigen Betragen gegen den Jugendgenossen, in einem Augenblick deutlicher Beleidigung blickte Absicht-

lichkeit durch, ja selbst das leichte Verschmerzen einer besonders, wie es schien, auf Eitelkeit begründeten Leidenschaft, der er mit so sträflichem Leichtsinn gefröhnt; die Leichtigkeit, womit er bonne mine à mauvais jeu hatte machen können — dieß Alles erregte eine Abneigung in dem treuen, ernsten Gemüthe des Jünglings, welche die gutmüthige Freude des in seinen Jugenderinnerungen glücklichen Vaters mehr vermehrte als verwischte.

Mit einer Beklemmung, die sonderbar mit der Ungeduld des Vaters kontrastirte, sah er den folgenden Morgen der Ankunft des Grafen entgegen. Aus langer Gewohnheit vor dem Auge der Welt immer geheimnißvoll und sowohl die äußere Sitte, als die Vorschriften des Anstandes, den er seiner Würde schuldig zu seyn glaubte, beobachtend, verblieb Liebtheuer, seines unruhigen Herzens ungeachtet, scheinbar ruhig in seiner Wohnung, bis der Graf, der seinem Briefe zufolge, schon längst in einer Auberge der Stadt eingekehrt seyn mußte, bei ihm vorfuhr. So wie bei allen vornehmen Besuchen, deren er viel zu empfangen hatte, blieb er, als sein horchendes Ohr endlich das Rasseln des Wagens vernahm, trotz der brennenden Ungeduld seiner Seele, im Saale, und schritt erst beim Aufmachen der Thüre mit jugendlicher Eile dem Freunde entgegen, und drückte ihn an seine Brust.

Während Beide, herzliche Worte wechselnd, sich umfaßt hielten, befanden sich noch zwei Wesen im Zimmer, die unthätig, beinahe verlegen einander gegenüber standen. Ferdinand war still zur Seite getreten, sein forschendes Auge auf die imposante hohe Gestalt des Grafen werfend, dessen Haltung und Ausdruck nach seinem jugendlichen Maßstabe nur ein höfliches Wohlwollen aussprach, das neben den Thränen der Rührung seines Vaters ihn beinahe verletzte. Später erst fiel sein Blick auf ein schüchternes Frauenbild, das dem Fremden auf dem Fuß gefolgt war, und mit einem sanften lieblichen Lächeln, das den üblen Eindruck blitzschnell aus Ferdinands Seele verwischte, die lange Umarmung der beiden Männer betrachtete, bis sich, von seinen überraschten Blicken erfaßt, die ihrigen betroffen zu Boden senkten. In demselben Augenblick ergriff der Graf, sich aus der Umarmung losreißend, ihre Hand und führte sie, ein Bild lieblicher Demuth neben dem mit mehreren Orden geschmückten Manne, dessen stolze Züge Zuversicht, und beinahe Herablassung ausdrückten, in die Arme des alten Freundes, der sie nicht bemerkt hatte, nur den Ankommenden mit trunkenem Blick ein paar Schritte zurücktretend, betrachtete, und von alten Jugenderinnerungen belebt, ausrief: „Ja! — und doch nicht ganz so habe ich mir Euch gedacht!“

„Dieß volle Leben liegt zwischen uns,“ unterbrach

der Graf gelassen und lächelnd seine Begeisterung. „Seyd meiner Tochter Vater und Wohlthäter!“ fuhr er jetzt nicht ohne Rührung fort, obgleich etwas Bittres in seinem Tone lag. „Hier, Aurelia! siehst du den Mann, von dem ich dir auf unserer Herreise so viel erzählt habe, dessen jugendliche Ergebenheit mir die Kraft und den Eifer des Mannes zusichert. Verehre in ihm einen Beschützer, dessen Beistand, dir, wills Gott! eine Zukunft, die deiner Geburt entspricht, bereiten wird; denn uns Beiden bleibt nun nicht viel mehr übrig, als die Hoffnung auf ihn.“

Liebtheuer drückte das Mädchen mit Herzlichkeit an seine Brust. „Zweifelt nicht an meiner Freundschaft und meinem Eifer!“ rief er, die Thränen mit Mühe zurückhaltend. „Sollten auch Beide gegen die Verhältnisse nichts ausrichten können, bleibe ich dennoch des Freundes Freund, und der Vater seines Kindes!“ Er reichte dem Grafen freudig die Hand und stellte nun auch Ferdinand vor. „Bruder und Schwester!“ sagte er mit einem festen Blick auf den Grafen; denn wir sind ja Brüder — Kinder einer heiligen Empfindung bewährter Jugendfreundschaft.“

„So ists,“ war die fast unmerklich betonte Antwort des Grafen, die indessen einen geringeren Grad von Rührung verrieth. „Bruder und Schwester!“ Sehr höflich, aber nach Ferdinands Meinung mit einer vor-

nehmen Kälte, die seiner Herzlichkeit wenig entsprach, und ihn fast verletzend, grell gegen die Innigkeit abstach, womit der Vater und die Tochter des Freundes sich genähert hatten; indessen blieben die Geschwister bald allein; denn die Väter zogen sich in das Kabinet des Kammeraths zurück, um die vielen zwischenliegenden Jahre, durch ein ihr Leben erörterndes Gespräch auszufüllen. Hier erfuhr nun Liebtheuer, bis zu ihrer Trennung zurückgehend, deutlich auseinandergesetzt Alles, wovon das Gerücht ihm nur sehr unvollständige Nachricht gebracht hatte. — Zwar verschwieg ihm der Graf, sehr klug, um keine prosaische Nüchternheit in ihr erneuertes Verhältniß hineinzubringen, daß er noch früher, während der Abwesenheit, die Liebtheuer benutzt hatte, ihm die unerlaubte Liebschaft zu entführen, durch den Anblick einer standesmäßigeren Schönheit in der Heimath, jener schon im Herzen ungetreu geworden war, und der Freund ihm folglich einen Dienst, ganz anderer Natur, als dessen Meinung war, erwiesen hatte, aber er verschwieg ihm nicht, daß diese neue Leidenschaft, welcher er in seiner Erzählung nur ein jüngeres Datum gab, der berechnenden Klugheit einen eben so üblen Streich, wie die vorige gespielt hatte. Das Mädchen, obgleich ihm ganz ebenbürtig, war ohne Vermögen gewesen, und nur der Tod seines Vaters hatte ihm erst nach Verlauf von Jahren die Freiheit zu einer

Verbindung gegeben, die er mit rascher Leidenschaftlichkeit schloß, noch bevor die zerrütteten Umstände, welche die Eltern nachgelassen, seinen nur einen Gegenstand umfassenden Blick für die bedrohende Zukunft aufs Neue geöffnet hatten. Nur für die Liebe athmend, ließ er sich willig von der noch lächelnden Gegenwart täuschen. Das zweite Mal sollte der Tod ihn retten. Seine Gemahlin starb, kurz nachdem sie Aurelien zur Welt gebracht. Da fiel ihm auf einmal die Binde von den Augen. — Die drückende verworrene Lage, von der er früher den trunkenen Blick abgewendet, machte nun die Liebe und Besorgniß für die zarte Tochter, auf welche seine Leidenschaft für die Verstorbene übergegangen war, noch bedrohlicher; der Graf aber war nicht zu geistesstark, sondern zu leichtsinnig, um zu verzweifeln. Mit der Hülfe eines tüchtigen Geschäftsführers wußte er sich bald Luft und Licht zu verschaffen. Es fand sich, daß der Verfall, worein der Vater die Güter gebracht hatte, weit weniger von einer zu üppigen Lebensweise, als von den nach und nach aufreibenden Kosten jenes alten Prozesses herrühre, der noch kein Ende nehmen zu wollen schien, und den, wäre es auch nur als ein von Vater und Großvater geerbtes Heiligthum, er doch nicht fahren lassen konnte, und nun um so weniger, als es ihm, der steigenden Kosten wegen, immer wichtiger wurde, ihn zu gewinnen, und immer

unmöglicher, ihn durch einen, jenen nicht entsprechenden, Vergleich aufzugeben. Die Sache ging noch immer den gewöhnlichen Schneckengang, und ehe die Verhandlungen zu einer gewissen Reife gediehen waren, wagte er, eine rückgängige Bewegung befürchtend, sie nicht in andere Hände zu bringen. Dennoch begnügte er sich damit, ein sehr eingeschränktes Leben in seinem Witwerstande zu führen, und durch den Verkauf eines bedeutenden, ihm nicht streitig gemachten Gutes, die Kreditoren nothdürftig zu befriedigen, und die immer steigenden Prozeßkosten zu decken. Da schien ihm plötzlich das Glück einen neuen, vielversprechenden Gruß zuzulächeln. Eine sehr reiche kinderlose Witwe, von französischer Geburt, deren Seele schöner als ihr Körper war, der er sich mehr aus verehrender Vernunft, als leidenschaftlicher Neigung genähert, reichte ihm die Hand. Ihre mütterliche Sorge und Liebe für die heranwachsende Aurelia gewann ihr mehr und mehr sein Herz. Ihr Reichthum setzte ihn aufs Neue in den Stand, ein Haus, seiner Stellung in der Welt entsprechend, zu machen, und verlieh ihm die Mittel, den Gang des Prozesses kräftiger zu fördern, während er selbst auf ihren Gütern in Elsaß lebte. Seine Brust früher vom bittern Unmuth beklommen, schwoll nun von neuer Lebenslust, so wie er mit neuem Glanz und allen Ansprüchen wieder auftrat; nur eine Ungunst des

Schicksals schien immer noch seine Lage zu bedrohen. Seine Gemahlin blieb kinderlos, und unter solchen Umständen blieb auch sein Vermögen, ein unsicheres Gut, eine Anleihe, die mit ihrem möglichen Tode zurückbezahlt werden mußte. Sie selbst äußerte öfters in dieser Rücksicht Bedenklichkeiten, und da ihr Aurelia als eine leibliche Tochter werth war, hielt nur die langjährige Hoffnung, noch selbst Mutter werden zu können, sie davon ab, durch ein Testament Aurelien ein Sort zu machen, und mit diesem die Zukunft ihres Gemahls festzustellen. Da starb sie wirklich unerwartet, fast plötzlich an den Folgen einer Erkältung. Der Prozeß hatte Solbings Eigenthum in Deutschland bis auf die bestrittenen Güter beschränkt. Die der verstorbenen Gattin wurden ihm von ihrer Familie abgefordert, und er mußte es noch als eine große Gunst ansehen, daß die Zurückbezahlung der auf diese aufgenommenen Summen bis zur Beendigung des Prozesses verschoben werden durfte. Seine einzige Hoffnung beruhete nun also auf diesem Prozeß, an dessen Erfolg er in der Ueberzeugung seines Rechtes keineswegs zweifelte, aber dessen fortdauernde Hinhaltung ihn ohne Rettung zu Grunde richten mußte. Die Rechtssache nämlich betraf zwei Güter und einen unermeßlichen Wald, die seinen Vorfahren von einer Kunigunde von Felsbruch, einer Urgroßmutter zugefallen waren, und nun

von der Familie derselben der seinen streitig gemacht wurden. Viele alte Archive waren durchgesucht, und ein Haufen Dokumente sowohl für als gegen die Ansprüche beider Parteien ans Licht gezogen, aber eigentliche Beweise nirgends vorgefunden. Außerdem sprach ein vieljähriger Besitz für die Familie Solbing. Der Graf hatte nun von der endlich eingetretenen Hoffnung, die Sache dem Ende nahe zu sehen, befeuert, die letzten Hülfsquellen an sich gezogen, und war selbst hergeeilt. Der Prozeß war nämlich so weit gediehen, daß er einem Referenten übergeben werden sollte. Auf den Eifer, das Wohlwollen und die Thätigkeit dieses Mannes kam es allein an, wie viel Zeit noch hingehen sollte, ehe die Sache dem Gericht zum endlichen Urtheilsspruch vorgetragen werden könnte, und dessen parteilose Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit während der gewissenhaften Durchsicht aller Acten und Dokumente einer so wichtigen Sache vermochte den rechtlichen Erfolg desselben allein zu sichern. Die persönliche Erscheinung des Grafen hatte nur zum Zweck, Liebtheuers Ernennung zum Referenten herbeizuführen. Wie viele Jahre Beide auch von einander nichts gehört hatten, zweifelte Solbing doch weder an jenen bei dem Freunde erprobten Eigenschaften, noch an seiner Bereitwilligkeit ein selbst vielleicht vergessenes Gelübde einzulösen, und so schien wirklich nach einem Zwischenraum

von der Geburt bis zur vollsten Blüte ihrer beiden Kinder, ein Jugendtraum verwirklicht zu werden, woran Beide, bei ihrer damaligen Trennung schon nicht mehr dachten, und der ihnen nun lebhaft die Zeit zurückrief, wo sie, wenigstens nach Liebtheuers Meinung, ein Herz und eine Seele waren.

Dieser nahm, insofern das Tribunal ihm die Untersuchung übertragen würde, welches zum Theil auf den Präses desselben ankam, der solcherlei Geschäfte unter den Räthen zu vertheilen hatte, diesen Antrag mit freudigem Eifer an. Durch die Maßregel des Grafen, und den Beistand des Freundes gelang es wirklich, alle Hindernisse bald zu beseitigen, und Prüfung und Vortrag dieser wichtigen Rechtssache wurde dem allgemein geschätzten Rechtsgelehrten übergeben. Nun erst schien der Graf, der bisher nur eine unruhige Emsigkeit an den Tag gelegt hatte, zufrieden, sicher und wohlgemuth. — Dieß war besonders an der stolzen Zuversicht kennbar, die allmählig seine bisher fast schmeichelnde Aufmerksamkeit gegen Alle ablöste. Aus seiner gewöhnlichen Sphäre durch seine Verhältnisse herabgesunken, trat in der kleinen Stadt, wo ihn Geburt und Rang über die Ersten erhoben, das niedergekämpfte Selbstgefühl, jedoch ohne zu verletzen, immer mächtiger hervor, denn damals genoß äußeres Ansehen eine willige Huldigung, und man fand sich durch eine vor=

nehme Herablassung geschmeichelt, die immer im Betragen des Grafen sichtbar, nur dem Kammerrath gegenüber, sich in freundliche Geradheit verlor. Dieser dagegen, der seinen patrizischen Stolz in der Gegenwart des Adels noch immer durchblicken ließ, und nur unter Collegen und mitten in bürgerlichen Umgebungen mit offener Gradheit sich benahm, schien in ersterer Beziehung nur bei dem Grafen eine Ausnahme zu machen, dem er eine Art Huldigung erwies, die man doch mehr eine beinahe zärtliche Aufmerksamkeit nennen möchte. Ferdinand unterließ nicht, mit einem Lächeln im Stillen zu bemerken, wie der Vater durch diese Innigkeit, welcher das Alter und das späte Wiedersehen einen Anstrich von Weichheit verlieh, seine frühere Warnung, keinen Freundschaftsbund mit einem in höherem Stande Geborenen zu schließen, und die von ihm behaupteten, unausbleiblichen übeln Folgen davon, so selber Lügen strafte, während zu derselben Zeit das Benehmen des Grafen ihn verletzend daran erinnerte, eben vielleicht weil sein Stolz hier eine Ausnahme machte, die er Ferdinands Meinung nach, sich zu bewußt war, als daß sie von Herzen kommen könnte, und sich nicht einmal bis auf den Sohn des Freundes erstreckte, dem er zwar Freundlichkeit erwies, jedoch mit einer Behutsamkeit, als fürchtete er, ihn vergessen zu machen, daß der Freund seines Vaters

durch seine Freundschaft, diesen und seine Angehörigen zu sich erhebe.

Ja selbst die völlige Sorglosigkeit, womit der Graf ihn, wie er es schon ausgesprochen, als Bruder seiner Tochter betrachtete, und die Vertraulichkeit, welche ihr gegenseitiges Verhältniß an sich herbeiführte, einigermaßen selbst zu ermuntern schien, als wäre es nicht einmal denkbar, daß diese Beiden, deren kleiner Umgangs-Cirkel größtentheils auf sie selbst beschränkt war, einen noch innigern Bund schließen möchten, widerte ihn an, weil, seiner Empfindung nach, eine Art Geringschätzung darin lag, um so mehr, da der Graf häufig und scherzweise mit Beziehung auf die Freundschaft der Väter, ihn mit der französischen Redensart le frere de lait seiner Tochter hieß, welche eben in Frankreich ein sehr untergeordnetes Verhältniß ausspricht; wozu auch beitrug, daß die so unbefangene Aurelia bei der Anwesenheit des Vaters sich immer schüchterner, und auch sonst zurückhaltender als früher gegen ihn benahm, welches, so glaubte er wenigstens, eine ernste Warnung voraussetzte.

Nach dem Rathe des erfahrenen Freundes, der sein Unvermögen erkannte, den einmal üblichen formellen Paßgang des Gerichts zu beschleunigen, hatte der Graf, der im Grunde keine Heimath mehr besaß, da er eine Abneigung empfand, die bestrittenen Güter

vor dem glucklichen Ausgange des Prozesses, weil er sie einmal verlassen hatte, wieder zu beziehen, und der ohnedieß durch seine persönliche Gegenwart die Sache, und wie er wähnte den Eifer des Freundes zu fördern hoffte, sich sogleich ein Haus in der Stadt und in seiner Nachbarschaft zu dessen großer Freude gemiethet, denn Liebtheuer sah darin nur einen neuen Beweis seiner Anhänglichkeit, und hoffte ohnedieß dadurch um so leichter Mittel zu finden, der, nach dessen offenen Geständniß, vielleicht bald drückenden Lage ins Geheim zu Hülfe zu kommen.

Indessen ging Monat auf Monat hin, ehe es ihm mit vieler Mühe gelang, es dahin zu bringen, daß die Sache auf die Liste derjenigen, die in den so eben wieder eröffneten, diesjährigen Sitzungen zum Urtheil kommen sollten, gesetzt wurde. Alle Freistunden, die er erübrigen konnte, wurden nun mit dem Sohne in der Gesellschaft des Grafen und seiner Tochter zugebracht. Die kleinen Gastmahle seiner Erinnerungen waren zu Festen der Gegenwart geworden. Häufige Ausfahrten, besonders nach einem kleinen Landgute, das der Rath anderthalb Meilen von der Stadt, wie es hieß, zu seiner Zerstreuung gepachtet, und das Aurelia zu ihrem Lieblingsorte erkoren hatte, wurden unternommen, und während die beiden Väter in dem Andenken an ihre Universitätsjahre schwelgten, oder sich mit Aussichten

in die Zukunft beschäftigten, war Ferdinand Aureliens treuer Begleiter und Theilnehmer an der lieblichsten Gegenwart.

Es war nicht anders möglich, als daß dieser stete tägliche Umgang Beider in jugendlicher Anmuth strahlenden Gefährten, die volle Gelegenheit fanden, die noch größeren Vorzüge ihres Innern gegen einander zu entfalten, sie, selbst gegen ihren Willen, in ein immer traulicheres Verhältniß bringen mußte, um so mehr, als die trügerische Verwandtschaft, welche die Väter selbst zwischen ihnen festgestellt hatten, ihnen eine stolze Sicherheit einflößte, der sie sich um so unbefangener hingaben, als sie sich Beide überzeugt fühlten, daß sie einander nichts mehr werden durften noch konnten. Die lächelnde Natur auf dem Lande verscheuchte allmählig Aureliens Befangenheit wieder, und hier, alle Vier nur unter sich, verstimmte keine Laune des Grafen Ferdinands mißtrauisches Gemüth — hier war jener ganz Freund und Mensch — und doch war es eben die freudige Entwickelung seiner hochfahrenden Pläne, von Allem, was er nach gewonnenem Prozeß zu unternehmen dachte, die wie ein scharfer Dolch das Selbstvertrauen beider jungen Leute durchschnitt. Wie sehr sie an einander hingen, wie fest die Zweige ihrer Herzen, die Gesinnungen ihrer Seele sich in einander verflochten hatten, merkte Jedes von ihnen erst in dem Ge-

fühle, wie unmöglich es seyn würde diese wieder aus-
einander zu reißen. Aber Jedes von ihnen verbarg in
der Tiefe des Herzens diese überraschende Entdeckung,
und Beide lebten, von der Stunde an, immer einsyl-
biger, immer sorgenvoller neben einander. Die Väter
schienen die immer bemerkbarere Niedergeschlagenheit
der Kinder nicht zu merken, obgleich es diesen weder
in ihrer Gegenwart noch in der fremder Leute gelingen
wollte, die innere Befangenheit zu verbergen. Die
Welt war scharfsichtiger und schnell im Errathen eines
Geheimnisses, das, ihrer Meinung nach, nur ausge-
sprochen zu werden brauchte, um die Schwermuth in
Freude zu verwandeln. Freunde und Bekannte ließen
oft verstohlen glückwünschende Aeußerungen fallen,
welche Liebtheuer ernst, der Graf vornehm und ungläu-
big, als wäre von etwas Unmöglichem die Rede, Beide
als unverstanden, zurückwiesen.

Indessen machten doch solche oft wiederholte Be-
ziehungen den Kammerrath aufmerksam. Er stand ei-
nen Augenblick gedankenvoll. Er mußte sich gestehen,
viel bemerkt zu haben, das sich auf eine innige Nei-
gung der jungen Leute deuten ließ. Das sanfte Morgen-
roth einer lächelnden Zukunft zog an seiner Seele vor-
über. Aurelia war ihm sehr theuer geworden. Ihre
sanfte Anmuth hatte das Andenken des Liebesglückes
seiner Jugend in seiner Phantasie erneuert; konnte er

wohl dem Sohne eine bessere Gattin wünschen? Nirgends war ihm dieß klarer geworden, als eben hier, in seinem seit ihrer Ankunft wie von einem heitern, belebenden Geiste immer anmuthiger werdenden Landhause, wo Aurelia schon so heimisch, ja ihm so unentbehrlich geworden war, daß ihn ein Gefühl der Oede und des Mißbehagens befiel, wenn er nur an den Augenblick dachte, wo sie und ihr Vater es, vielleicht auf immer, wieder verlassen würden; aber den Stolz des Grafen auf seinen Stand bedenkend, der überall, wo es nicht ihrem innigen Verhältnisse galt, hervortrat, und diesen mit der eigenen anerkannten Würde vergleichend, wodurch das Selbstgefühl des Patriziers zu einem ähnlichen Hochmuth schwoll, vermied er jeden Gedanken an eine Verbindung, welche der Graf — zufolge der mit der Muttermilch eingesaugten Grundsätze, die er selbst im Feuer jugendlicher Leidenschaftlichkeit, nach Liebtheuers Meinung, Stärke und Mäßigung genug gehabt, seinen Liebestraum zum Opfer zu bringen — doch nicht von ganzem Herzen billigen mochte, und deren Verweigerung, selbst gegen seinen Willen, den hellen Schein ihrer Freundschaft verdunkeln konnte. Er verhehlte sich nicht, daß dieser angenehme Ort dem Grafen allein weder reich noch großartig genug dünkte. Es schien überhaupt, als habe dieser, so wie der Prozeß selbst, so auch alle Besorg-

nisse wegen eines doch möglichen übeln Erfolgs, auf sein Herz gewälzt. Von dem Augenblicke an, daß er jenen mit Eifer umfaßt, da die vieljährigen Chikanen zu verstummen, alle früheren Schwierigkeiten sich zu ebnen schienen, waren mit des Grafen neubelebten Hoffnungen seine Ansprüche auf die Welt der immer mehr zu erwartenden glänzenden Lage immer entsprechender geworden, während Liebtheuer, geheimnißvoller als je die eigene Stellung betreffend, sich zu bemühen schien, daß diese nicht das kleinste Gewicht in die Schale legen könne, auf welcher der Graf den Werth seiner Freundschaft abwog. Es war, als fühle er, daß kein weltliches Verhältniß sich mehr zwischen sie stellen dürfte, damit sie keinen Augenblick aufhören möchten, sich als gleiche Seelen aus gleichen Herzen zu lieben. — Zwar that es seinem Herzen weh, auf die kindliche Zärtlichkeit der von diesem aufgenommenen Tochter Verzicht leisten zu müssen. Der Sohn dauerte ihn; aber er schwieg, er fürchtete durch eine Warnung das noch Unausgesprochene ins Leben zu rufen, und ließ es bei leisen Anspielungen auf die sanguinischen Aeußerungen des Grafen bewenden, als müßten diese hinreichend seyn, dem Sohne zu zeigen, wie thöricht seine kleine Hoffnung sey. Ach! beide junge Leute waren ja in ihrem Innern nur zu sehr davon überzeugt, und ihr innerer Kampf war um so vergeb-

licher, als das Verhältniß, in welches die Freundschaft der Väter sie versetzt hatte, ihnen nicht einmal eine gültige Veranlassung zu einer äußeren Entfernung gestattete.

Eines Abends erschien Liebtheuer, strahlend vor Freude, in dem kleinen Salon des Grafen, wo er den Sohn und einen fröhlichen Cirkel schon antraf; denn Solbing fing immer mehr an, ein Haus zu machen; doch erst nachdem sich die Fremden entfernt, und die vier mit einander so eng verflochtenen Wesen allein blieben, verkündete er bei dem traulichen Abendtisch dem Freunde, daß er von dem Präsidenten komme, und es ihm endlich gelungen sey den Prozeß unter die bald zur Verhandlung kommenden Nummern zu bringen. Zum ersten Mal sprach er nun, da sein Bericht zu Ende war, mit freudiger Zuversicht die Hoffnung eines glücklichen Erfolges aus, ungeachtet eines allerdings wichtigen Einwurfs der Gegenpartei, welchen diese freilich ebenso wenig beweisen konnte, als er von der andern Seite sich widerlegen ließ. Der Graf sann nach; er ließ sich ein Verzeichniß der von ihm eingesandten Dokumente bringen, und meinte, daß in einem gewissen Hefte von diesen sich alte Papiere finden müßten, die, in neue Combinationen gebracht, zu einer siegenden Widerlegung dienen könnten. Liebtheuer schüttelte den Kopf, er hatte alle Dokumente, die in den Akten citirt wurden,

genau, und die übrigen Unerheblichern zwar etwas flüchtiger, wenigstens dem Datum nach, durchgesehen, und insofern die verblichenen Schriftzüge alter beschädigter Pergamente es gestatteten, sich oberflächlich mit dem Inhalt bekannt gemacht, dennoch um jedem Vorwurfe zu entgehen, entschloß er sich, als er nach Hause kam, und durch den bei seiner Nachricht hervorgebrachten allgemeinen Freudenrausch seine Lebensgeister bis zur völligen Schlaflosigkeit erregt fand, noch dieselbe Nacht die besprochenen Dokumente aufs Neue vorzunehmen. Er fand nicht, was er suchte, aber dagegen ein altes unscheinbares Dokument, das vielleicht wegen dessen beinahe unleserlicher Schrift, sich unter alte, unerhebliche Quittungen, unbeachtet und versteckt, verloren hatte, und das bei der ersten Durchsicht, da er besonders nur die auf dem Register, das den Akten beigelegt war, angezeichneten Archivsachen durchgegangen hatte, seiner Aufmerksamkeit entschlüpft war, nun aber, da es dem Nachsuchen eines bestimmten Gegenstandes galt, auch eines schärferen Blickes gewürdiget wurde. Dieser Fund entschied dennoch den ganzen Prozeß. Es war nämlich ein authentisches Aktenstück, das klar bewies, daß jene Kunigunde von Felsbruch, von welcher der Gegenstand des Prozesses herrührte, n i c h t, wie die Familie Solbing behauptete, die Urgroßmutter des letztverstorbenen Grafen,

sondern eine unverheirathete Tante jener gewesen, nach welcher sie in der Taufe genannt war. Es ward Liebtheuer klar, daß, wenn dieses Dokument, das so arglos da lag, mit klarer Einsicht benutzt, und zu den gehörigen Aktenstücken hinzugefügt würde, der Freund den Prozeß unwiderbringlich verloren hätte.

Er saß vor Entsetzen starr da. Die mühsame Arbeit mehrerer Monate, ja — wenn er an jenen Tag zurückdachte, da er mit jugendlichem Enthusiasmus aus Eifer für den Freund das Rechtsstudium ergriffen — die letzte Frucht der Bestrebungen seines ganzen Lebens, lagen plötzlich zernichtet vor ihm. — Doch — keine Seele wußte von diesem Funde; Niemand konnte ihn nur ahnen — er brauchte nur das Pergament in die Höhe zu heben, die Hand auszustrecken, und auf in Flammen loderte das dunkle Schattenbild, das seiner Phantasie die drückende Armuth des Freundes, eine gehässige Zukunft, seinen gebrochenen Stolz, und, ach! vielleicht gar einen unwürdigen Lebensweg des ihm kindlich vertrauenden Mädchens mit grellen Farben vormalte! Die Gestalt des Freundes mit erhabenem Haupte, reich und geschmückt, frohlockend in zuversichtlicher Freude und Lebenslust trat winkend vor seine Seele; aber in denselben Flammen loderte ja auch das Recht, dessen Priester er war, die Pflichten, denen er geschworen, die Ruhe seines immer makellosen Gewis-

sens auf. Er saß noch immer starr da, die stets dunk=
ler werdenden Blicke auf das Pergament geheftet; un=
ter der lächelnden Larve treuer Freundschaft drang der
Versucher in sein Herz. Während er so im unentschie=
denen Kampfe immer mehr ermattete, fiel plötzlich,
als hätte ein böser Geist auch außerhalb seines Herzens
Gewalt, ein Funke von dem langgebrandten Docht des
Lichtes auf das Pergament, und brannte ein Loch da=
rein. Aber in demselben Augenblick, als gewönne die
Seele neue Kraft bei der voreiligen Anmaßung des
Feindes außer ihm — war der innere Kampf in Sieg
beendigt. In demselben Augenblick, wo der Gedanke
von Gefahr in seiner Seele aufblitzte, traf seine Hand
den glimmenden Fleck, und als der Körper so seiner
Unthätigkeit entrissen war, erwachten auf einmal die
schlummernden Lebensgeister. Mit unwillkührlichem Ab=
scheu, als befürchtete er eine neue Versuchung, löschte
er schnell das Licht aus, allein in der äußeren Nacht,
die ihn nun auch umgab, war die Phantasie um so
mehr beschäftigt. Sie stellte das Bild des Freundes,
bleich, entstellt, voll Sorge, vor seine Seele; in diese
war aber schon eine sanfte Ruhe gedrungen. Sie hatte
wieder Kraft zum Sinnen, zur Prüfung, zum Erwä=
gen erhalten. Er war nicht mehr ungewiß, was er zu
thun habe, er sann nur darauf, wie er die verheeren=
den Folgen einer Entdeckung, in welcher er den Fin=

ger der Vorsehung anerkennen mußte, milder, ja unschädlich machen könnte; einer Entdeckung, die er zwar gemacht, aber welche jedoch die siegbegierigen Gedanken des Freundes herbeigeführt hatten. Und so wie eine plötzlich eingetretene eiserne Nothwendigkeit, das, was uns vor Kurzem unmöglich schien, auf einmal erträglich macht, und eine gänzliche Veränderung unserer Ansichten und Pläne bewirkt; so mußte denn nun auch in seinem Sinnen auf Mittel, die Lage des Freundes weniger drückend zu machen, als das Werkthätigste erscheinen, welches der Stolz beider Freunde nicht in ihrer Seele hatte aufkommen lassen. Dieser Gedanke, so ganz fremd allen seinen früheren Vorstellungen und Ansichten, drang wie ein sanfter Sonnenstrahl durch die Gewitterwolke, die sein Gemüth beängstigte, und ihm folgte eine plötzliche Ruhe, ein stärkender Schlaf.

Als er des Morgens später als gewöhnlich erwachte, mußte er sich mühsam besinnen, aber bald überzeugt, daß kein leicht zu verscheuchender Traum ihn geäfft hatte, fuhr ein schneidender Schmerz durch seine Seele, ein Schmerz jedoch, der ihn zur Thätigkeit, zum Handeln rief. Er war ja entschlossen eingeschlafen. Er erhob sich schnell, zog sich an, und statt, wie gewöhnlich, mit dem Sohne zu frühstücken, schloß er sich in sein Kabinett ein, band unter schmerzlichen Seufzern alle der Sache zugehörigen Dokumente sorgfältig zusammen,

und, den Wagen mit Aktenstößen beinahe angefüllt, fuhr er zu dem Präsidenten. Der peinliche Kampf der vorigen Nacht hatte ihn belehrt, daß er sich, wenn auch nicht einer neuen Versuchung, so doch wenigstens der Pein einer solchen bloßstellen würde, wenn er nicht, bevor er dem Freunde das Vorgefallene mittheilte, jeden Rückschritt unmöglich, sich jeder verschiedenen Ansicht des unglücklichen Grafen, jedem erweichenden Mitleid unzugänglich gemacht.

„Verzeihen Sie! Excellence!“ redete er den Präsidenten mit mühsamer Fassung an, „daß ich Ihnen alle Papiere und Akten in der Felsbruch'schen Sache contra Solbing zurückgebe. Umstände, die durchaus privat sind, verbieten mir das Referat zu übernehmen. Ich ersuche dieselben dieß einem meiner Collegen, welchen Sie auch immer wählen mögen, zu übertragen. Haben Sie die Billigkeit zu glauben,“ fuhr er, als der Präsident ihn mit großen Augen ansah, fort, „daß ich heute nicht zum ersten Mal nur nach strengster Ueberlegung handle.“

Vergebens suchte der Präsident ihn zu überreden, — was ihm am wichtigsten schien — den Gang der Verhandlungen nicht durch diesen Schritt zu stören; vergebens stellte er ihm vor, daß der sehnliche Wunsch der Parteien, besonders des Grafen, den Prozeß noch vor den Vacancen beendigt zu sehen, dadurch vereitelt

wurde, und damit wenigstens dieses, wo möglich, verhütet werden könne, ersuchte er ihn, dem neuen Referenten, den Vortrag, welchen er schon über diese Sache ausgearbeitet haben würde, um sich schneller orientiren zu können, mitzutheilen.

„Ich habe nichts ausgearbeitet — ich kann und will nichts mehr mit dieser Sache zu thun haben," versetzte Liebtheuer, indem er durch diese befremdende Rauhigkeit die innere Bewegung zu verbergen suchte. „Hier" fuhr er fort, auf die Aktenstöße zeigend, die indessen in das Kabinett gebracht worden waren, und sie schnell überzählend: „Hier sind alle zu dem Proceß gehörigen Akten; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," fügte er gegen Gewohnheit hinzu, „daß kein einziges Stück daran fehlt."

„Ich glaube es, Herr Kammerrath," versetzte der Präsident. „Ihr Ruf, wie Ihre Amtsführung ist tadellos." —

„Ich hoffe, daß sie immer so bleiben werden; doch wer darf dafür stehen?" versetzte Liebtheuer ein wenig stockend?

„Ich!" lächelte der Präsident ihm zutraulich die Hand reichend. Liebtheuer entfernte sich seufzend, allein die Ruhe seines Gemüths war ganz zurückgekehrt.

Nach Hause gekommen, fragte er nach dem Sohne. Er war schon ausgegangen. Sobald er aber zurückge-

kehrt war, trat er in das Kabinett des Vaters, den er mit dem Ordnen mehrerer Papiere beschäftigt fand. Dieser sah ihm ernst in das ungewöhnlich heitere Angesicht. „Woher kommst du?“ fragte er fast ängstlich.

„Von Solbings,“ war die unbefangene Antwort. „Der Graf ist seit gestern Abend wie verjüngt geworden, ich habe ihn lange nicht so liebenswürdig gesehen. Selbst Aurelia,“ fügte er mit einem trüben Lächeln etwas herabgestimmt hinzu, „schien sich an der Laune des Vaters aufs Neue zu beleben, aber Sie mein Vater, scheinen diese Stimmung nicht zu theilen. Wo sind Sie so früh gewesen?“

„Ich komme,“ erwiederte Liebtheuer, „vom Präsidenten.“

„Um zu erfahren, an welchem Tag der Prozeß vorgenommen werden wird?“

„Frage mich nicht,“ versetzte der Vater die Augen niederschlagend; „ich bin nicht mehr Referent in der Sache — ich habe sie abgegeben.“

„Großer Gott! — wie —“ das Wort verstummte in Ferdinands Munde. „Weil ich nicht dem Freunde den Todesstoß geben kann. Seine Sache wäre in meinen Händen verloren.“ Er theilte nun dem Sohne die unglückselige Entdeckung mit. „Es bleibt mir indessen,“ schloß er, „eine Hoffnung.“

„Welche," rief der Sohn lebhaft — „doch ich errathe sie; die Wahl eines andern Referenten wird nothwendig den Vortrag der Sache bis über die Vacanceen hinaus verschieben. — In der Zeit könnte vielleicht der so oft ausgeschlagene Vergleich wieder aufgenommen" —

„Nein!" sagte der Vater bestimmt. „Ich baue keine Hoffnung auf ein Mittel, das jetzt ein Betrug seyn, und, vielleicht nicht mehr gelingen würde. Der Freund ist und bleibt in dieser Beziehung zu Grunde gerichtet."

„Und die arme, arme Aurelia, die sich am allerwenigsten an dem Rande eines solchen Abgrundes geahnt! Sie haben versprochen, ihr Vater zu seyn."

„Das will ich," sagte Liebtheuer mit Gewicht und einem prüfenden Blick, „wenn auch auf deine Kosten."

„O! wie gern! — Alles! Alles! was gelten mir meine kleinen Aussichten, wo ich gern, um ihre Lage herzustellen, das Leben einsetzen würde."

„Du liebst sie also?" zum ersten Mal sprach der Vater dieß Geheimniß voll und mit frohem Nachdruck aus. „Mit der Schwester theilt man wohl — der Geliebten nur gibt man Alles hin. Du liebst sie also mit mehr als brüderlicher Liebe."

„Ja! Vater! aber kein Wort ist über meine Lippen gekommen."

„Und sie? was meinst du?“

„Vater! wir haben uns so ganz verstehen gelernt, daß ich, wenn ich ihr Benehmen mit dem meinen vergleiche, wohl schließen darf, daß sie meine Empfindungen theilt.“

„Es sey!“ versetzte Liebtheuer, nach einem kurzen Schweigen rasch aufstehend, und nachdem er aus einem kleinen Fach seines Sekretärs jenen Ring mit dem Blutsteine herausgenommen, sagte er, denselben dem Sohne hinreichend. „Hier ist der Verlobungs-Ring. Er wird schneller und besser verwendet, als ich gewähnt habe. Bewahre ihn nun selbst auf, bis ich sagen darf: stecke ihn an Aureliens Finger.“

Statt freudig aufzujauchzen, erbleichte Ferdinand. „Vater!“ sagte er gepreßt, „wenn Sie auch die eignen so oft wiederholten Grundsätze verläugnen können, wird der Graf es thun? wird das Unglück ihn nicht noch stolzer, noch unbiegsamer machen?“

„Nein!“ war die zuversichtliche Antwort; „denn er hat, eben so wenig wie du, bis auf diesen Augenblick, mich, oder besser meine Lage, gekannt! ich bin reich, sehr reich, und leicht dürfte mein Vermögen seinen ganzen Verlust und zwar mit Zinsen ersetzen können. — Erfahre denn, was du früher nicht geahnt hast, und was ich auch ihm verschwiegen habe, weil ich nur um meines unveränderten Herzens und unserer Ju-

gendgesinnungen willen geschätzt seyn, weil ich ihm zeigen wollte, daß ich keinen besonderen Werth auf äußere Vorzüge lege. Nachdem ich in dieser Stadt, mit einem sehr mäßigen Einkommen zufrieden, uneingedenk der Uippigkeit meiner Jugend und meines Studentenlebens, glücklich mit dir und deiner Mutter mehrere Jahre verlebt hatte, starb mein einziger Bruder ohne Kinder. — Er hatte bis dahin das zerrüttete Vaterhaus, das er nach dem Tode der Eltern mit der Handelsfirma übernommen, mit vieler Anstrengung zusammengehalten. Die Erbschaftsangelegenheiten riefen mich in die Heimath. Während ich nun täglich immer mehr fand, daß der Nachlaß des Bruders und des von ihm Innebehaltenen der Eltern meine Erwartung weit überstieg, erhielt ich plötzlich die Nachricht, daß ein unserm Hause gehörendes Schiff, welches aber unter holländischer Flagge fuhr, nachdem man es seit Jahren als verloren angesehen hatte, nach mehreren glücklichen Fahrten zwischen entfernten Höhen endlich mit einer sehr reichen Ladung aus Indien in Hamburg angekommen war. Ich schickte den jungen rüstigen Buchhalter dahin, und nachdem ich den Handel unsres Hauses in meiner Vaterstadt geschlossen, ließ ich jenen unter seinem Namen, aber heimlich in Compagnie mit mir, in Hamburg ein neues Haus eröffnen, dessen Namen du in späteren Jahren gewiß oft gehört haben

wirst, weil es sich eines allgemeinen Vertrauens und Ansehens, selbst in der Ferne erfreut. Von diesem habe ich nun seit beinahe zwanzig Jahren jährlich einen bedeutenden Gewinn geerndtet. Ja, mein Sohn! ich bin so reich, daß noch ältere Geschlechter als das des Grafen nicht anstehen würden, in Verwandtschaft mit meinem Hause, dessen Namen nicht blos in seiner Heimath in geehrten Ansehen steht, zu treten, und so bin ich wegen der Zukunft des Freundes beruhigt. Sieh hier," fuhr Liebtheuer fort; „denn von heute an werde ich dir und ihm alle meine Geheimnisse aufschließen; dieses Fach enthält bedeutende Obligationen und Banko-Papiere, so gut wie bares Geld; dieses Kaufbriefe über Besitzungen in Amerika, die wohlfeil angekauft und noch unbenutzt binnen mehreren Jahren, durch Fleiß und Fähigkeit, uns ein neues bedeutendes Einkommen zusichern können. Es ist Zeit, daß du an der Verwaltung unsers Vermögens Theil nimmst. Und so übertrage ich dir, während ich hier für uns Alle thätig bin, mit unsrem Freund, dem braven Architekten, den ich schon davon benachrichtiget habe, sogleich nach unserem Landhause, das auch mein rechtmäßiges Eigenthum ist, hinauszufahren, und mit seiner Beihülfe, die Wohnung deiner künftigen Gattin würdig auszuschmücken. Verbleibe ruhig dort, bis ich dir die Braut in die Arme führe, und laß jede Besorgniß fahren."

Die schlagenden Ueberredungsmittel des Vaters besiegten sehr schnell die Bedenklichkeiten des erstaunten Sohnes. In einem Liebesrausch, der ihn um so mehr in seinen Taumel fortriß, als er vorher in kämpfender Entsagung auch nicht der kleinsten Hoffnung Raum gegeben hatte, verließ er, nachdem er den Vater stürmisch umarmt hatte, der zwar nicht zweifelnd, aber doch in sehr ernster Erwägung dablieb, das Zimmer und gleich darauf die Stadt.

Die Bemerkung des Sohnes hatte Liebtheuern, hinsichtlich der Ausführung seines Vorhabens, bedenklich gemacht. Den Stolz des Freundes nach dem eigenen messend, sah er recht gut ein, daß eine vorhergehende Mittheilung von dem bedrohenden und so wenig geahneten Verluste seinem wohlgemeinten Antrage einen verletzenden Anstrich von tröstendem Ersatz und mitleidiger Wohlthat geben müsse. Vielleicht konnte dann der Freund darin ein Opfer erblicken, dem er nur durch Weigerung würdig begegnen zu können, glauben dürfte. Es schien ihm daher nothwendig, die kleine List der Verschwiegenheit hier anzuwenden, und, wie viel es auch seinem eigenen Stolze kostete, den er immer dem Freund gegenüber, mit dem seinen in Gleichgewicht erhielt, lieber selbst in einer Sache, welche die Beseitigung beider Grundsätze betraf, ihre Freundschaft in Anspruch nehmen, und um des Wohls

des Freundes willen eine Bitte an diesen ergehen zu lassen, die er, und stünde auch das eigene Glück, das seines Sohnes, ja selbst Beider Leben auf dem Spiele, sonst nicht würde ausgesprochen haben; nur diese geheime Absicht vermochte ihn, dies demüthigende Mittel zu ergreifen.

Dennoch war ihm dieser Schritt so peinlich, daß der Graf, der ihm heiter entgegen trat, vor seiner betroffenen Miene erschrack. „Was ist vorgefallen?“ rief dieser, der nur einen Gegenstand im Sinne hatte. „Ist der Tag zum Vortrage wieder aufgeschoben?“

„Es gilt heute,“ versetzte Liebtheuer, dem diese Frage schwer aufs Herz fiel, „nicht Eurer Sache, sondern der meinen. Ich komme heute, um noch einmal Eure Freundschaft in Anspruch zu nehmen. Schon einmal hatte ich größtentheils Eurer Thätigkeit und Entschlossenheit mein Jugendglück, die Hand meiner seligen Frau, zu verdanken. Jetzt — es gilt nicht unsrer Freundschaft,“ unterbrach er schnell sich selbst, „die bleibt und besteht in allen Fällen unerschütterlich. Es gilt aber meiner Ruhe über das Leben hinaus, meinem Glücke im Alter.“

„Sprecht! sprecht! mein Leben, Alles, mein Wille selbst ist Euer,“ rief der Graf mit ängstlicher Wärme.

„Ei!“ erwiederte Liebtheuer, sich plötzlich fassend mit Ruhe, „wie geriethen wir doch in Eifer bei einer

Sache, die sich unter Freunden ruhig besprechen läßt, und bald ausgemacht seyn wird. Meine erregte Stimmung hat Euch gezeigt, wie sehr mein Antrag mir am Herzen liegt, und Eure warme Theilnahme mir, wie viel wir Beide uns sind. Seht! so eben habe ich entdeckt, daß unsre Kinder sich lieben, nicht ohne einander leben können. Wir werden sie hoffentlich nicht unglücklich machen."

Der Graf wechselte die Farbe, und trat höchst betroffen zurück, doch schnell sich fassend sagte er lächelnd: „Ist es möglich, Freund! daß das Alter Euch in Grundsätzen und Erfahrungen, denen Ihr in der Jugend gefolgt, schwankend gemacht haben kann."

„Wie so?" fragte Liebtheuer, bei dieser unerwarteten Frage, etwas betroffen.

„Daß Ihr nun," versetzte der Graf, „mit kälterem Blut Glück und Ruhe des Lebens von einer Leidenschaft abhängig machen wollet, die zu verwischen Zeit und Entfernung hinreichen."

„Es ist von keiner Leidenschaft die Rede," entgegnete Liebtheuer mit Innigkeit. „Scheltet nicht so eine innige von uns selbst ermunterte, und von mir gewürdigte Neigung, die keine Funken emporsprüht, aber die Seelen erwärmt. Einer bloßen Leidenschaft würde ich nie das Wort reden. Warum wollten wir denn, wenn wir es auch könnten, zerstören, was uns

Beiden ein freudiges Alter, ein schönes Zusammenleben, einen ruhigen Tod zusichert."

„Meine Ansprüche an die Welt," sagte der Graf kälter, den Kopf immer höher empor richtend, „mögen andere als die Euren seyn, und werden es wohl auch bleiben. Ich hoffe auch auf ein freudiges Alter, aber in einer Sphäre, in der ich geboren bin, und von der nur widrige Verhältnisse mich in etwas entfernt gehalten; aber der Adler darf sich ja wieder zum Fluge anschicken. Thatet Ihr doch selbst Alles in Eurer Jugend als treuer Freund, damit ich jener würdig bleiben konnte; entführtet selber rasch und entschlossen meinen thörichten Träumen den Gegenstand, zu dem ich eine heiße Neigung gefaßt hatte. Werdet mir derselbe treue Freund wieder und helft mir lieber die Tochter dem eigenen Sohne entführen; — denn daraus kann ja doch nichts werden."

Liebtheuer stand da, als hätte ein Blitzstrahl dicht vor ihm in die Erde geschlagen. Er hatte sich nur gefürchtet, das peinliche Gefühl der Aufopferung zukünftiger Aussichten, welche er der Freundschaft bringen mußte, in dem Antliz des Grafen zu lesen, die Möglichkeit der Zurückweisung einer ausgesprochenen Bitte, die seinem Stolze so viel gekostet, war ihm nicht eingefallen.

„Welche Vergleichung," sagte er blaß, mit einer

Bitterkeit, deren er nicht mehr Herr war. „Also findet der Graf denselben Abstand zwischen unsern Kindern, als ich einst zwischen ihm und der Knopfmacherstochter gefunden? Gesetzt auch, daß die Welt in beiden Fällen eine Mesalliance sehen möchte, kann dies auch unsre Freundschaft?“

„Der gehört Alles, was mein ist,“ erwiederte der Graf, seine Hand krampfhaft fassend, „Alles, die treueste Ergebung, das vollste Vertrauen. Meine Stellung in der Welt aber gehört nicht mir. Sie ist ein Geschenk meiner Vorfahren, das sich auf ihre Nachkommen vererbt. Ich stehe nur zwischen Beiden, zu der Pflicht geboren, Beider Blut gleich rein zu erhalten. — Darf ich den eignen Stamm untergraben?“ Er schwieg plötzlich, den düstern Blick auf die Erde geheftet; dann sagte er schnell: „Warum habe ich, ehe noch eine böse Viertelstunde sich zwischen uns hat drängen können, Euch auch nicht Alles vertraut: Meine Tochter ist Braut. —“

„Braut!“ wiederholte Liebtheuer so erschrocken, daß dadurch sein innerer Groll plötzlich beschwichtigt ward.

„Ich darf sie wohl so nennen —“ fiel der Graf gefaßter ein; „denn eine Bedingung, die ich mir selbst gemacht, nahet der Erfüllung. Der Sohn meines Freundes, des **Duc d'Aubange**, dessen Herrensitz unweit der Gränze von Elsaß liegt, hat sie gesehen, und

durch den Vater um ihre Hand angehalten; aber ohne eine Aussteuer, meiner würdig, erhält er sie nicht; nicht der kleinste Anlaß zu Geringschätzung darf mein Blut treffen, und erst wenn der gewonnene Prozeß mich aufs Neue mit Mitteln versehen haben wird, erfolgt meine Zustimmung. Nur die Ungewißheit, in der ich so lange hingehalten worden, hat mich dieß Glück meinem theuersten Freunde verschweigen lassen, dem ich jeden unwillkührlichen Ausdruck, wodurch er sich vielleicht verletzt gefühlt haben mag, von Herzen abbitte."

Diese ahnungslosen Worte des Grafen, die einen neuen Zuwachs von Unheil aussprachen, hatten Liebtheuers augenblicklichen Unmuth in tiefes Mitleid verwandelt, aber zugleich alle streitenden Empfindungen seines Innern in solchen Aufruhr gebracht, daß er den Freund fast wortlos, aber mit einer warmen Umarmung verließ. Erst in der Stille seines Zimmers angelangt, vermochte er seine Vorstellungen zu sondern und zu ordnen. Mehr als beängstigend, fast unmöglich dünkte es ihm nach der unerwarteten Wendung, die ihre Unterredung genommen, dem Freunde die gewisse Zerstörung jeder seiner Hoffnungen, die seine Weigerung noch unabwendbarer gemacht hatte, mit Worten zu verkündigen. Nur eine Vorstellung trat beruhigend vor seine Seele: Er hatte die Sache nicht mehr in Händen; er war jeder Verpflichtung in dieser Hinsicht entbunden,

und seine Entdeckung blieb sein Eigenthum, welche selbst der strengste Begriff von Recht ihm nicht gebieten konnte zu verrathen: denn wäre auch durch jenes Dokument der Prozeß für den Freund juridisch verloren, blieb es doch immer die Frage, in wie fern seine Sache moralisch ungerecht sey? Wie waren diese bedeutenden Güter in den Besitz der Solbing'schen Familie gekommen? Wie hätten sie eine lange Reihe Jahre hindurch unangefochten darin verbleiben können, wenn nicht eine Abtretung, oder Ueberlieferung statt gefunden hätte, wofür die legalen Beweise entweder in unbekannten Archiven vermoderten, oder vielleicht mit der Stammburg der Familie, im Anfang des dreißigjährigen Krieges in Flammen aufgegangen waren. Ja, war es nicht sogar seine Pflicht, eine Entdeckung nicht zu verrathen, die vielleicht den Freund unschuldiger Weise ohne Rettung zu Grunde richtete, selbst diesem sie nicht zu verrathen, um nicht eine Last auf sein Gewissen zu wälzen, das rein bleiben würde in dem allerdings möglichen Falle, wo der neue Referent, eben so gut wie der Anwald dieß kaum erwähnte Pergament nicht entdeckte, oder es nur flüchtig übersah, so wie er selber, trotz seines warmen Eifers, einmal vorher gethan? War es nicht genug, ja fast zu viel, daß er durch die Zurückgabe der Sache vielleicht eine noch größere Aufmerksamkeit in der Untersuchung derselben erregt hatte? allein dieß war er seinem Gewis-

sen schuldig gewesen. Möge dann die Sache ausfallen, wie Gott wolle! bis diese entschieden war, enschloß er sich zu schweigen, sollte er dem Freunde auch dadurch Anlaß geben, ihn zu verkennen. Wollte es Gott, daß dieser dennoch den Prozeß gewönne, brauchte er ja seine Unterstützung nicht, und er selbst hatte mit einem so unnütz gewordenen Opfer, das alsdann nicht angenommen werden würde, nicht groß gethan. In diesem Sinne schrieb er dem Freunde folgenden Brief:

„Hochzuverehrender Herr Graf! Theurer Freund!“

„Ich bin zu gewiß, daß Ihr zu innig von meiner treuen Ergebenheit überzeugt seyd, um auch nur einen Augenblick zu bezweifeln, daß nur die triftigsten Gründe mich haben bewegen können, einem Andern den Vortrag und die Auseinandersetzung Eures Prozesses zu übergeben, dessen glücklicher Erfolg mir noch wichtiger, als die eigene Wohlfahrt ist. Bedauert den Freund um so mehr, da Ihr ihn nicht verkennen werdet, wohlwissend, daß auch in diesem schmerzlichen Augenblicke, Euch sein ganzes Herz, sein redlichstes Wollen, und alle Kräfte seiner Seele bleiben.“

Er las das Geschriebene mehrmals durch; obgleich seine befangene Stimmung den merkbaren Zwang, der daraus sprach, nicht wahrnehmen konnte, wollte es ihm

doch nicht genügen; aber was konnte er wohl mehr und anders sagen; dennoch verhehlte er sich selbst nicht, daß diese Zeilen, gleich nach der zwischen ihnen vorgefallenen Unterredung, dem Freund noch bitterer auffallen mußten. Schnell ergriff er die Feder, um nur die Versicherung hinzuzufügen, wovon der Freund sich selbst überzeugen konnte, daß er schon mehrere Stunden vor jenem Gespräch bei dem Präsidenten gewesen, aber er warf sie wieder hin, denn würde diese gleichsam entschuldigende Nachschrift nicht leicht den Freund auf die Spur der Wahrheit führen, welchem er doch nach seiner neuen Ansicht vorbeugen mußte, und würde sie ihn nicht vielleicht noch obendrein auf den Gedanken bringen, daß die Furcht, von ihm verkannt zu werden, in seiner Seele entstanden war. „Nein!“ sagte er, das Blatt rasch zusiegelnd; „so wird es sich bewähren, ob er das rechte Zutrauen zu mir hat.“

Er schickte den Brief fort, und wendete nun, ruhig wie immer, wenn er, seiner Ueberzeugung nach, das Rechte ergriffen, die Gedanken von dem Freunde ab, um sie auf den Sohn und die arme Aurelia zu richten, der er mit Worten und im Herzen geschworen hatte, Vater zu seyn. — „Mögen sie dann Geschwister bleiben!“ seufzte er. „Solbing hat Recht. Unbesonnen habe ich selbst bei Ferdinand die Gluth entflammt, die ohne den Luftzug der Hoffnung gewiß verglommen wäre. Ar-

mer Ferdinand! — ich will ihm sogleich schreiben — doch Nein!“ fügte er plötzlich hinzu, wiewohl er, noch bevor er die Schwelle des Freundes verließ, jeden Gedanken an die ersehnte Verbindung aufgegeben hatte. „Es ist genug, daß ich schon einmal voreilig gewesen bin — ich will arbeiten,“ und so sann er auch wirklich, von dem Zufalle begünstigt, einen neuen Plan aus, der, obgleich noch unreif, ihn über die Hoffnung, die ihm davon entgegen winkte, das Unrecht des Grafen gegen ihre Freundschaft vergaß; doch ehe dieser zur Ausführung kommen konnte, sollte der zwischen die Freunde geworfene Eris-Apfel die unheildrohendsten Früchte tragen.

Jene Zeilen machten einen in der That furchtbaren Eindruck auf den erstaunten ahnungslosen Grafen, der mit einem Blick alle unheilsamen Folgen eines solchen Schrittes übersah. In den unbändigsten Zorn auflodern, es zerreißen, und die Stücken hinwerfen, war das Werk eines Augenblicks. Alle die menschenfeindlichen Keime, deren Aussaat Welt und bittre Erfahrungen allmählich in sein Gemüth geworfen hatten, gewannen plötzlich Kraft das schwellende Gift ihres Marks darin zu entladen. „Wer hätte das vermuthen können?“ rief er erblassend, und auf den Boden stampfend, „daß auch Er wie alle Andern sey!“

Es kostete Aurelien Mühe seinen heftigen Unmuth

eine deutliche Erklärung abzudringen; doch fand sie aus den polternden Ausdrücken seines Jähzorns so viel heraus, daß Liebtheuer noch denselben Morgen um ihre Hand für seinen Sohn geworben, und ohne Zweifel aus Rache wegen der empfangenen abschlägigen Antwort diesen sonst unbegreiflichen Schritt gethan. In welchem schmerzlichen Augenblick erhielt sie so mit der Verwerfung derselben die Ueberzeugung von einer Liebe, die sie zwar ahnete, allein doch aus ihrem tiefen Schweigen sich eine Ungewißheit träumte, die ihr Muth gab, die eigne eben so verschwiegen in ihrer Brust zu bekämpfen. Zu dem Verdachte des Vaters schüttelte sie aber den Kopf; es würde Liebtheuers Liebe zu ihr, wo möglich, erhöhet haben, hätte er gewußt, wie sie allein den Glauben an ihn nicht verlor, wie richtig ihre weibliche Seele einen wahreren Grund ahnete, den aber der Graf mit Heftigkeit verwarf, und wie sie eifrig und unverdrossen in der Vertheidigung des Freundes erst dann schwieg, als der Vater sie eines geheimen Einverständnisses, einer unwürdigen Liebe beschuldigte; doch wurde der Graf bald gezwungen, von dem Argwohn einer unwürdigen Rache abzugehen, da er von dem neuen Referenten, mit dem er natürlicher Weise eine Unterredung suchte, erfuhr, daß der Präsident demselben bereits in der Stunde, wo Liebtheuer ihm die Liebe ihrer Kinder zu Gemüth geführt, die Sache nebst allen Akten eingehän=

digt hatte, — ja die Vermuthung der Tochter begann schon gegen seinen Willen, seine Phantasie zu ängstigen, als die zufällige Nachricht, daß ein Geschäftsführer der Familie Felsbruch sich einige Tage in der Stadt aufgehalten haben solle, ihm mit fast erleichternder Eile den Verdacht einflößte, daß wohl hinsichtlich der angegebenen Stunde ein Irrthum vorgefallen seyn mochte, und daß Liebtheuer vielleicht von oberwähntem Reisenden unwiderstehlich versucht, den Erfolg der Bewerbung zum Schiedsrichter seines Gewissens gemacht hatte.

Ein solcher Argwohn war zwar nicht in der wohl erbitterten, aber an sich edlen Denkart des Grafen begründet; wie leicht aber tritt der Mensch, wenn Leidenschaft seine Augen blendet, und seine gesunde Urtheilskraft irre führt, freilich nur auf Augenblicke aus seinem Charakter; aber Augenblicke, die hinreichen, nicht bloß ihre Ansichten eine kurze Zeit, sondern sein aus diesen entspringendes Benehmen auf immer schwarz zu färben. Die weit wahrscheinlichere Muthmaßung der Tochter verwarf der Graf, weil die Wahrhaftigkeit derselben alle Aussichten seines Lebens, ja ihn selbst in dem sein ganzes äußeres Glück zerstörenden Verlust zerschmettert haben würde, und so ergriff er in der Angst eigensüchtiger Hoffnung einen Verdacht, der das rein Menschliche in seiner Brust mit einem größeren Verluste bedrohete. Jede neugierige Halbfrage, die Verwunderung seiner

Umgebung, machten ihn immer bitterer; ja es brachte sogar eine geheime vorwurfsähnliche Stimme in seinem Herzen zum Schweigen, wenn er sich recht in die Erbitterung hinein eifern konnte, und dazu fehlte es nicht an Gelegenheit, denn die Zudringlichkeit und Neugierde der kleinen Stadt, in welcher ein so ungewöhnliches Ereigniß sogleich mit Umständen besprochen und verbreitet wurde, war gleich groß; und da Liebtheuer streng, und nach seiner alten Weise geheimnißvoll, jede Frage zurückwies, drängte man sich um so mehr um den Grafen, der unter der Theilnahme äußernden Menge, die ihn abwechselnd umgab, nicht zur Besinnung kam, aber dagegen eben so sehr zu bittern Aeußerungen gereizt wurde, als diese von Mund zu Mund lawinenartig wachsend, in die gröbsten Beleidigungen ausartete, besonders da der neue Referent des Prozesses ihm anzeigte, daß er, obwohl er diesem seine ganze Zeit widmete, doch unmöglich vor den Vacancen die Durchsicht desselben beendigen könne.

Liebtheuer hatte indeß vergebens einer Antwort auf sein Schreiben entgegen gesehen. Das Ausbleiben aller Nachrichten von dem Grafen belehrte ihn zuerst, daß er den theuersten Freund verloren habe. Seufzend ertrug er die Unbill, die er selbst über sich verhängt hatte; aber sie schmerzte ihn tief. Er sann nach, ob er im umgekehrten Fall den Freund hätte verkennen können, und

erschrack, als sein unparteyisches Gemuth, alle Umstände zusammengehalten, die Möglichkeit wenigstens einräumen mußte. Diese Ueberzeugung stimmte ihn milder, und geduldiger, als die zweideutigen Aeußerungen des Freundes auch in seine Ohren drangen. Er war nur froh, daß der heftigere, um die Ehre des Vaters besorgte Sohn nicht zugegen war; er hielt es sogar für rathsam ihm zu schreiben, ihm immer mehr Aufträge aufzuladen, um ihn an das Gut zu fesseln, ohne jedoch zu wagen, ihm eine Hoffnung wieder zu benehmen, deren Fehlschlagung, Unthätigkeit dort, Rückkehr in die Stadt und die verderblichsten Folgen leicht herbeiführen konnte. Aber während er so der möglichen Uebereilung des Sohnes vorzubeugen dachte, mußte er sich selbst auf eine Art gereizt finden, die sich mit seinem stolzen Ehrgefühl noch weniger, als mit der eignen Selbstwürdigung vertrug. Es wurde ihm nämlich, und zwar von mehreren Personen nach einander, aus deren Munde jede Beleidigung noch empfindlicher klang, überbracht, daß der Graf, in einem geselligen Kreise, wo selbst mehrere gegenwärtige Mitglieder des Tribunals sich darüber empört gefunden, geäußert hatte: „daß alle Menschen feil seyen, und wer mit einem großen Aufwand von Redlichkeit, Freundestreue und Uneigennützigkeit groß thäte, bezwecke nur dadurch sich um so theurer zu verkaufen.“ Der Graf sollte weiter Liebtheuers Namen

fast in unmittelbare Berührung mit dieser Aeußerung gebracht, und darauf hinzugefügt haben: „Er hat mir einen gleißnerischen Brief geschrieben, um die Binde um meine Augen und sich meine Freundschaft zu erhalten, in demselben Augenblicke, wo er mich verkaufte; aber mag ich auch die gerechteste Sache verlieren, den Gewinn wird mir der Verlust doch bringen, mich eines falschen Freundes entledigt zu haben.“

Mögen nun auch die bittern Aeußerungen des Grafen auf den giftigen Zungen geschäftiger Zwischenträger an ätzender Schärfe gewonnen haben, an der Zuverlässigkeit der Zeugen durfte Liebtheuer nicht zweifeln. Er hatte sich darein gefügt, verkannt, geringgeschätzt zu werden, aber so an seinem heiligsten Eigenthum, seiner bürgerlichen Ehre, seinem unbescholtenen Namen laut und schonungslos von demjenigen angegriffen zu werden, vor dem sein redliches Gemüth immer offen gelegen, von demjenigen, dem die eigene Würde, und die Vergangenheit selbst Mäßigung gebieten mußten, empörte nicht bloß seinen angebornen Stolz, sondern raubte ihm die Besonnenheit, die jeden verwirrenden Nebel um die Seele vertheilt. Diese verlor alles Gleichgewicht. Was sein Blut an Jugendfeuer verloren, wurde zehnfach von der augenblicklichen Wuth ersetzt. Kraft dieser waren auch die Erfahrung zwischenliegender Jahre, die bewährte Freundschaft seines mehr als

halben Lebens, sein so oft mit freier Ueberzeugung ausgesprochenes Gelübde, sich nie durch einen Zweikampf zu entwürdigen, in die Sonnenfinsterniß seiner Seele versunken; ihm leuchtete nur des Jähzorns aufflammende Fackel; und dennoch war es, als drängten sich aus dem Innersten der empörten Brust Sprossen einer siegenden Wehmuth — so wie des Mondes Silberschein mit dem trüben Fackellicht um ein nächtliches Grab kämpft — indem seine zitternde Hand folgende Zeilen schrieb:

„Habe ich auch recht vernommen? hat wirklich die Zunge des Grafen von Solbing Lästerungen gegen den Mann ausgesprochen, an dem er seit mehr als fünf und zwanzig Jahren kein Unrecht hat finden können? Selbst in diesem bittern Augenblicke kann ich den Glauben an unsre Freundschaft nicht ganz aufgeben. Ich will noch glauben, daß die dem Freunde so unähnlichen Aeußerungen, mich betreffend, die aus dem Hause des — zu mir gedrungen, übertrieben, falsch, übelverstanden sind — ich will sie nicht erörtern. Möge der Jugendfreund mir nur ein Wort schreiben, nur daß er sich übereilt, und ich will geduldig den Augenblick abwarten, wo meine Gründe, mich rechtfertigend, von selbst ihm einleuchten werden. Aber beharrt er darauf, mich durchaus verkennen zu

wollen, achtet er meinen guten Ruf, meine staatsbürgerliche Würde für nichts, so erinnere er sich wenigstens, daß er mir durch so vieler Jahre Vertrauen eine Art von Ebenbürtigkeit hat angedeihen lassen, der zufolge er auch die Ehre des Versuches, in wie fern unser Blut von einer Farbe sey, nicht versagen wird. Er wird in beiden Fällen erfahren, daß das meinige dem seinen an Reinheit nicht weicht. Wählt er aber den letzteren, hoffe ich es ihm übermorgen beim Anbruch des Tages, ganz allein, dicht hinter dem einsamen Jagdhause im Walde, unfern der Stadt, beweisen zu können."

Ohne das Blatt durchzulesen — denn die Bitterkeit der letzten Zeilen, aus dem eigenen kochenden Blute entsprossen, schien, in Worten ausgedrückt, eine vergrößerte Bitterkeit hinein zurückzuströmen — siegelte er schnell, und schickte es fort. Dann erst befiel eine erdrückende Beklommenheit sein Herz. Es war nicht Furcht vor dem Tode, es war ein besseres Gefühl, eine frohe Hoffnung, deren nur zu gut eingesehene Nichtigkeit ihm den Muth benahm, — daß der Gegner gerecht seyn, daß dessen doch gewiß noch immer edles Herz vor dem Gedanken, den seine tief beleidigte Ehre hervorgerufen: das Blut des Jugendgenossen zu vergießen, das einmal im Ersteren seine jugendliche Großmuth fließend erhalten — zurückschaudern, in sich gehen würde, und,

daß er so — den Freund in einem von Beiden erkämpften Sieg wieder gewinnen möchte; „denn,“ sagte er bei sich selbst, „er wird ja im eignen Schmerz empfinden müssen, was mich eine Herausforderung an ihn kostet! aber konnte ich anders? — habe ich nicht schon die Bitterkeit des Todes überwunden, in dem Entschlusse, ein Leben zu gefährden, das mir theurer, als das eigne ist? Aber er hält etwas noch theurer als diese beiden — die Ehre; und verdiente ich wohl den Namen seines Freundes getragen zu haben, ihn noch zu tragen, wenn ich nicht die meine im gleichen Preise hielt? Seine Schmähungen allein in der ganzen Welt vermögen eine entehrende Kraft an mir auszuüben, in so fern ich mich scheuen würde selbst zwischen seinem Leben, unsrem Leben und meiner Ehre zu schwanken. — Eben an dieser Herausforderung muß er meine Unschuld erkennen, oder —“

Er versank in ein tiefes unruhiges Brüten, das hinreichend die eigenen Zweifel verrieth, welche doch die rein menschliche Hoffnung in seinem Herzen wieder zu verscheuchen sich bemühete. Noch weniger aber konnte er die Ungeduld überwinden, womit er bei jedem Geräusch nach den Schritten des Dieners lauschte, den er jeden Augenblick zurückerwarten konnte, und als dieser nun endlich kam, als dieser ihm die verhängnißvolle Antwort abgegeben, zitterte er sie zu eröffnen. Endlich

lag das Blatt erbrochen vor ihm da. Es enthielt nur die Worte:

„Ich werde mich einstellen.“

Liebtheuer erblaßte. Einen Augenblick stand er wie betäubt da, das Gesicht in die Hände verbergend; die Vergangenheit war in die trostlose Gegenwart verschmolzen, aber mahnend erstritt sich die Zukunft ihr dringendes Recht. Kaum aber war dieses geschehen, als er mit gewaltsamer Manneskraft sich zusammenraffte. Der Gewißheit wird immer der Sieg leicht. Er schickte augenblicklich nach einem Notar und schloß sich mit diesem in seinem Zimmer ein. Sie arbeiteten lange beisammen, dann gingen sie beide nach dem Hause des Ersteren, wo sie mit mehreren Zeugen hinter verschlossenen Thüren das Angefangene vollendeten.

Die Sonne war schon untergegangen als der Kammerrath zurückkehrte. Zufälliger Weise wurde denselben Abend im Rathhaussaale ein Concert gegeben, damals ein ungewöhnlicher Genuß, wobei selten Jemand der städtischen Honoratioren, und am allerwenigsten Liebtheuer zu fehlen pflegte. War es nun, um am Vorabend eines Ereignisses, dessen Erfolg in allen Fällen kein Geheimniß bleiben konnte, einem Aufsehen, das durch jenes erregt, die gehässigsten Schlüsse und Folgen herbeiführen konnte; oder trieb es ihn, dem Grafen, den

er auch da vermuthen mußte, und seit dem mißlungenen Morgenbesuch in dessen Hause nicht gesehen hatte, noch einmal, ach zum letzten Male! friedlich und freundlich ins Auge zu blicken, und durch Beider besonnenes Zusammenseyn an einem öffentlichen Orte jeden Verdacht von dem bald Erfolgenden durch seine Unbefangenheit zu entfernen, genug er erschien gefaßt, sogar mit einem Anstand von Ruhe, noch früher als zur bestimmten Zeit im Saale; aber sey es aus innerer Unruhe, oder einem hervorgekünstelten Gleichmuth, statt ruhig wie gewöhnlich an einer Stelle zu bleiben, trieb er sich in den nächsten Zimmern und in den Gängen, überall wo er Bekannte traf, herum.

Da wollte der Zufall, daß die beiden Wesen, die sich in der Jugend, als schöne Frucht eines ergreifenden Moments Freundschaft geschworen, als Männer, trotz Trennung und Verhältnissen ihrem Gelübde treu geblieben, noch vor wenigen Tagen unzertrennlich gewesen und nun den nächsten Morgen sich ein Leben zu berauben dachten, dem jedes eines geliebten Kindes willen einen weit größeren Werth als zu der Zeit ihres ersten Zusammenfindens beilegte, plötzlich in dem Treppengange sich gegenüber stehen sollten. Aurelia ging an der Seite des Vaters. Natürlicherweise mußte der gegenseitige Anblick Beider Inneres erschüttern; ja es war dem Kammerrath vollends, als er vor Aurelien stand,

die den schwermüthigen Blick sanft, wie bittend, auf ihn heftete, als müsse er sie anflehen, ihn mit dem Vater zu versöhnen, um ihr eine ewige Trauer zu ersparen. Unwillkührlich blieb er stehen, sein Auge begegnete dem ihrigen, und von den ihren erhob es sich thränenschwer, aber glänzend von Versöhnung auf den Grafen. — Allein dieser wandte mit der seinem ganzen Wesen anklebenden stolzen Haltung, die dem Blicke, vor welchem sie sich sonst nie geltend gemacht hatte, als Hohn und Haß erscheinen mußte, das Auge von ihm ab, und zog die schon still stehende Tochter heftig mit sich in den Saal. Liebtheuer sah Beiden wie versteinert nach, und erblassend kehrte er, seine Absicht vergessend, auf der Stelle zurück, ohne das Concert anzuhören.

„So sey es denn!“ sagte er seufzend, während er seine Schritte beflügelte. „Ich bin ein alter Thor, der ich noch auf einen Rest von Jugendgefühlen in meinem Herzen hoffen konnte, in welchem nur die äußere Welt ihre Ansprüche behauptet. Die Freundschaft ist in ihm erstorben, und nun hat er sie auch in mir getödtet. Elende Welt! armseliges Leben! — Einen gemeinen Feind schont nur der thörichte Schwächling; und mit der Ehre habe ich noch die Freundschaft zu rächen, mag denn er oder ich — Nur die Tochter, meine Tochter soll nicht für ihn büßen.“

Als er nach Hause kam, legte er das von dem

Notar mitgebrachte Dokument in ein Couvert, in das er einige Zeilen schrieb, und versiegelte es; die Aufschrift war: an den Grafen Solbing. Dann zog er ein anderes Blatt hervor, und nachdem er es lange mit einem Blick betrachtet, dessen fast starres Feuer in einen seelenvollen Glanz verschmolz, wandte er sich schreibend also an den Sohn:

„Ich habe dir, theurer Ferdinand! eine traurige Botschaft zu bringen. Warum soll ich Umschweife brauchen, die weder deinen Schmerz vermindern, noch die Voreiligkeit deines Vaters gut machen können. Aurelia ist schon lange Braut, — der Vater hat sie irgend einem Herzoge versprochen, und sie, du zweifelst wohl nicht daran, wird gehorchen. Verschmerze, um meiner guten Absicht willen, daß ich dich mit einem kurzen Traum getäuscht, und richte dich wieder an der Empfindung auf, daß du dich nicht allein bereit gezeigt, mit deinem Vermögen das ihre herzustellen, sondern daß der Trost dir wird, es wirklich thun zu dürfen. Ich bin überzeugt, in deiner Seele gehandelt zu haben, indem ich dir anzeigen kann, daß ich in Deutschland nichts besitze, worauf du deine Ansprüche geltend machen wirst; dagegen übersende ich dir als volles Eigenthum dein einziges väterliches Erbe: die Beweise über meine Besitzungen in Amerika, auf deinen

Namen geschrieben, und nichts weiter. Ziehe dahin. Einige mäßige Wechsel auf Hamburg liegen anbei. Du findest in jenem Welttheile einen reinen Himmel, fruchtbare Erde, dieselbe wohlthätige Sonne, und sonst nichts, was an Europa und seine geselligen Thorheiten erinnert. Sey dort ganz Mensch, wo du rein menschlich seyn darfst; der Segen deines Vaters begleitet dich dahin. Wundere dich nicht, lieber Sohn! über diese Auseinandersetzung meines letzten Willens. Die so höchst unerwartete Wendung des Prozesses, die Fehlschlagung unserer Hoffnung, die so natürliche Verkennung des Freundes, die zu vergessen ich dich dringend bitte, ja es dir befehle, das Alles hat einen so gewaltsamen Eindruck auf meinen Körper und meine Seele gemacht, als habe der Tod sich schon bei mir angemeldet. Es ist mir, als müsse mich die nächste Stunde abrufen. — Nimm in diesen zitternden Zügen meinen Segen, wenn ich dich wirklich nicht mehr sehen sollte.“ —

Nachdem er dieß Schreiben den Dokumenten beigelegt, und beide Theile versiegelt hatte, legte er sich auf einige Stunden zur Ruhe. So heißt es freilich der Sprachweise nach. Aber die Ruhe war von seinem Lager, und von dem seines Gegners weit entfernt.

Beide hatten noch keine bittrere Nacht erlebt. Nicht

der kleinste Schlummer wollte ihrem gequälten Gemüth Linderung und Stärke bringen. Was aber konnte zwei Väter, einer entscheidenden Stunde so nahe, schmerzlicher das Herz beklemmen, als die Zukunft ihrer Kinder, und eben diese Mahnung mußte dem Grafen eine noch ängstlichere Qual verursachen.

Wenn auch der Leser das frühere Mißtrauen in seinem Charakter, das sich fast noch vor seinem Anblicke in Ferdinands Seele geschlichen, nicht theilt, wird es seiner Aufmerksamkeit doch nicht entgangen seyn, daß in jenem der Leichtsinn eine eben nicht kleine Rolle spielte, der mit lobenswertheren Eigenschaften gepaart seiner raschen Entschlossenheit in vielen Fällen einen Anstrich von Großmuth gab, den seine Seele vielleicht nicht immer besaß. Immer in der Gegenwart lebend, diese so gut wie möglich genießend, und wenn es daran gebrach, auf die Zukunft hoffend, verloren die Erinnerungen aus seiner Vergangenheit an der kräftigen Frische, die ihnen in dem wärmeren Herzen des Freundes einen Sonnenglanz verlieh, an welchem dieser das einsamere stille Geschäftsleben, vergoldete, das mit dem Tode der geliebten Gattin seinen eigentlichen Reiz verloren hatte, ohne ihm doch verhaßt zu werden, weil der zarte Knabe, den sie ihm hinterlassen, ihn in den gewohnten Banden der Vergangenheit festhielt; deren liebliche Bilder, so wie spätere Träume von der freudi-

gen Zukunft, die ihm der aufblühende Sohn versprach, die Zufriedenheit seiner Gegenwart schufen. Der innere Vorwurf Liebtheuers, den Jugendfreund vernachlässigt zu haben, der Schmerz von ihm mit gleicher Münze bezahlt zu werden, welches er, wohl nicht ganz ohne Fug, der Verschiedenheit ihrer Stellung in der Welt zuschrieb, hatten nie das Gemüth des Grafen berührt. Wenn in müssigen Stunden, eine trübe Gegenwart um ihr Recht betrügend, seine Phantasie zu der lustigen sorgenfreien Jugendzeit zurückkehrte, begrüßte er zwar mit Freude das Bild des treuen Freundes, das ihm daraus entgegen sprang, aber inmitten seiner vornehmen Umgebung, die er nur um eine noch vornehmere vertauschen mochte, vermißte er ihn nicht. Erst als er zum zweiten Male Witwer ward, als seine unversehens beschränkte Lage ihm die ganze Wichtigkeit des alten Prozesses fühlen ließ, an den er nur mit Unmuth denken konnte, und dessen darum lieber nicht gedachte, und als dieser endlich so weit gedieh, daß der Jugend-Enthusiasmus des Freundes, insofern er noch anhielte, ihm, der indessen Mann geworden, reiche Frucht tragen konnte, erinnerte er sich auch in der Gegenwart seiner, und während er zu dem Ort, wo er angestellt war, eilte, frischte er mühsam in der Seele alle Erinnerungen aus ihrem Zusammenleben auf, aus welchem er sein Vertrauen zu ihm herausrettete; und so fühlte er wirklich,

als Liebtheuer mit ungeschwächtem Feuer ihm entgegen trat, das eigene Herz in Rührung erwärmen, mit der Empfindung indessen, die in der Jugend eben nicht vorgedrungen war, daß er das, was seiner Innigkeit an gleichem Feuer abging, völlig durch die Ehre seiner Freundschaft ersetzte, während er doch Zartgefühl genug besaß, dem Freunde von dieser inneren Herablassung nichts merken zu lassen. Ja! sein reiferer Sinn lehrte ihn, während ihres neuen Zusammenlebens, den Gesinnungen und dem Gemüth des Freundes eine immer tiefere Achtung zu zollen, ihn zu lieben, ja mehr als der Hochmuth wissentlich würde zugestanden haben, ihn zu verehren. Darum stand er auch wie aus den Wolken gefallen da, als der sonst so bescheidene, anspruchslose Freund, aus dem Grunde einer Liebelei der Jugend, wogegen er doch gehofft hatte, daß dieser den Sohn gewarnt haben würde, ihm ernstlich einen Antrag thun konnte, den seine eigene Vernunft verwerfen mußte. Nicht eben verletzt, aber mit dem unangenehmen Gefühl, aus seiner liebsten Täuschung gerissen zu seyn, vermochte er kaum, da er allein geblieben war, sich von seinem Erstaunen zu erholen. „Also auch er kann sich nicht bescheiden," seufzte er, „den ich über alle lächerlichen Ansprüche erhaben glaubte — das hat man davon! — ich möchte ihn doch nicht gern verletzen," flüsterte die besorgte Selbstsucht. „Er hat meine ganze

Wohlfahrt in seiner Hand." — Da erhielt er den so unerwarteten Entschluß des Freundes. Wir haben gehört, in welche Wuth dieser ihn brachte, und werden uns diese wohl auch nun erklären können. Zwar hatte die Selbstsucht bei weitem nicht allein Theil an seiner erneuerten Freundschaft, aber die Selbstsucht machte einen so wesentlichen Theil seines inneren Menschen aus, daß sie jene, sehr schnell, je uneigennütziger sich der Graf wähnte, in sprühenden Haß verwandelte. Der Ton der Herausforderung empörte ihn noch mehr. Er laß nur Heuchelei, Anmaßung, Furcht aus jedem Ausdruck. Furcht, ein Wort, das in jedem Turnierbuch fehlte, kannte er nicht; dennoch würde er das Cartell mit Hohn zurückgewiesen haben, hätte es ihn nicht daran gemahnt, daß es ihn entehren möchte, denjenigen unter seiner Rache zu erklären, den er bis jetzt eines vertrauten Umgangs würdig gehalten. An die möglichen Folgen eines solchen Zweikampfes gestattete seine Zornwuth, der dadurch erregte Racheburst ihm kaum flüchtig zu denken. Für die eigene nachherige Sicherheit brauchte er nicht sehr besorgt zu seyn, und die Erbitterung zeigte ihm den Sieg gewiß; aber ein finsterer Unmuth legte sich ihm gegen seinen Willen schwer auf die Seele, und in dem thörichten Wahn diesen, gleich Saul durch die Töne fortzuscheuchen, nahete er mit der Tochter dem Concertsaal.

Da stand er auf einmal unvorbereitet vor dem, in

welchem er seinen bittersten Feind sah und sehen wollte. Es war ihm nicht eingefallen, ihn hier zu treffen, nicht eingefallen, daß dieser es je wagen würde an einem geselligen Orte sich mit ihm zusammen zu finden. Er hatte bis hieher seinem Bilde, als dem eines Verräthers aller Pflichten und aller Eide, wie oft es auch gegen seinen Willen vor seine Seele trat, mit Ingrimm begegnet, hätte ihm ins Angesicht die ganze Wuth seiner Verachtung in der verächtlichsten Benennung aussprühen mögen; als es aber nun lebendig vor ihn trat, als die beredten Augen voller Thränen, mit demselben leuchtenden liebevollen Glanz, wie sie noch vor der Geburt der Tochter, im Verein mit der Zunge, ihrem innigen Bund unwandelbare Treue beschworen, und nun von ihr, der Erwachsenen, auf ihn sich richteten, empfand er sich plötzlich durch und durch erschüttert. Er fühlte, daß dieser Strahl, der in die Tiefe seiner Seele drang, nicht log, nicht hatte lügen können. Um nicht aus unwillkührlicher Scham. zu seinen Füßen sinken zu müssen, zwang weniger der zusammensinkende Hochmuth, als die gewohnte Gewalt des äußeren Anstandes, seiner bewegten Seele eine Maske vorhaltend ihn zum schnellen Entfliehn. Hätte Liebtheuers spähender Blick ihn in das abgewandte Auge fassen können, würde er keinen Hohn, sondern Reue darin gesehen haben; allein die Minute war statt versöhnend nur noch mehr erbitternd an dem

Feinde vorübergegangen. — Der Graf, von demselben Augenblicke wie umgewandelt, fühlte tief, daß dieser nie mehr wiederkehren würde. Wenn sie sich wiedersahen, müsse selbst das kleinste Entgegenkommen den Anschein ehrloser Feigheit annehmen. Jetzt erst erschreckte ihn der Ernst der Stunde, die Beide erwartete. — Glücklich konnte der Erfolg nimmer werden. So wie der Gegner, in der Würde des Alters, einem Manne gegenüber, durch dessen Betragen jener sich gekränkt gefühlt, und dem er diese Kränkung auf eine noch kränkendere Weise zurückgegeben, sah er wohl ein, daß eine ernste Herausforderung nicht in ein schales Jugendspiel ausarten könne. Hier trat Wille gegen Wille, Entschlossenheit gegen Entschlossenheit, Ehre gegen Ehre, und somit Leben gegen Leben. Nachgiebigkeit wurde zweideutig; Weichheit, Geistesschwäche; — Vertheidigung, Nothwehr, seine Erhaltung für die durch seinen Tod nun um so schutzlosere Tochter, da ihr erkohrner Beschützer ihm das Leben streitig machte — Pflicht. Arme Tochter! ach! zu welchem Greuel wird sie erwachen! Nein! sie durfte den einzigen Beschützer, der ihr nun übrig blieb, nicht verlieren; der Gedanke an sie mußte seinem Arm Kraft, seinen Adern neuen Zorn einflößen; dennoch war es ihm, als könne er dem Gegner, seit sein Auge dem seinen begegnet hatte, nicht mehr zürnen; die Benennung Freund und Feind, in der Aussprache schon

verwandt, verwirrten sich auf eine ganz eigne Art in seiner Seele. Es war ihm auf einmal klar, daß, welche Gründe auch ein so unbegreifliches Verfahren herbeigeführt hatten, Haß und Rache nicht darunter gewesen seyn konnte, den liebevollen Blick, der so unaussprechlich und doch so vielsagend auf der Tochter geruhet, sah er noch immer. Es war als zöge dieser das entwichene Vertrauen in seinen Busen zurück; und dieser Mann, an dem er bis auf jene Stunde keinen Makel gekannt, an dem er noch keinen finden konnte, bis auf einen, der seit ihrem Zusammentreffen immer kleiner erschien, und der sich vielleicht in einen Irrthum auflösen würde, den Mann mußte er tödten — oder von ihm — Zerdrückend sank es in diesem Augenblicke auf sein Gewissen, welchen Freund er, ohne ihn je recht zu schätzen, besessen, welchen Freund er durch einen betäubenden Wahn des Hochmuths verloren.

Er überraschte sich selbst im Weinen, denn er war sonst, wenn auch nicht harten Sinnes, doch sehr darauf bedacht, selbst in der Einsamkeit die Würde seines Standes nicht zu vergessen; aber einmal die eigne Weichheit erkennend, trieb es ihn mächtig, sich derselben ganz hinzugeben. Er schluchzte laut. Da war es ihm plötzlich, als fiel ein schwacher Schein von außen in sein thränennasses Auge, der das trübe Licht der Nachtlampe noch bläßer und sterbender machte — ein Bild des nahen

Zieles! Schnell, noch halb angekleidet, sprang er aus dem Bette, und riß den Fensterladen auf, damit der schmerzliche Gruß des — er fühlte es jetzt — des schrecklichsten Tages, dem er je entgegen geblickt, ihm Kraft verleihe, dem Unvermeidlichen zu begegnen. Dann klingelte er dem Kammerdiener, dem er schon den Abend vorher eröffnet, daß er ganz allein mit ihm bei Anbruch des Tages einen kleinen Ausritt machen würde, von dem nichts verlauten dürfe; brachte, noch bevor er kam, tiefsinnend seinen Anzug in Ordnung, und ihm beim Eintritt flüchtig zurufend: „meinen besten Degen," ließ er sich bei dem Tische nieder, schrieb einige Zeilen, und siegelte das Blatt.

Nun erst eröffnete er dem bewährten Diener, der zufolge des Gebrauchs zu jener Zeit bei einem adelichen Herrn etwas von der Wundarzneikunst verstehen mußte, daß es einem Zweikampfe gelte, und wie er sich zu benehmen habe, und während er ohne den Degen anzusehen, diesen umgürtete, gebot er ihm, in dem Falle, wenn er auf dem Platze bleiben sollte, dem Gegner das so eben fertig gewordene Schreiben einzuhändigen. Der Diener erschrack, aber den Gebieter genau kennend, wagte er keine weitere Frage noch weniger eine Bemerkung, die einem Einspruch glich. — Schweigend und in tiefer Stille ritten sie Beide aus dem hintern Thore des Hauses.

Liebtheuer hatte schon den Abend vorher, seinem alten Kutscher und dem vertrauten greisen Schreiber — mitgetheilt, daß er ganz früh des Morgens nach seinem Landgute hinausfahren wollte. Der Gehülfe trat schon reisefertig zu der bestimmten Stunde ins Zimmer. Er traf den Kammerrath mit Anziehen beschäftigt, düster und entschlossen. — Dieser theilte ihm nun mit Ruhe den eigentlichen Zweck des frühen Abfahrens mit, und empfahl ihm, sich der Verschwiegenheit des Kutschers, auf die er auch bauen durfte, zu versichern; dann übergab er ihm zwei Packete, das eine an den Grafen im Augenblick seines möglichen Todes oder tödtlicher Verwundung, das andere an den Sohn, mit seiner Leiche zu übergeben.

Gott behüte, daß es so komme, stammelte der Schreiber, der zwar gewohnt war, bescheidene Einwürfe machen zu dürfen, aber noch lieber auf die eigne Einsicht Verzicht zu leisten, als an der Unfehlbarkeit der Einsichten seines Herrn zu zweifeln; dennoch betäubt durch ein Ereigniß, von dem er in seiner Stellung sich keinen Begriff machen konnte, verwirrte er sich in Bitten und Rathschlägen, dem Unglücke vorzubeugen.

„Es ist nicht mehr Zeit,“ fiel ihm Liebtheuer fast heftig ins Wort. Er theilte nun dem vertrauten Hausgenossen alles Vorgefallene, das dieser schon zum Theil geahnt hatte, mit, so wie seine Ueberzeugung die Auf=

rechthaltung seiner Ehre, ja selbst die Reinheit seines Betragens mit seinem Blute bewähren zu müssen.

„Ich zweifle nicht, daß ich unterliege," schloß er, „was liegt mir auch an einem Leben, das schon dem gebrechlichen Alter sich nähert, ohne sich das Zutrauen eines Herzensfreundes bewahren zu können. Der Graf wird, in den langen Jahren, wo wir uns nicht gesehen, sich wohl, wenigstens zum Zeitvertreib, in der Kunst zu tödten geübt haben. Ich habe, seit ich die Universität verlassen, nicht daran gedacht; aber unsre Kinder, seine Tochter besonders darf nicht ahnen, in wessen Blut ihr Vater seine Hände getaucht. Falle ich — oder besser, wenn ich todt bin, so bringet die Leiche nach dem Landhause; reiniget sie aber wohl vom Blute, ich habe daher auch reine Wäsche mitgenommen. — Macht die ganze Welt, und wo möglich auch Ferdinand glauben, daß ich plötzlich vom Schlage gerührt worden bin! ich habe ihn schon darauf vorbereitet. Sagt auch dem Grafen, daß er ruhig nach Hause kehre. Niemand soll von unserm Zweikampfe etwas erfahren, und Ihr Beiden sollt schweigen, selbst dem Sohne gebiete ich es, wenn meine Todesart ihm nicht verborgen gehalten werden kann. Möge er selbst dann einmal dem Grafen Trost bringen, wenn diesem die Binde von den Augen gefallen ist, um so reicher wird mein Segen ihm zufließen. Und nun fort! Es ist Zeit!"

Weinend begleitete der Schreiber den Herrn, als dieser mit dem Degen unter dem Mantel in den Wagen stieg; denn zu jener Zeit war der unsichere Gebrauch der Pistolen in diesem Lottospiele des Mordes noch nicht aufgekommen. — Bald lenkte der Wagen unbemerkt in den einsamen Wald hinein, und nicht weit von der bezeichneten Stelle wurde gehalten. Die beiden Gegner traten zur gleichen Zeit aus den dunkeln Baumgängen heraus. Beide winkten mit der Hand den Begleitern zurückzubleiben, die sich indessen ängstlich einander naheten. Selbst der jüngere Kammerdiener des Grafen schien vor Schrecken gelähmt. Es war als konnten sie Alle nicht an einen Zweikampf glauben, der ihren treuen Augen so unwahrscheinlich bei den schon grau gewordenen Haaren Beider, die jeden Argwohn von jugendlichem Leichtsinn entfernend, fast unnatürlich erschien. Und als nun Beide, schweigend aber ruhig, sogar begrüßend vor einander standen, als sie der Sitte gemäß Kleid und Weste abwarfen und den Busen entblößten, brachen alle drei Diener auf einmal in leises Schluchzen aus.

Es war, als hätten Beide die Stimmung, womit sie sich den Abend vorher begegnet waren, mit einander gewechselt. Der Graf, sichtlich erweicht, entzog sein Auge nicht mehr dem Zusammentreffen mit dem seines Gegners. Es suchte vielmehr seinen Blick, aber den liebevollen Ausdruck von gestern fand er nicht mehr

darin. — In Liebtheuers Auge flammte vielmehr bei dem Anblick seines Gegners mit erneuertem Feuer der Zornstrahl auf, den dessen nach seiner Meinung verächtlicher Hohn den Abend vorher darin entzündet hatte. — Eine peinliche Ungeduld das ernste Vorhaben, das vollführt seyn mußte, beendigt zu sehen, war an ihm sichtbar. Er zog den Degen mit jugendlicher Eile, und als der Graf ihn fest, beinahe wehmüthig anstarrend, als wollte er sagen: rede — ich kann ja unmöglich den ersten Schritt thun, aber wie gern den zweiten, — noch immer zögerte, suchte er mit Worten den Unmuth des Gegners zu erregen, und den eignen zu steigern. „Zieht," rief er, „oder ist der Degen in Eurer Hand langsamer, als Eure Zunge, wenn die Natter der Verleumdung aus ihr herauszischelt?"

Da zog Solbing mit dem Ausrufe: Ha! die Flucht der letzten Hoffnung, und das zurückgerufene stolze Selbstgefühl bezeichnend, indem er, den Blick auf den herausfahrenden Degen gerichtet, mit augenblicklicher Betroffenheit gewahrte, daß der Kammerdiener, seine Absicht noch nicht kennend, sich streng an die Worte gehalten, und ihm einen Galanteriedegen gereicht, dessen er in seiner folgenden Angst nicht weiter gedacht hatte, doch eben so schnell gefaßt setzte er schon zu einem Ausfall an, als er die Augen auf den Feind heftend, bemerkte, daß dieser in demselben Augenblick

seinen Degen fallen ließ und beide Hände vor das Gesicht schlug.

Liebtheuer war, trotz der Heftigkeit seiner Worte, nach Fechterweise mit Besonnenheit allen Bewegungen seines Gegners gefolgt, welche die aufgehende Sonne hell beleuchtete. Da fiel, so wie der Graf mit der Hand um das Heft, etwas betroffen den sich immer langsamer entblößenden Degen betrachtete, der Knopf desselben, von welchem die Sonnenstrahlen in tausend glänzenden farbigen Funken wiederblitzten, so bekannt und mahnend in seine Augen und in seine Seele, daß er unwillkührlich erschüttert von einer mitten aus diesem Glanze lähmenden Erinnerung mit beiden Händen zu den Augen, sie verbergend, fuhr, als hätte schon durch sie eine schärfere Spitze, als der des Degens, sein Gemüth getroffen.

„Was ist das," rief der Graf, der kaum mehr den raschen halbbegonnenen Ausfall zurückhalten konnte, mit Schaudern, „wollt Ihr mich mit Fleiß zum Mörder machen?"

„Das verhüte Gott!" erwiederte Liebtheuer unwillkührlich, fast noch ohne Fassung. „Nicht ich — nicht Ihr! Gottlob! nur die aberwitzigen Höllenkünste einer Wahrsagerin! Vollführt, was Ihr müßt, denn Euer Degenknopf deutet auf mein offenes Grab."

„Höllenkünste!" wiederholte der Graf, den Degenknopf staar betrachtend, während jene Wahrsagung

aus dem Munde eines Weibes, das ihm damals schon eine Art Grauen eingeflößt, in seinem Gedächtniß aufblitzte, und er vielleicht zum ersten Mal das eigne so zurückerhaltene Geschenk erkannte; da brach, indem er sich, ihm innige Jugend=Verhältnisse klarer als je vergegenwärtigte, nicht sein Stolz, denn der war schon gebrochen, sondern jede Fessel, die ihn an etwas Aeußeres band; und zum ersten Mal empfand er frei und freudig nur den Menschen in sich. „Nein!“ rief er auf einmal mit lauter Stimme. — „Sie haben gelogen, sie sollen gelogen haben!“ und den Degen weit von sich schleudernd, schlug er rasch hineilend die Arme um den verkannten Freund, dessen Hände von den Augen herabgleitend sich wie mechanisch um seinen Hals falteten.

So weinten sie, sich fest umklammert haltend, minutenlang. Der alte Schreiber indessen, der wohl aus diesem unerwarteten Erfolg auf ähnliche Gefühle in den Briefen schließen mochte, und dem der Kammerdiener anvertraut hatte, daß er im Falle eines unglücklichen Endes seines Herrn einen Brief an den seinen abzugeben hatte, winkte diesem, und sich schnell verständigend traten nun Beide zu den alten Männern hin, die noch immer schweigend, freundlich einander in die Augen sehend, sich die Hände schüttelten, und überreichten ihnen das Jedem bestimmte Packet.

Beide sahen das Couvert betroffen an, und eilig,

als müßten die darin enthaltenen todten Buchstaben die lebendigen Worte offenbaren, die zwar in ihren Blicken brannten, aber dennoch nicht den Weg über die Lippen finden konnten, zerrissen sie fast das Papier, indem sie das Siegel ablösten.

Liebtheuer las still für sich.

„Alter Freund. Nehmet jetzt nach meinem Tode die Ueberzeugung hin, deren Eingeständniß die Welt und ihre Ansprüche mir im Leben auszusprechen verwehrten: Ich habe keinen bessern Freund als Euch besessen; kein Lebender hat es redlicher als Ihr mit mir und meiner Tochter gemeint. So bleibt denn nun auch was Ihr gelobt zu seyn, ihr Vater, und werdet ihr Vormund. Sie kann keinen rechtlicheren finden. Ihre Verlobung mit dem Herzoge war erlogen, und jetzt im Angesicht des Todes, wo alle Täuschungen des Lebens schwinden, ist es mir, als werde ich mich jenseits über den Bräutigam freuen, den ich hier verwarf, obgleich Euer Name und Euer Herz ihn ihr ebenbürtig machten. Ich trage allein die Schuld meines Todes und segne Euch Alle. Seyd glücklich!“

Der Lesende wußte kaum, ob er seinen Augen trauen durfte. Lächelnd durch Thränen, tief erschüttert, sah er bald die Buchstaben, bald den Freund an.

Der Graf hatte indessen unter dem Umschlage, der seinen Namen trug, einen andern auch versiegelten gefunden, mit der Aufschrift an seine Tochter; unter dieser stand:

„Aussteuer zu der bezweckten Heirath von ihrem auserkohrenen väterlichen Beschützer, der, seinen nahen Tod ahnend, ihr Kraft dieser Würde gebietet, das Geschenk, seine Liebe vergeltend, anzunehmen, um nicht ihren lebenden Bruder, der nur in ihrem Glücke sein Glück wiederfinden kann, in Verzweiflung zu stürzen; und in der Ueberzeugung, daß nur die Hoffnung, das ihrige zu befestigen dem sie segnenden Freund den Tod leicht gemacht."

Schnell, stürmisch mit einem unbeschreiblichen und doch scheuen Blick, auf den noch im Lesen vertieften Freund riß er unbedenklich das zweite Siegel auf und stand nun vor Entsetzen ähnlichem Erstaunen, starr, wie ein zum Tode Verurtheilter, dem ein dunkles Räthsel, durch dessen Auflösung er nur das Leben retten kann, aufgegeben wird; denn er erblickte eine Bescheinigung im Namen des Felsbruch'schen Familienhauptes, von Siegeln und Zeugen erhärtet, wodurch der gegen ihn geführte Prozeß in statu quo nebst dessen Erfolg, es sey nun dieser Gewinn oder Verlust, dem Kammerrath Liebtheuer, gewesenen Referenten derselben Rechtssache,

als gesetzmäßiges Eigenthum, gegen eine höchst bedeutende Summe, die theils bar, theils durch Obligationen und werthvolle Güter erlegt oder versichert war, übertragen wurde. Unten an demselben Dokument, war der Ankauf mit Liebtheuers eigner Hand, und von gültigen Unterschriften bezeugt, als unbestreitbares Eigenthum der Gräfin Aurelia von Solbing zugeschrieben.

Von beiden gleich Ueberraschten fand Liebtheuer zuerst Worte, mit glänzendem und doch halb zornigem Blick, rief er mit fast vor Weinen erstickter Stimme. „Und wenn ich Euch nun getödtet hätte; welche abscheuliche Rache.“

„Und Du,“ zum ersten Mal entschlüpfte dieses Wort dem Munde des Grafen, „würde Dein Tod mich nicht schon zu Boden geworfen haben, ohne daß Du brauchtest auch Wahnsinn über mich zu verhängen — Wahnsinn, sage ich Dir — ich bin nicht weit davon — erkläre mir, was dieß bedeutet!“ fuhr er fort, ihn heftig mit sich bei Seite ziehend.

„Das ist etwas Anders,“ versetzte Liebtheuer gefaßter, die brüderliche Benennung eifrig aufnehmend. — „Da Du doch einmal den Prozeß nicht gewinnen konntest, wollte ich, daß Du Freude an dem Verlust haben solltest.“

Der Graf sah ihn immer erstaunter an.

„Ja! ja!“ fuhr er fort, „was das Recht des Ge=

setzes Dir entziehen muß, darf wohl das Recht des Freundes, des Vormunds wieder herstellen.“ — Lächelnd faßte er den Grafen unter den Arm, und im vertraulichen Auf- und Niedergehen berichtete er ihm die Entdeckung jenes Dokuments, das den Prozeß entschied, mit wenigen, einfachen klaren Worten. — Die Hand vor den Augen haltend, als wolle er sie vor dem Licht der Wahrheit schützen, das schmerzlich aber heilend in seine Seele strömte, hörte Solbing ihm schweigend zu.

„Noch früher“ fuhr der Freund fort, „hatte ein Geschäftsführer der Familie Felsbruch mich besucht. Es schien, daß ihr Anwald, nach der Art mehrerer dieser Herren, um seine Bemühungen in höheren Preis zu bringen, ihr Ansichten vorgelegt, welche die Hoffnung von einem glücklichen Erfolg fast zur Gewißheit gesteigert hatten. Dessenungeachtet wünschte ihre Ungeduld insgeheim die Ansicht des Referenten zu erfahren. Ich verhehlte nicht, daß di? Vertröstungen des Anwaldes zum Theil aus sophistischen Gründen hergeleitet schienen, die vor der klaren Einsicht sich leicht in Nichts auflösen möchten, ohne doch ihren Aussprüchen weniger Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als sie wirklich verdienten. Mein wohlgemeinter Rath, nicht zu sehr auf solche Vorspiegelungen zu bauen, beunruhigte die Familie, welcher der Verlust eines an sich viel geltenden und immer kostspieliger gewordenen Prozesses keineswegs gleich-

gültig war. Da ersuchte in jenen peinlichen Tagen, wo ich eine Antwort auf mein Schreiben vergebens erwartete, der insgeheim wieder in der Stadt angekommene Geschäftsführer mich um eine Unterredung in einem dritten Hause. Erst bei seiner Ankunft hatte er mein Zurückziehen von der Sache, das ja damals Stadtgespräch war, erfahren. Dennoch wandte er sich noch im ersten Erstaunen, sey es nun aus Schlauheit, in der Absicht mich auszuhorchen, oder, wie er mich glauben machen wollte, aus Zutrauen in meinen Charakter, an mich, verhehlte mir nicht, daß meine Aeußerungen die Familie unruhig gemacht, und zeigte mir eine gesetzliche Vollmacht, einen Vergleich abzuschließen, in sofern der Erfolg des Prozesses zweifelhaft wäre. Dies war ja von dem Augenblick an, da ich das Referat abgegeben hatte, wirklich der Fall. Ich hätte ihn hinsichtlich eines Vergleiches an Dich hinweisen sollen, aber ich wußte im voraus, daß Du jeden solchen ausschlagen würdest, und so zog ich zu Deinem und Deiner Tochter Wohl es vor, für eigne Rechnung zu verfahren. Aber einen Vergleich, in dem Sinne, wie die streitenden Parteien, Beide des Erfolges ungewiß ihn hätten abschließen können, konnte ich, der Wissende, mit reinem Gewissen nicht eingehen. Die zwischen uns Beiden immer steigende Verwirrung, der Drang einer Zeit, die nur kurz erschien, ließ mich daher ein schnelles, und zugleich

zweckmäßiges Mittel ergreifen. War ich doch reicher, als selbst Du je geahnt. Ich ließ in Gottes Namen den Geschäftsführer über meine vermeintliche Rachgier im Stillen lachen, während ich gegen völligen Ersatz vom Werthe der Gegenstände ihm den noch immer ungewissen Prozeß abkaufte, obgleich er wohl aus meinem mit Freude angenommenen Anerbieten abnehmen mochte, daß seine Partei doch die gewinnende seyn würde; aber es lag dieser an den Gütern an sich nicht, und ich war ja selbst im Verlieren des Gewinnes sicher. Wir Beide hatten es uns indessen unmöglich gemacht, die jetzt leicht zu beendigende Sache gemeinsam auseinander zu setzen, und so blieb mir nichts anders übrig, als mich an die Tochter zu wenden, während sich die Väter die Hälse brächen; und während Du," fuhr er plötzlich gerührt, mit dem lächelnden Blick auf das Schreiben des Grafen, das er noch in der Hand hielt, in fast komischen Zorn losbrechend fort: „während Ihr — was glaubt Ihr denn von mir, von den Kindern? Durfte Euer Blut der Kitt zwischen Beiden werden?"

„Freund!" erwiederte der Graf, die Rechte des Gegners kräftig drückend; „hatte ich nicht selbst diese Hand dazu gereizt; nicht über Deine Seele wäre mein Blut gekommen. — Auch durften die Kinder nie die Wahrheit erfahren haben. Frage meinen Diener hier. — Er hat mir schwören müssen, darauf zu bestehen, daß

das Gefühl eigner Reue — genug! Laß nun Deine Demuth walten, wo Hochmuth unterlag. Ich nehme Alles von Deiner Hand an. — Du gibst mir das Erbe Deines Vaters, das weltliche Glück Deines Sohnes; mein Blut achte ich zwar höher als alles Gold der Erde, aber weniger als das Gefühl, womit Du jene hingibst. — Alle Ansprüche gebe ich von dieser Stunde an auf, nur nicht die auf Deine Freundschaft, auf das Glück unsrer Kinder, und ihre Liebe. — Die Wahrsagerin hat gelogen, denn Gottlob! Du lebst, und doch hat sie segenreiche Worte ausgesprochen, denn wir haben einen weltlichen Prozeß verloren, und den bessern unserer Seelen gewonnen."

Der Graf hielt Wort. Es ist unnöthig zu sagen, daß Ferdinand das ihm bestimmte Packet nicht empfing. Unbemerkt, ja zum Theil ungeahnt zog der Verderben drohende Orkan über die schuldlosen Häupter der Kinder hin, die aus dem Kampf und innern Sturm der Väter ein eben so unverhofftes als schönes Loos einernteten.

„Siehst du," sagte Liebtheuer zu dem Sohne, der schnell in einem aus der Luft gegriffenen Auftrag nach dem nächsten von den bestrittenen Gütern vorausgeschickt war, und zu dem bald nachkommenden Wagen der beiden Väter hinabeilend, froh erstaunt bei Aureliens unvermuthetem Anblick da stand; — „Siehst du

Ferdinand! daß ich nicht zu viel versprach. Komm her mit deinem Ring, doch Nein! — den will ich behalten, ich fürchte kein Angebinde mehr; zwar weiß ich nicht, ob er, an meinen Finger gesteckt, die Eigenschaften bewahrt haben würde, die du ihm zutrauest; aber die Bedeutung, die ich in ihn gelegt, wird er in meiner Nähe nicht bloß in der Liebe, sondern auch in der Freundschaft aussprechen, ein belehrendes Symbol, daß auch das Blut einen himmlischen Strahl von oben vonnöthen hat, einen Demant-Glanz, wie der, welcher in mein Auge fiel, um nicht zu entarten."

Kurz nachher vermählten die Freunde ihre Kinder.

Vielleicht wird mehr als ein Leser am Ende dieser Blätter kopfschüttelnd fragen: welche Belehrung und welchen Werth bietet eine Begebenheit dar, worin ein höchst insipides Mittel, ein so ungewöhnlicher Zufall den wirklichen Ausgang herbeiführt? Eben darum, eben weil wir täglich im Leben, möchte ich sagen, ähnlichen drohenden Verwickelungen begegnen, in welchen kein geringscheinender Umstand dem Einen das Leben rettet, und dem Andern eine ewige Reue erspart. —

L. Kruse.

Herr und Sclave.

Trauerspiel in zwei Aufzügen,

von

Joseph Christian Freiherrn von Zedlitz.

Personen:

Don Arias.
Donna Flora, seine Gemahlin.
Ihr Kind.
Der Castellan.
Diego, ein Diener.
Said, ein Sclave.
Gefolge. Diener.

Erster Aufzug.

(Vorhof eines Landhauses. Früher Morgen.)

Erster Auftritt.

Said (sitzt auf einem Stein und schlummert). Der Castellan (tritt auf).

Castellan.

Ja, fürwahr! noch Alles leer
Hier im Vorhof! Niemand wach!
Träg ist dieses Volk der Knechte;
Nur im Schlafe ist ihm wohl. —
Wie? — und auch der Wächter schläft? —
Wächter!

Said.

Wie — wer ruft? — Ja so!

Castellan.

Ja, wer ruft? Elender Sclave!
Statt, daß du zu ihrer Pflicht
Solltest and're Diener wecken,

Muß empor dich meine Stimme
Selbst erst aus der Trägheit schrecken.

(Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Said (allein).

Ruhig, Herz! Geduld, Geduld!
Murre nicht, wenn das Geschick,
Das in frühen Jugendtagen
Freude dir gezeigt und Glück,
Dich nun solches Joch läßt tragen,
Dir mit dieser groben Hülle
Kaum die nackte Blöße deckt,
Einem rauhen, strengen Mann
Eigen gab und unterthan,
Ja, von dem, der selbst ein Knecht,
Läss'st mißhandeln wider Recht! —
Senkt, von diesem Kleid gewendet,
Sich der Blick in meine Brust,
Darf ich muthig zu mir sagen:
Herz, mein Herz! Du darfst nicht zagen;
Trag' ich Unglück doch, nicht Schuld!
Und ein frei Gewissen schafft
Auch dem Tiefgedrückten Kraft.
Und ein Tag, des Lebens letzter,
Kommt, der alle Leiden endet!

Dritter Auftritt.

Said. Der Castellan, mit mehreren Dienern
(jagdmäßig gekleidet).

Castellan.
Seht, wie hoch die Sonne steht!
Fängt bei Euch der Tag jetzt an?

Ein Diener.
Nun, laßt's gut seyn, Castellan;
Noch ist nichts versäumt.

Castellan.
Befahl
Nicht der Herr, daß zu der Jagd
Mit dem ersten Morgenstrahl
Alles sollt' bereitet seyn? —
Und du, dank' es deinem Glücke,
Daß auf and're Weis' ich nicht
Dich emporgerüttelt! Seht! —
Heißt das auch bei dir gewacht?

Said.
Ich war wach die ganze Nacht,
Und nur, als es schon getagt,
Fielen mir die Augen zu.

Castellan.
Zu der Arbeit, nicht zur Ruh'
Hält man dich!

Said.

Ach! schwächer ist,
Ihr habt Recht, der Körper, leider,
Als die Seele! —
Hat ihn Tags der Arbeit Mühe,
Kält' und Wind in langer Nacht,
Endlich matt und starr gemacht,
Willenlos, auf harten Stein
Sinkt er hin und schlummert ein;
Doch die stärk're Seele wacht,
Und im Traume noch zumal
Fühlt sie des durchfrohnten Tages,
Der durchwachten Nächte Qual.

Castellan.

Wie die Reden vornehm klingen!
Seele — Qual! — Was soll das heißen?
Du hast mehr als du verdienst. —
Wirst du nicht genährt, gekleidet?
Was braucht so ein Schurke mehr?
Ei, wer bist du denn? laß hören!
Warst vielleicht ein großer Herr
Dort bei deinem Heidenvolke;
Bist zur Arbeit viel zu zart,
Viel zu vornehm?

Said.

O, erspar't

Dem, der durch das Schicksal leidet,
Euern Spott! — Wer weiß, ob nicht,
Um gedoppelt mich zu höhnen,
Euer Mund die Wahrheit spricht.

Castellan.

Richtig! So wie ich gesagt!
Wenn man sich nur recht versteht.
Jetzt begreif' ich! — Warst ein Prinz!
Hu! ein Herr von Land und Leuten!

Said.

Ich war glücklich, — braucht es mehr?
Und wohin mein Auge blickte,
Sah ich Menschen, die mich liebten! —
Ich war arm; — doch wenn die Sonne
Rosig sich erhob in Osten,
Ich hinaus in's Freie trat,
In den Hain, von Balsam triefend,
In das duftdurchwürzte Feld;
Wenn der Berge fernste Gipfel,
Und die grünen Palmenwipfel
Und mein friedlich stilles Zelt
Schwamm im gold'nen Glanz der Frühe;
Wenn das gottgeliebte Land
Rings in unbegränzter Weite
Segendampfend vor mir lag:
Betend grüßt' ich da den Tag,

Weib und Kind an meiner Seite,
Rief im Uebermaß der Wonne:
Der du wohnst im Herz der Sonne,
In dem Brand des Licht's, o Herr!
Segen, den du mir gegeben,
Gib ihn Allen, die da leben,
Jeder sey wie ich beglückt!

Castellan.

Schweig! du hast hier nichts zu reden!
Nicht, was war, nur das, was ist,
Kümmert mich, und jetzo bist
Du ein Herr, den mit dem Stocke
Ich hier vor mir tanzen lasse,
Wenn's mir so beliebt!

Said.

Zu viel!
Gib, o Gott, daß ich mich fasse!

(Will gehen.)

Castellan.

Bleib! Du sollst mir Rede stehen.

Said.

Nichts verbrach ich; laßt mich gehen!

Castellan.

Was von „fassen“ sprachst du da?
Schnöder Auswurf, der zum Knecht
Eines Knechtes noch zu schlecht. —

S a i d.

Acht' ich meiner Pflichten nicht,
Klagt es meinem, Eurem Herrn,
Daß er strafe, wenn ich fehle;
Aber wenn ich nichts verbrach,
Castellan, häuft keine Schmach
Dann auf mich! Bei meiner Seele —

C a s t e l l a n.

Drohen willst du? Reden führen? —

(Er hebt den Stock, um den Sclaven zu schlagen. Dieser entreißt ihm einen Dolch, den er im Gürtel trägt.)

S a i d.

Wagt es nicht, die Hand zu rühren,
Denn, bei Gott, ich stoß' Euch nieder!

V i e r t e r A u f t r i t t.

V o r i g e. D o n A r i a s (tritt aus dem Hause). D i e n e r (die ihm folgen).

A r i a s.

Welcher Lärm ist hier im Vorhof?
Was geschieht? — Antwort verlang' ich! —
Wie kommt in des Sclaven Hand
Hier der Dolch?

C a s t e l l a n.

Zu guter Stunde

Hat dich Gott hierher gesandt,
Mir zur Rettung.

Arias.

Rede deutlich!

Castellan.

Herr, du weißt, daß diesen Sclaven
Du zum Wächter hast bestellt:
Als ich nun vorüber gehe,
Find' ich ihn hier achtlos schlafen.
Und weil ich zu seiner Pflicht
Ihn verhalte und ihn schmähle,
Wie er es verdienet, bricht
Aller Grimm, den seine Seele
Still gekocht, hervor in Wuth.
Schnell, eh' ich es mich versehe,
Hat er mir den Dolch entrissen,
Und hätt' dich zu meinem Glück
Nicht gesendet das Geschick,
Würd' ich hier in meinem Blut
Jetzt für meinen Eifer büßen.

Arias.

Frevel ohne Maß! — Ist so
Aufgelöst in meinem Hause
Jedes Band der alten Zucht,
Daß der Letzte selbst versucht,

Des Gehorsams und der Pflicht
Schranken frevelnd zu durchbrechen?

Said.

Herr, verzeihe mir! —

Arias.

Wer spricht?
Hast zu zittern du verlernt,
Wenn ich rede?

Said.

Da du Ihn
Angehört, der mich verklagt,
Laß auch den Beklagten sprechen. —
Zwar, Herr, siehst du meine Hand
Stahlbewaffnet — und wohl weiß ich,
Daß nicht Waffen einem Armen
Ziemen, der im harten Bann
Seines bösen Schicksals schmachtet;
Doch ich ward von diesem Manne
Schwer gereizt, mit gift'gem Spotte,
Uebermüthig, lang' gehöhnt,
Gegen jegliche Gebühr
Schwer verunglimpft, — und ertragen
Hab' ich's mit Geduld, beachtet
Meines Standes traurig Loos,
Das an Unrecht mich gewöhnet.
Doch zuletzt wollt er mich schlagen!

Da, o Herr, ergriff auch mich
Lang' bekämpften Eifers Glühen:
Ich vergaß, daß ich ein Sclave, —
Dieses Eine nur bedenkend, —
Daß auch ich, o hoher Herr,
Sey ein Mensch, — und abzuweisen
Unverdiente Schmach, ergriff
Ich zur Abwehr dieses Eisen;
Doch zum Angriff wahrlich nicht.

Castellan.

Laß durch glatte Worte nicht
Diesen Heuchler dich betriegen.

Arias.

Braucht es, wo der Frevel spricht,
Noch der Worte?

Said.

Herr, nicht lügen
Lernt ich.

Arias.

Ha, mich dünkt es Fabel,
Einen Dolch gezückt zu sehen
In des Sclaven Hand! und wagen
Kannst du, aufrecht noch zu stehen,
Deine Augen aufzuschlagen?
Du vermagst aus deiner Brust
Noch ein Wort hervor zu keuchen?

Ha, bei'm ew'gen Gott! ich mach' es
So, — und du hast ausgelebt!

Said.

Du bist Herr, dein Sclave ich!
Wohl lischt deines Mundes Hauch
Meines Lebens Licht und Niemand
Fragt dich, ob du recht gethan.
Wem, um ein so niedrig Leben,
Dürftest Rechenschaft du geben?
Doch, mir keiner Schuld bewußt,
Darf ich nicht vor dir erbeben.

Arias.

Blicke dieses Eisen an!
Diese Waffe spricht dein Urtheil.

Said.

Liege sie denn hier, o Herr,
Dir zu Füßen. Deine Nähe
Ist ein Schild, der schirmend auch
Selbst den armen Sclaven deckt.

Arias.

Deiner Rede Schlingen fangen
Nicht mein Herz. Der Frevel wird
Nicht durch sie getilgt.

Said.

O glaube
Meinem unverfälschten Wort!

Nicht Empörung, Herr, nicht Mord
Sann ich, Aufruhr nicht, vor welchem
Meine Seele Abscheu hegt!
Bei dem Blut, das mich gezeugt:
Was dein Dienst mir auferlegt,
Hab' ich streng erfüllt.

Arias.

Gehorchen
Nicht allein, du sollst auch schweigen!
Und, daß du es lernen mögest,
Will ich sorgen.

Said.

Blick' auf mich!
Eingehüllt in dieses schlechte
Kleid bin ich: der Abfall nährt mich
Von der Diener Kost; was, hungrig,
Deine Rüden oft verschmäh'n,
Wird mir vorgesetzt zur Speise
Und es deucht mir gut. — In schwerer
Arbeit bring' ich hin den Tag,
All' die lange Nacht durchwach' ich,
Habe nichts, als was des Daseyns
Elend nackte Nothdurft fristet! —
Nie erscheint für mich ein Festtag,
Und das Jahr ist hingeflossen
Und die ganze lange Zeit

Bringet keine Stunde jemals,
Wo ich Armer mich gefreut. —
Und doch haben meine Lippen
Nie geklaget; — unverdrossen
Dient' ich, und ob auch mein Herz
Oft in stillem Gram gebrochen,
Innen trug ich meinen Schmerz;
Was ich litt, nie gab ich's kund,
Und kein Wort hab' ich gesprochen. —

Arias.

Sieh! — und doch ist jetzt dein Mund
So beredt!

Said.

Von Noth getrieben;
Durch der Menschen hart Bezeigen
Tief im Innersten empört.

Arias.

Ziemt dir solcher Ton?

Castellan.

Gehört
Hast du selbst es nun! — Den macht
Auch dein eigen Wort nicht schweigen.

Arias.

Will dein starrer Nacken sich
Ruhig nicht in Demuth bücken,
Will ich ihn darnieder drücken.

Said.

Herr, du hörtest nicht, wie hart
Ich gehöhnt, gescholten ward.

Arias.

Ei! thut dir der Spott so weh?

Said.

Weil ein herbes Schicksal mich
Von den Meinen abgeschieden,
Aus der Fülle mich gerissen
Meines Glücks; bis an den Hals
Mich in Elend hat gesenkt,
Bin ich, Herr, nicht noch ein Mensch?
Was dich schmerzt, es schmerzt auch mich;
Was dich freut, mich freut's wie dich. —
Dieser Leib fühlt Hunger, Kälte,
Hitze und Ermattung, Krankheit
So wie du, — und meine Seele
Sollte Ehr' und Schmach nicht fühlen?

Arias.

Nun, weil du im Punkt der Ehre
So empfindlich, — laßt den Büttel
Ihn, an einen Hund gekettet,
Mit der Peitsche durch das Dorf
Gasse auf und nieder treiben;
Daß du wissest künftighin,
Was die Ehre sey des Sclaven.

Said.

Hoher Herr, Barmherzigkeit!
Zeuge Gott, ich bin nicht schuldig,
Und bin ich's, dennoch verzeih'! —
Herr, die Tage sind nicht gleich
Und das Menschenherz, geduldig
Heut', ist morgen sturmbeweget,
Und die Seele, aufgereget,
Dünkt sich ihrer Bande frei.
Wenn ein Wort, das sich nicht ziemt,
Unbedacht dem Mund entflohen,
Laß die Winde es verweh'n.

Arias.

Thut, wie ich befahl!

Said.

Mein Fleh'n
Wird dich rühren! Mitleid ist
Göttlich! —

Arias.

Fort!

Said.

Und Trost entfließt
Ihm, wie Brunnen in der Wüste.

Arias.

Straf' ich, ein gerechter Richter,
Dich nicht, wie du es verdient?

Denn weil eine Ehrensache
Ist zu nennen dein Vergeh'n,
Mußt du eine Ehrenstrafe
Billig auch dafür besteh'n.

Said.

Herr, vergib! — und willst du strafen,
Hab' ich mich so sehr vergangen,
Daß an mir mein hart Vergehen
Milde nicht verdient — so strafe!
Winke deine Henker her,
Hau' die Glieder mir vom Leibe,
Daß, verstümmelt, nur ein Rumpf
Von mir Armen übrig bleibe,
Doch beschimpfen laß mich nicht.

Arias.

So geschieht's!

Said.

Im Staube lieg' ich
Hier vor dir! — auf meinen Nacken
Setz' ich deinen Fuß, — die Knie
Dir umschling' ich, — laß mich tödten!
Laß mich tödten, Herr, und siehe,
Dankend küss' ich deine Hände,
Und des Herzens letztes Regen,
Und der Stimme letzter Laut
Sey Gebet für dich und Segen

Zu dem Gott, der jetzt uns schaut. —
Doch beschimpfen laß mich nicht!

Arias.

Hör' zu winseln auf! Vergebens
Heulst du hier; ich änd're nichts!

Said.

Denke, daß der Herr des Lebens
Rächet, was am wehrlos Schwachen
Stolzer Uebermuth gethan.

Arias.

Frecher Schwätzer! — Faßt ihn an!

Said.

Nun denn! Fluch dir auf dein Haupt!
Und wie ich um deine Füße
Flehend meine Arme wand
Und du lachtest — also müsse,
Zürnend, dich der Himmel strafen,
Daß du so vor mir dem Sclaven,
Du einst selbst, getränkt von Jammer,
Liegen magst zu Hohn und Spott!
Und, wie ich kein Mitleid fand,
Fruchtlos deine Hand erheben!

Arias.

Fort!

Said.

Bei meiner Väter Gott!
Dir zum Unheil bleib' ich leben!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Said (tritt auf).

Wehe, wehe meinem Leben!
Erde, öffne deinen Schlund.
Samum, gift'ger Wind der Wüste,
Der du Blindheit, Pest, Verwesung
Trägst auf deinen Schwingen her,
Rausch' herüber über's Meer!
Mach' mich blind, verlisch das Licht
Dieser Augen, daß sie nicht
Meine Schande länger schauen!
Weh, daß ich geboren bin! —
Warf mich höhnend die Natur
Aus dem weiten Kreis der Wesen,
Aus der Schöpfung großem Haus
Wie ein ekles Scheusal aus,
Daß ich leide, was ich leide? —

Thiere freu'n sich in den Wäldern
Ihrer Freiheit und gesellt
Zu den Wesen ihrer Art
Sind sie glücklich; und wenn Hunger
Oder Kälte sie befällt,
Dulden sie gemeines Uebel;
Aber Spott, Verachtung, Schmach
Folgt nicht in die Wälder nach;
Dazu nur ward ich erlesen! —
O, verflucht, was Mensch sich nennt!
Ja, der Löwe brüllt in Wuth,
Tieger fressen ihre Beute
Und der grimme Wolf will Blut,
Wenn ihn dürstet; Jeder stillt
Sein Bedürfniß und nichts weiter,
Und er schonet seines Gleichen;
Nur das Menschenunthier mordet
Aus Gelust, und treibet Scherz
Mit Verzweiflung, Angst und Schmerz
Seines eigenen Geschlechtes!
Weh'! mir zieht's die Brust zusammen,
Und mir dunkelt's vor dem Blick! — —
Herz, du brichst, wenn keine Rache
Deiner Wunden Gluth soll kühlen,
Wenn Er nicht wie du soll fühlen! —
Ja! — so sey's! — Ich schleud're Brand

In das Haus und Trümmer finde
Er bei seiner Rückkehr dort,
Wo sein Eigenthum einst stand!
Daß er wisse, meine Hand —
O, ich Thor! wiegt schnödes Gut
Gleich mit meines Herzens Blut? — —
Ha! ich athme! — Ja, bei Gott!
So geschieht's! — O, eine Stunde
Nur laß mich, o Himmel, leben,
Und ihm wird zurück gegeben!

(Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

(Ein altes Schloß, am Eingange eines Waldes. Vorsaal. Ein hohes und breites Eisengitter bildet den Eingang. Eine Seitenthür.)

Donna Flora. Ihr Kind. Diego.

Kind.

Mutter, komm!

Flora.

Sey ruhig, Kind!
Auf den Vater warten wir.

Kind.

Ach! es ist so garstig hier!

Flora.

Sieh nur, wie dort von den Bäumen

Sich die Zweige zu uns her
Frisch und grün herüber neigen!
Wollen in das Fenster steigen.

Kind.

Mutter, ach! ich fürcht' mich sehr!

Flora

(das Kind zum Fenster hebend).

Siehst du, wie die Wasser schäumen
In der Tiefe? ist's nicht schön?

Kind.

Nicht hinunter mag ich seh'n.

Flora.

Und dort drüben, wie die Sonne
Schlafen geht! Blick hin geschwind!
Wie es dort so golden schwimmt.
Blick' nur hin, du meine Wonne!

Kind.

Käm' nur schon der Vater bald!

Flora.

Wo er auch so lang' mag säumen? —
Geh', Diego, späh' im Wald,
Ob man nicht die Jagd vernimmt?

Diego.

Wag' ich, Euch allein zu lassen?
Dieses alte Schloß hier ist
Unbewohnet, wie Ihr wißt;

Nur den Jägern dient der Saal
Je zuweilen zum Asyl,
Wenn vielleicht ein Ungewitter
Oder Nacht sie überfiel,
Weit vom Dorfe.

Flora.

Mein Gemahl
Weiß, daß ich ihn hier erwarte;
Nicht mehr ferne kann er seyn.
Ungeduldig wird der Kleine,
Darum sag' ihm, daß er eile.

Diego.

Edle Frau, verzeiht, ich meine —

Flora.

Geh' nur, geh'! — Bleib' kurze Weile
Ich auch mit dem Kind allein,
Wird mir ja kein Leid geschehen;
Ohne Sorgen kannst du seyn.

(Diego geht ab.)

Flora.

Komm', mein Herz, hier in den Saal!
Schöne Dinge sollst du sehen!
Mächtige Geweihe sind
An den Wänden und daneben
Alte Waffen; komm' geschwind!

(Sie drückt das zögernde Kind mit Heftigkeit an sich.)

Fürchte nichts, mein süßes Leben!
Bist ja bei der Mutter, Kind! —
(Sie geht mit dem Kinde in das Nebengemach.)

Dritter Auftritt.

Said (tritt auf).
(Nachdem er sich spähend umgesehen hat, verschließt er das Eisengitter und nimmt den Schlüssel zu sich.)

So! — noch ein Mal! — Fest in's Schloß
Sprang die Feder, und sie hat
Das vergeltende Geschick
Nun in meine Hand gegeben.
'S ist gescheh'n! — nicht mehr zurück
Führt von hier der Weg in's Leben. —
Laßt doch sehen; hier daneben
Ist ein Saal, dort werden sie —
Warum zittr' ich? Fluch ihm, Fluch! —
Bin ich zu des Thier's Genossen
Von Euch selbst hinabgestoßen,
Ist vom Menschen nichts in mir:
Nun, wohlan! so will, ein Thier,
Ich von ihrem Blute trinken
Volle Krüge! — — O! sie haben
Alle Quellen meines Daseyns
Unbarmherzig mir vergiftet!
Lebt' ich hundert Jahr' auf Erden,

Eine Lust nur kann mir werden:
Rache — wird, sie muß mich laben!

(Er geht gegen die Thür des Seitengemaches.)

Vierter Auftritt.

Said. Flora (tritt mit dem Kinde aus dem Saale).

Flora
(aufschreiend).

Ach!

Said.

Was schreckt Euch?

Flora.

Said! — Ihr?

Said.

Recht! ich bin's! Ihr kennt mich wohl!
Müßt mich kennen. Saht ja eben,
Als Ihr durch das Dorf gegangen,
Dort mich lust'ge Kurzweil treiben,
An ein Thier war ich gehangen!

Flora.

O, um Gott! was wollt Ihr hier?
Geht, ich bitt' Euch! — Gehet, eilet!
Noch in diesem Augenblick
Kommt mein Gatte! Wenn Ihr weilet
Und er trifft Euch hier —

Said.

Nicht bangen

Darf Euch! laßt mich immer bleiben.

Flora.

Streng und heftig, wie er ist,
Könnt' er schwer an Euch es ahnden.
O, Ihr wißt ja —

Said.

Meinet Ihr?

Flora.

Ich beklag' Euch, glaubt es mir!
Hart ist man mit Euch verfahren.

Said.

Dünkt's Euch auch?

Flora.

Es war nicht recht,

Und mir graut vor jener That;
Dennoch folget meinem Rath:
Geht von hier! — Weckt seine Wuth
Nicht noch mehr; es wird nicht gut!

Said.

Sie zu wecken bin ich hier.

Flora.

O, Ihr werdet sicherlich —

Said.

Denkt an Euch und nicht an mich.

Flora.

Was ersinnt Ihr? Gott, — o sprecht!
Herr des Lebens! — Euer Wort —
Dieser Blick, er macht mich beben!

Said.

Sprecht ein kurz Gebet, macht fort!

Flora.

Nein! — Ihr droht nicht meinem Leben!
O, entsetzlich! — nicht ermorden
Wollt Ihr mich?

Said.

Ja!

Flora (schreit auf).

Said.

Ihr müßt sterben!
Ihr und Euer Kind, — wir Alle!

Flora.

Nein! — Ihr seyd ein Mensch, — Es hat
Eine Mutter Euch geboren! —
Ihr vermögt es nicht!

Said.

Verloren
Sind die Worte!

Flora.

Unmuth führt
Leicht das Herz des Menschen irre!

Und gewaltsam harte That
Ist oft schwer bereuet worden!
Wenn mein Gatte, zornentglüht —

Said.

O, daß eine That ich wüßte,
Gleich der seinen! zu bezahlen
Was ich litt, mit gleichen Qualen!

Flora.

Wenn Euch Unrecht ist geschehen,
Wenn man Euch mißhandelt hat,
Sagt, ich armes Weib, was that
Ich Euch Böses, daß mein Blut
Ihr vergießen wollt?

Said.

Mich rührt
Keine Bitte! Euer Flehen
Trifft kein Herz!

Flora.

Und doch!

Said.

Ihr müßt!

Flora.

Nein! Ihr könnt es nicht! — Ihr seyd
Schwer gereizt, da ist die Seele
Ihrer Kraft nicht frei und mächtig.

Das Gefühl, das Rache schreit,
Ist nicht Eures Herzens Stimme!

Said.

Ja, sie ist's! und seinem Grimme
Müßt Ihr fallen!

Kind.

Mutter, Mutter!

Flora.

Weh! o Gott! — O Gott, — Erbarmen!
Laßt das Kind — nehmt mich! Doch laßt,
Laßt das Kind! — Ich bin sein Weib,
Und sein Unrecht konnt' ich theilen;
Doch das Kind —

Said.

Es ist sein Blut!
Darum soll es zeitig sterben,
Daß sich nicht des Vaters Wuth
Weiter mög' in ihm vererben.
Ihm ja gleicht es!

Flora.

Rührt's nicht an!

Said.

'S ist sein Auge! — Dieser Blick
Ist voll Hohn und Grimm wie seiner!
Nein, dir sollen, kleiner Wolf,
Zähne nicht und Klauen wachsen!

Weil du jung noch, würg' ich dich,
Eh' du würgest! —

Flora.

Ha, zurück!
Ew'ger Gott! erbarmt Euch meiner!

Kind.

Mutter!

Flora.

Eher tödte mich!

(Man hört Jagdhörner.)

Flora.

Ha!
Mein Gemahl! — O, Hülfe, Rettung!

Said.

Ist er's? Nun, so mag er schauen
Mit dem Tigerblick, sein Blut
Fließen hier von diesem Eisen.
Seine Nähe soll's nicht hindern.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Don Arias. Diego. Jagdgefolge.

Arias (am Gitter).

Was geschieht? — Was ist —

Flora.

O, Hülfe!
Rettung mir und Eurem Kinde!

Kind.

Vater!

Said.

Seyd willkommen mir!

Arias.

Ha, Unsel'ger! Wie, du hier?
Oeffne! daß ich nicht die Pforten
Zürnend aus der Angel hebe!

Said.

Wenig nützt Euch's! habt Geduld,
Und ich öffn' Euch selbst.

Flora.

O Qualen!

Said.

Seht! ich steh' in Eurer Schuld
Und nun eben möcht' ich zahlen.

Arias.

Oeffne, sag' ich!

Said.

Ei, stoßt zu,
Raset, tobt! Die Eisenstäbe
Sind hübsch stark und nicht sogleich
Sprengt Ihr sie.

Flora.

O, mäßigt Euch!

Arias.

Mir in's Antlitz sprichst du Hohn?

Said.

Müht Euch nicht! Seht, dieses Gitter
Bricht nicht Euer Arm in Splitter! —
Zwingt Ihr's nicht? — Nehmt Eure Zähne!

Arias.

Wisse, daß der Tod dein Lohn!

Said.

Meint Ihr etwa, daß ich wähne,
Lebend hier von diesem Orte
Weg zu geh'n? mit nichten! Sterben
Soll fürwahr, was diese Pforte
Scheidet!

Flora.

Mein Gemahl!

Arias.

Verderben —

(Für sich.)

Ha! was sinnt er? — Sollt' er's wagen? —

Said.

Nun? was steht Ihr so betroffen? —
Ras't doch, ras't! — Rollt Euern Blick
Mit dem Grimme der Hiäne!

Arias.

Nun — verflucht! —

S a i d.

Schreit Eurem Büttel,
Lasset Eure Hunde los! —
Blicket her! — Hier diesen Mund,
Glühend, wie Damaskus Rosen:
Sehet, meine Sclavenlippen
Drück' ich d'rauf.

A r i a s.

O!

S a i d.

Um den Leib
Schling' ich meine Sclavenarme. —

A r i a s.

Ha! so treffe mein Geschoß —

S a i d

(schließt Flora in die Arme).

Nun, wohlan!

F l o r a.

Weh' mir! Zurück!

A r i a s

(läßt das Geschoß sinken).

S a i d.

Grauet Euch vor diesem Schilde?
Drückt doch ab! — warum so milde
Plötzlich?

A r i a s.

Höll' und Teufel!

Said.

Thut mir's kund! —

Arias.

Hund der Wüste!

Flora.

O, erbarme —

Said

(zieht den Dolch).

Und nun — sterbet!

Flora.

Ah!

(Sie sinkt ohnmächtig in Said's Arme.)

Arias.

Halt' ein!

Sey barmherzig! gib sie frei
Und dir soll verziehen seyn!

Said.

Frei gibt sie der Tod wie mich!

Arias.

Said! o erbarme dich!
Weh! — sie ist zur Leiche worden!
Gib sie frei und sieh, ich schwöre:
Fern von mir sey jede Rache;
Was du that'st, ich will verzeih'n!

Said.

Ihr, verzeih'n? — Haha! — ich lache!

Arias.

Reich bin ich an Geld und Gut!
Gib sie frei und nimm von Allem,
Was ich habe, nach Gefallen!
Willst du Gold? — sprich! — es sey dein.

Said.

Wie so gütig könnt Ihr seyn!
Seht doch! — Ei! — doch als ich flehte,
Als ich dort im Staube rang,
Bittend Eure Knie umschlang,
Euern Fuß auf meinen Nacken
Setzte und um Gott beschwor:
Daß, um leichte Schuld, Ihr nicht
Mich unmenschlich solltet quälen,
Ließ't Ihr mich — o, daß ich's denke! —
Und ich sollte? — nimmermehr!

Arias.

O, halt' ein! — Auf meinen Knien
Fleh' ich dich! und nimm zum Lohne
Was ich habe! — Ich will büßen,
Was ich Hartes dir gethan.

(Mit brechender Stimme.)

Nimm mein eigen Leben an,
Aber Weib und Kind verschone!

(Er sinkt auf seine Knie.)

Said

(aufschreiend, läßt den Dolch fallen).

Ha! — — Gerecht ist Gott! Er sieht
Auf der Menschen dunkles Leid,
Alle Thränen zählt sein Auge,
Jeden Seufzer hört sein Ohr,
Und vor sein Gericht, vergeltend,
Zieht den Schuld'gen er hervor.

Flora

(erholt sich, ihre Blicke suchen das Kind).

Rui — lebst du?

Said.

Ja, er lebt!

Kind.

Mutter, Mutter!

Flora.

Ja, er lebt!

Said.

Don Arias, — auf! erhebt
Euch von dieser tiefen Stelle,
Die nicht Eurem Blute ziemt.

Arias.

Said!

Said.

O, vergeßt es nie,
Daß Euch, seine Macht zu zeigen,

So der Himmel konnte beugen:
Daß vor mir, der Menschen letztem,
Ihr gelegen auf dem Knie.

Arias.

Said, Said!

Flora.

Wär' es möglich!

Said.

Seyd getrost! — Und weil ich, frevelnd,
Meiner Niedrigkeit vergessen,
Weil so schwere Schuld mich drückt,
Daß ich diesen Dolch gezückt,
Weil ich mich so hoch vermessen,
Es gewagt, ein schlechter Sclave,
Euch zu fassen mit Gewalt,
Meinen Arm um Euch zu schließen,
Eure Lippen zu berühren
Ich gedroht —
Seht — so sey dieß meine Strafe!

(Er durchsticht sich.)

Seyd versöhnt — und woll't verzeih'n!

Arias.

Mensch! — O Himmel!

Flora.

Weh! sein Blut!

Said.

Laßt es immer ruhig fließen! —
Nehmt den Schlüssel.

Flora

(öffnet; Don Arias und das Gefolge tritt ein).

Eilet — helft!

Said.

Müh't Euch nicht; — ich traf mich gut! —

Flora.

Gott — er stirbt!

Arias.

Nein, nein! — erwache!

Said.

Segn' Euch Gott! — dieß meine Rache!

(Er stirbt.)

(Der Vorhang fällt.)

Samuel Brink's erste Liebes- und Heirathsgeschichte,

von ihm selbst erzählt.

Mitgetheilt von West.

I.

Leicht, wie der Vogel aus dem Käfich, flog ich in meiner offenen Landauer Chaise aus den Thoren von D**, wo Tags zuvor der neue Gesandtschafts-Secretär angekommen war, um mich von meinem Posten abzulösen. Bald nach dem Tode meines Vaters, dem zu Gefallen ich die diplomatische Laufbahn eingeschlagen, hatte ich den Entschluß gefaßt, mit den Trauerkleidern um ihn zugleich meine Stelle niederzulegen. Einige unangenehme Vorfälle in Dienstsachen ließen mich die Stunde mit Ungeduld erwarten, in der ich von jedem Verdrusse des Amts- und Geschäftslebens auf immer befreit seyn würde. Dieser glückliche Zeitpunkt war

nun erschienen. Die weite Welt lag gleich einem unermeßlichen Vauxhall vor mir, um mich nach bloßer Laune darin umzusehen, und die Unterhaltungen mitzunehmen, die sich mir darbieten möchten. Gesund, wohlhabend, und völlig unabhängig, hatte ich für jetzt keinen andern Plan, als meine Jugend zu genießen, und das Leben in seinen verschiedensten Formen und Gegensätzen kennen zu lernen. Nicht einmal ein bestimmtes Ziel meiner Reise hatte ich mir vorgesetzt; ich dachte es dem Zufall und der Eingebung des Augenblicks zu überlassen, wohin ich mich zunächst wenden würde. Die Nähe eines berühmten Badeortes, wo in dieser Jahreszeit sich Menschen aus allen Klassen und Gegenden versammeln, brachte mich auf den Gedanken, meinen Weg für's Erste dahin zu richten.

Ich hatte meinen Bedienten, von dem ich auf eine grobe Weise betrogen worden, am Tage vor meiner Abreise weggejagt, und war also in diesem Augenblick, in buchstäblichem Verstande, Niemands Herr noch Knecht. Auch diese Art von Ungebundenheit gefiel mir. Ich wollte meine Bedienung bis auf Weiteres selbst besorgen, was ich in meinem bequemen Reisewagen gar nicht beschwerlich fand. Als ich auf der ersten Station ankam, sah ich einen Mann von militärischer Haltung, dürftig aber reinlich gekleidet, am Thore stehen, der, während ich mich vergeblich bemühte, den Schlag mei-

ner Kalesche zu öffnen, herbeikam, um mir zu helfen und mich aus dem Wagen zu heben. Der Mann mochte gegen vierzig Jahre alt seyn, und hatte das ehrlichste Gesicht, das mir jemals vorgekommen ist. Ich fragte ihn, ob er zum Hause gehöre, was er verneinte. Er sey ein Halb=Invalide, setzte er hinzu, der vor wenig Tagen seinen Abschied erhalten, und denke jetzt in seine Heimath zu reisen, um sich dort nach einem redlichen Erwerb umzusehen, zu dem er Geschick und Neigung hätte.

„Wie nennt Ihr Euch, Freund?“ fragte ich den Halb=Invaliden. — „Paul Werner,“ war die Antwort. — „Werner? Paul Werner?“ rief ich in einer Aufwallung von Freude, als stände Lessings Wachtmeister leibhaft vor mir. — Der Mann stutzte; und ich, meine wunderliche Zerstreuung bemerkend, fuhr lächelnd fort: „Wollte Er, bis sich etwas Besseres findet, mich nicht als Reisegefährte begleiten? Mein Weg führt vielleicht auch in seine Heimath. Indessen lernen wir einander näher kennen, mein lieber Wachtmeister!“ — Paul bückte sich bescheiden; „er sey Korporal gewesen und nicht Wachtmeister,“ sagte er entschuldigend. — „Gut, gut, Freund Paul!“ erwiederte ich; „und was sagt Er zu meinem Vorschlage?“ — „Daß ich ihn mit Freuden annehme,“ versetzte der ehrliche Mensch lebhaft. „Sie haben mir gleich gefallen, Herr;

und wenn ich Ihnen anstehe, wie Sie mir, so verlang' ich es nicht besser. Dienst ist Dienst, und Subordination muß seyn, wie mein seliger Hauptmann zu sagen pflegte. Topp, Herr! wir reisen zusammen; mein Bündel wird bald geschnürt seyn." — Der Korporal machte etwas steif einen Kratzfuß und eilte vergnügt in den Hof, wohin ich ihm nachfolgte.

Das Innere eines Posthauses hat für mich stets ein besonderes Interesse gehabt, und erweckt noch jetzt lauter angenehme Vorstellungen in mir. Es sind Erinnerungen aus meiner Kindheit, an welche sich dieses Interesse knüpft. In einem Posthause kam ich zur Welt, und brachte darin das glücklichste Knabenalter zu. Mein Vater, ein wackerer Cavallerie-Offizier, hatte die Witwe des Postmeisters in dem nahrhaften Städtchen geheirathet, worin sein Regiment lag, bevor er den Dienst verließ, um aus einem tapferen Kriegsmann ein trefflicher Landwirth, und aus einem guten Reiter der größte Pferdehändler der Provinz zu werden. Die Station gehörte zu den besten an der Hauptstraße, und die Thätigkeit meines Vaters gab seinem Geschäfte bald einen außerordentlichen Schwung. Unser Haus war Tag und Nacht von Menschen und Pferden angefüllt, und in immerwährender Unruhe und Bewegung. Um mich bekümmerte man sich wenig; desto mehr machte ich mir selbst zu schaffen. Auf dem

Packhofe meiner Aeltern, zwischen den an- und abfahrenden Postkutschen, trieb ich mich als ein munterer Knabe am liebsten um. Dort und in unserer großen Fremdenstube — zugleich dem Sitze des Zeitungsklubs, den mein Vater gestiftet — sammelte ich meine ersten kindischen Beobachtungen. Da entwickelte sich meine Liebe zur Unabhängigkeit und mein angeborner Trieb zur Veränderung; da gewöhnte ich mich, das Leben als eine Reise zu betrachten, wo das Wesentliche besorgt ist, wenn das Fuhrwerk in gutem Stand und die Pferde bestellt sind. —

Die Postmeisterin, eine stattliche junge Frau, kam auf mich zu, während ich, meinen Grillen nachhängend, im Hofe herumschlenderte, und redete mich an. Sie hatte mit Paul im Vorbeigehen einige Worte gewechselt und von ihm erfahren, daß er in meine Dienste getreten sey. Das Zeugniß, das sie ihm gab, konnte nicht günstiger für ihn seyn. Er sey der fleißigste, ordentlichste Mensch, sagte sie, gutwillig und treu wie Gold. Sein verstorbener Hauptmann, ein alter Freund ihres Hauses, habe große Stücke auf ihn gehalten. Einen kleinen Sparren habe der ehrliche Paul, setzte sie lächelnd hinzu, der aber für Andere mehr kurzweilig als lästig sey. Er sey etwas verliebten Temperaments, und bilde sich leicht ein, der Hahn im Korbe zu seyn, obwohl ihn die Mädchen häufig nur zum Besten hätten. —

„Da ging es seinem neuen Herrn schon manchmal auch nicht besser,“ sagte ich. „Indessen, man tröstet sich, Madam! Es ist die klügste Partie, die ein unglücklicher Liebhaber nehmen kann. Meinen Sie nicht selbst, schöne Frau?“ — „O, allerdings!“ antwortete die Wirthin lachend; „auch gibt es heut zu Tage keine unglücklichen Liebhaber mehr.“

„Es ist angespannt, Herr!“ sagte Paul, indem er in seiner kurzen Reisejacke, ein leichtes Kaskett mit dem Feldzeichen auf dem Kopfe, sich wie zur Musterung vor mir aufstellte. Er schien um zehn Jahre jünger in diesem Anzuge, und der fröhlichste Muth lachte aus seinen treuherzigen Augen. Ein Blumenstrauß, den er an die Brust gesteckt hatte, trug noch mehr dazu bey, ihm einen Anstrich von Galanterie zu geben, der gegen seine militärische Steifheit possierlich genug abstach. Ich winkte der Wirthin, zum Zeichen, daß ich ihre Schilderung des Originals von Bedienten, den ich aufgenommen, treffend fände. Als ich in den Wagen gestiegen war, und Paul sich auf den Kutschbock schwingen wollte, wies ich ihm ernsthaft seinen Platz auf dem Rücksitz der Kalesche, mir gegenüber, an. Dieser Beweis von herablassender Vertraulichkeit verwirrte ihn ein wenig; er wußte nicht gleich die rechte Stellung auf seinem Sitze zu treffen, und versäumte darüber den Gruß der Postmeisterin zu erwiedern, welche uns, in-

dem wir rasch aus dem Thore fuhren, noch ein herzliches: „Reisen Sie glücklich!“ nachrief.

2.

Es dauerte eine Weile, ehe mein Reisegefährte zutraulich wurde und in's Plaudern kam, worauf ich es eigentlich abgesehen hatte. Der Respect, den ihm mein Vis-à-vis einflößte, machte ihn linkisch und einsylbig. Ich mußte ihm seine Lebensgeschichte stückweise abfragen, wovon ich nach und nach Folgendes erfuhr: Er war ein Schwabe von Geburt, aber in Pohlen erzogen und aufgewachsen, wohin seine Aeltern ausgewandert waren, und wo sie ein kleines Bauerngut gepachtet hatten. Die schlechten Umstände seiner zahlreichen Familie nöthigten ihn, das väterliche Haus zu verlassen und sein Glück auswärts zu suchen. So hatte er ganz Deutschland durchwandert und nach und nach mancherlei Hantierungen ergriffen, bis er endlich, als das erste Mädchen, welches er heirathen wollen, ihm untreu geworden, aus Verdruß sich bei der S—n Armee anwerben ließ. Er hatte die ersten Feldzüge gegen die Franzosen mitgemacht; seine Zeugnisse und seine Wunden bewiesen, daß er sich brav gehalten. Nachdem sein Hauptmann, für den er noch jetzt eine große Anhänglichkeit verrieth, gestorben und seine Capitulation abgelaufen

war, nahm er den Abschied. Er war übrigens mit Herz und Seele Soldat gewesen. Als er hörte, daß ich selbst der Sohn eines tapfern Officiers sey und alle Achtung für seinen ehemaligen Stand hätte, faßte er auf einmal volles Zutrauen zu mir und wurde allmählich sehr gesprächig, wozu unsere Umgebung ihm mannigfachen Anlaß gab.

Es war der schönste Junius-Morgen und eben Sonntag. Nur wenige Fuhrwerke waren auf der Straße zu sehen; aber fröhliche Gruppen von Landleuten in ihrem Feiertagsstaate kamen an uns vorbei, die zur Kirche gingen. Paul kannte deren Viele und wußte von Einigen Allerlei zu erzählen, was ich, ohne besonders darauf zu merken, geschehen ließ. Jetzt näherte sich uns ein größerer Zug, mit einem jungen Paare an der Spitze, welches man nach seinem Schmucke für ein Brautpaar halten konnte. Paul grüßte das hübsche Mädchen, das ihm freundlich dankte und auch mir mit angenehmer Verschämtheit zunickte. — „Es sind Brautleute," sagte Paul, als der Zug vorüber war. „Der Flachskopf mit der Stumpfnase war Soldat bei meiner Compagnie. Vor einem halben Jahre erbte er eine schöne Wirthschaft von seinen Aeltern; jetzt macht der Bursch Hochzeit mit der niedlichsten Dirne auf zehn Meilen in der Runde. Ja, wer das Glück hat, führt die Braut heim; 's ist ein wahres Sprichwort, Herr!"

Es war ein Anklang von Mißmuth in der Bemerkung des Korporals. In der That erfuhr ich bald, daß die kleine Braut ihm selbst nicht gleichgültig gewesen, und daß er sogar recht gut mit ihr gestanden, bevor der Flachskopf die schöne Erbschaft gemacht. Paul fing nun an, seinem Groll über den Wankelmuth und die Treulosigkeit der Weiber auf eine sehr ergetzliche Art Luft zu machen. Er vermaß sich hoch und theuer, künftig klüger zu seyn, und dem falschen, undankbaren Geschlechte Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Indessen schien es ihm doch kein rechter Ernst mit seinem Weiberhasse zu seyn. Man hörte seinen Reden nur allzu deutlich an, daß er große Lust hatte, sich von dem nächsten besten Stumpf- oder Spitznäschen, welches ihm aufstieße, wieder am Narrenseile führen zu lassen.

Ein Postzug mit Vieren, welcher meiner Kalesche von Weitem nachfolgte, hatte sie jetzt beinahe eingeholt. Paul, der die stattliche Kutsche herankommen sah, ward plötzlich still und verwendete kein Auge von ihr. Endlich winkte er mir bedeutend und wiederholt zu, gleichsam mich auffordernd, daß ich selbst zurückschauen möchte. Unwillkührlich drehte ich den Kopf herum. Da knallten die Peitschen der nachjagenden Postillons mir um die Ohren, und die prächtige viersitzige Karosse flog an uns vorbei. Eine junge Dame von großer Schönheit saß darin, eine ältere an ihrer linken Seite, und auf

dem Rücksitz ein hübsches Kammermädchen, welches einen allerliebsten Knaben von zwei bis drei Jahren auf dem Schooße hielt. Paul becomplimentirte die Frauenzimmer mit einer zuvorkommenden Wärme und Artigkeit, die wenig zu dem Vorsatze paßten, welchen er kurz vorher ausgesprochen. Die Kammerjungfer erwiederte seinen Gruß mit einem schalkhaften Lächeln. Ich hatte kaum Zeit, meinen Hut zu lüften, als die junge Dame im Vorbeifahren sich mit anständiger Freundlichkeit nach uns umsah. — „Sind es nicht charmante Frauenzimmer?“ sagte der Korporal, ganz in Paul Werners Manier. Ich nickte ihm beifällig zu, denn der überraschende Anblick der schönen Reisenden hatte nicht weniger Eindruck auf mich gemacht, als auf ihn. Selbst unser schwerfälliger Schwager schien von der lieblichen Erscheinung wundersam aufgeregt; er geißelte unbarmherzig auf seine müden Rosse zu, die sich über Vermögen anstrengten, der vorauseilenden Kutsche nachzukommen.

„Das läßt sich beinahe an, wie ein Abenteuer,“ sagte ich zu mir selbst, indem ich mich behaglich in eine Wagenecke zurücklehnte, und den vergeblichen Anstrengungen der armen Postklepper zusah, die mein leichtes Fuhrwerk mühsam die holperige Straße hinaufschleppten. Ein paar Mal waren sie nahe daran, die schimmernde Karosse vor uns zu erreichen. Der galonirte Be=

diente auf dem Hintersitz der Kutsche fing schon an, mit Paul zu parlamentiren; aber er hatte ihn offenbar zum Besten, denn gleich darauf setzte sich das Viergespann in den schärfsten Trab, und ließ unsere bescheidene Kalesche weit hinter sich zurück. Ich fand nicht für gut, diese ungleiche Wettfahrt länger fortzusetzen, sondern befahl dem Postillon, seine kraftlosen Pferde zu schonen; was er, zu Pauls Verdrusse, nicht ungern that. — Der Weg ging noch immer aufwärts; nach einer Weile verschwand die Karosse, welche den höchsten Punkt der Straße erreicht hatte, aus unsern Augen. Als wir selbst auf diesem Punkte anlangten, sahen wir die Station nur etwa tausend Schritte von uns entfernt. Die Kalesche rollte gemächlich den Hügel hinab, und nach einigen Minuten fuhren wir in den Hof des Posthauses, wo wir die viersitzige Kutsche schon ausgespannt und leer stehend fanden.

Der Postschreiber kam zu meiner Kalesche und öffnete höflich den Schlag, mit der Frage: ob ich vielleicht ein Frühstück nehmen wollte? Es seyen eben keine Pferde im Hause, aber in einer Viertelstunde würde ich damit bedient seyn. — „In einer Viertelstunde erst?“ rief Paul ungeduldig, indem er aus dem Wagen sprang und mir selbst heraushalf. „Mein Herr,“ fuhr er eifrig fort, „ist früher von der vorigen Station abgefahren, als die Damen in dem Vierspänner; er

darf daher nicht später als sie bedient werden." — „Nicht später, ganz recht!" bemerkte ich gelassen: „aber auch nicht früher; das verlangt die gute Lebensart, mein Freund." — Der Postschreiber verneigte sich mit einem schlauen Gesichte, als hätte ich ihm ein Geheimniß anvertraut, und lud mich höflich ein, in das Fremdenzimmer zu treten, wo ich ein schmackhaftes Frühstück finden würde.

3.

Ich ging, an dem Postschreiber und an Paul vorbei, gesetzt und scheinbar gleichgültig in die Fremdenstube, wo ich die Damen vermuthete, aber nicht sie, sondern ein paar alte Herren traf. Der Malaga, den man mir brachte, war schlecht, das Backwerk und der westphälische Schinken wenig besser. Aus Langerweile griff ich nach einer alten Zeitung und blätterte darin. Die stummen Herren in der andern Ecke des Zimmers schienen sich bei ihren leeren Gläsern auch nicht besonders zu unterhalten. Sie standen auf und ließen mich allein in der großen Stube, wo mir zuletzt einige französische Carricaturen unter Glas und Rahmen in die Augen fielen, mit denen ich mich eine Zeitlang beschäftigte.

Ein Geflüster weiblicher Stimmen, das sich jetzt unvermuthet hören ließ, zog mich schnell an eines der Fenster, deren Aussicht in den Garten ging. Mein Ge-

hör hatte mich nicht getäuscht; es war die schöne Reisende mit ihrer Gesellschaft, die ich in dem Garten sah. Sie hatte den holden Knaben auf dem Arme und stand unter einem großen Kirschbaume, nach dessen reifen Früchten das Kind begierig langte. Die Duenna — dafür konnte man das ältere Frauenzimmer halten — war bemüht, einen Ast herabzubiegen, während das Kammermädchen sich lachend mit einer großen Gartenleiter schleppte, die sie nicht fortbringen konnte. — „Laß es gut seyn, Lotte; du könntest dir Schaden thun!" rief ihr die junge Dame zu, mit einem Wohllaut der Stimme, welcher ihre herzliche Besorgtheit für ihr Dienstmädchen noch liebenswürdiger machte. Ich war nahe genug, um die zarten Umrisse ihrer Graziengestalt und jeden Zug des reizenden Gesichtes unterscheiden zu können. Eine unbeschreibliche Anmuth, die ihre geringsten Bewegungen begleitete, erhöhte die Vollkommenheit der tadellosen Formen. Nie glaubte ich ein schöneres Weib gesehen zu haben. Der kleine Amor auf ihrem Arme vollendete das reizende Bild, um es zum Modell einer modernen Liebesgöttin zu machen, nicht unwerth, den Pinsel eines zweiten Correggio zu beschäftigen. Die Aehnlichkeit des Kindes mit ihr war unverkennbar, auch betrug sie sich gegen dasselbe mit der Zärtlichkeit einer Mutter: aber ihre Gestalt und ihr übriges Betragen waren ganz mädchenhaft; so, daß

man sie eher für eine ältere Schwester, als für die Mutter des Knaben hätte halten mögen.

Das Kammermädchen hatte inzwischen die Gartenleiter gleichwohl in die Nähe des Baumes gebracht und dort aufgestellt. Sie kletterte einige Mahle daran hinauf und herab, mit zunehmender Dreistigkeit, als wollte sie ihre Gebieterin von dem festen Bau der Leiter überzeugen. Endlich stieg die junge Dame, mit dem Kinde auf dem Arme, zögernd und vorsichtig einige Sprossen hinauf, wobei der zierlichste Fuß sichtbar ward. Ich hatte mich in das offene Fenster gelegt, ganz vertieft in dieses reizvolle Schauspiel. In dem Augenblick bemerkte mich die Duenna; sie flüsterte der Schönen auf der Leiter ein paar Worte zu, die sich wahrscheinlich auf mich bezogen, denn sie sah noch einmal nach meinem Fenster herauf. Jene, die sich unvermuthet beobachtet wußte, gerieth in Verlegenheit, und setzte den Fuß bald zurück bald vorwärts, als sey sie unentschlossen, ob sie hinauf oder herabsteigen sollte. In der Verwirrung machte sie einen falschen Tritt und gleitete über die Leiter herab, in die Arme ihrer Gefährtinnen. Sie schien sehr erschrocken, doch mehr um des Knaben als um ihrer selbst willen. Aber dem Kleinen hatte die schaukelnde Bewegung gefallen; er wollte noch einmal auf die Leiter. Darüber lachte Lotte übermäßig; die Duenna stimmte ein, zuletzt auch die junge Schöne,

aber mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit, welche gegen die ausgelassene Lustigkeit ihrer Gesellschafterinnen sehr angenehm abstach.

Die Gruppe entfernte sich von dem Baume, nachdem Lotte eine Handvoll Kirschen herabgeholt, mit denen sie die Ungeduld des Kindes beschwichtigte. Sie hatte den Knaben wieder ihrer Gebieterin abgenommen, und lief mit ihm voraus, der Gartenthür zu. Die zwei Damen folgten langsam nach. Ihr Weg führte ganz nahe an meinem Fenster vorbei, von dem ich mich ein wenig zurückgezogen. Sie blieben vor einem großen Rosenbusche stehen, an dem sich noch ein paar frisch aufgeblühte Blumen zeigten. „Seh'n Sie doch die herrliche Rose, Sephine!“ sagte die Duenna, indem sie eine derselben brach. — „Die ist noch schöner!“ rief Sephine, und fuhr hastig darnach, um sie gleichfalls zu pflücken. — „Ach! die garstigen Dornen!“ seufzte sie laut, und zog die verwundete Hand zurück. — Ich fühlte den Stich des häßlichen Dorns tief im Herzen, und muß so laut geächzt haben als sie, denn ihre und der Duenna Blicke kehrten sich zugleich gegen das Fenster, an welches ich rasch vorgetreten war.

Das anmuthigste Lächeln trat auf Sephinens seelenvollem Gesichte an die Stelle des augenblicklichen Schmerzes, der nur leichte Spuren darauf zurückließ.

Die lebhafte Theilnahme, welche ich an ihrem kleinen Unfalle verrieth, schien ihr zu gefallen. Ihr schönes Auge verweilte einige Secunden auf mir, mit dem Ausdrucke kindlicher Unbefangenheit und Neugier. Ein Zauber unaussprechlicher Art lag in diesem Blicke, dessen Wirkung auf mich ihr jedoch nicht verborgen zu bleiben schien. Sie schlug ihr Auge plötzlich erröthend nieder, und wendete sich zu ihrer Begleiterin, die ein wenig von ihr entfernt stand. Die Duenna hatte mich inzwischen mit zunehmender Aufmerksamkeit betrachtet. Ihre Gesichtszüge kamen mir nicht unbekannt vor, und ihre Miene sagte deutlich, daß sie mich schon irgendwo gesehen haben müsse. Unsere gegenseitigen Beobachtungen wurden durch die Ankunft des fremden Bedienten unterbrochen, der den Damen meldete, daß ihr Wagen zur Abfahrt bereit sey. Die junge Schöne hing sich an den Arm ihrer Begleiterin, und zog sie mit sich fort. Die letztere sah noch einmal zu mir herauf; aber Sephine erhob keinen Blick, indem sie hart unter meinem Fenster vorbeiging. Unverwandt verfolgte ich die liebliche Erscheinung mit den Augen, bis an's Gartenthor. Da däuchte mir, sie wende den schönen Kopf zurück, und sehe noch einmal verstohlen nach mir. Vielleicht täuschte ich mich; aber die Wahrheit hätte keinen vollständigeren Eindruck hervorbringen können. Ich war verliebt, und gestand es mir redlich ein.

4.

Von meinen Knabenjahren an bin ich, was die Geschlechtsneigung betrifft, immer leicht entzündbar gewesen. Aber zu meinem Glück oder Unglück war es gewöhnlich nur ein aufflackerndes Feuer, wovon ich entbrannte, eben so schnell erlöschend, als es entstand. Selten dauerte ein verliebter Raptus länger als drei Tage bei mir. Nach dieser Zeit fand ich meistens, daß die Schöne, von der ich bezaubert war, irgend einen wesentlichen Fehler habe, oder daß es mir selbst kein rechter Ernst mit meiner Verliebtheit gewesen. Ich gewöhnte mich, einen Liebeshandel als ein Spiel zu betrachten, bei dem man am sichersten fährt, wenn man den Einsatz nicht zu groß macht. Das hatte die gute Folge, daß ich, wie man zu sagen pflegt, ein schöner Spieler ward, und immer bei guter Laune blieb, ich mochte gewinnen oder verlieren; denn wenigstens war ich gewiß, Unterhaltung zu finden, wenn auch sonst nicht viel bei der Sache herauskam. So geschah es, daß ich fünf und zwanzig Jahre alt wurde, eh' ich die Liebe kennen lernte, obschon ich kein Neuling in Liebeshändeln war.

Mein Vater, obwohl er, seitdem er als ein reicher Mann sich zur Ruhe gesetzt, und das Brinkische Stammhaus in der Residenz erbaut hatte, öfters den Wunsch

geäußert, daß sein einziger Sohn eine Frau nehmen möchte, ließ mir doch meinen Willen; schon zufrieden, daß ich in der Hauptsache mich in seine Absichten gefügt, und ihm zu Liebe, gegen meine eigene Neigung, die Bahn der Diplomatik betreten hatte. Er betrachtete es sogar als keine schlimme Vorbedeutung für meinen Beruf zu einem ausgezeichneten Staatsmanne, daß ich halb und halb entschlossen schien, mein Leben, nach dem Beispiele des großen Pitt, als ein standhafter Junggeselle zuzubringen. Einige Heirathsvorschläge, welche er mir in früherer Zeit that, blieben eben sowohl ohne Folgen, als die kleinen Liebes-Intriguen, worein ich mich selbst verwickelt hatte. Dieß war noch ganz neuerlich einige Mal der Fall gewesen, und ich hatte durchaus keine Ursache, das anmuthige Abenteuer, das mir so unerwartet aufstieß, für ernster oder gefährlicher zu halten, als ich deren schon mehrere bestanden. Um so unbedenklicher überließ ich mich den Eindrücken des Augenblicks, die sich mir eben so harmlos als reizend darstellten. Die schöne Fremde schien unabhängig und ihre Umgebung hatte nichts Abschreckendes. Auf jeden Fall konnte es nur ein Zuwachs von Vergnügen für mich seyn, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

Paul kam mir sehr aufgeräumt entgegen, als ich, um meine schöne Reisegefährtin nicht aus dem Gesichte

zu verlieren, aus der Fremdenstube wieder in den Hof trat. — „Wie steht's mit unsern Pferden, Paul?“ rief ich ihm zu. — „Sie werden gleich eingespannt seyn, Herr!“ erwiederte er lebhaft. „Es sind ein Paar tüchtige Renner und geben dem Postzuge nichts nach, mit dem die Frauenzimmer eben wegfuhren.“ — „Herr Paul hat ohne Zweifel seine Schuldigkeit gethan,“ sagte ich, „und die hübsche Kammerjungfer in den Wagen gehoben?“ — „Getroffen, Herr“ versetzte der Korporal, ganz in dem galanten Humor, den die Wirthin an ihm gerühmt. „Nicht wahr, das Mädchen ist allerliebst? Und ihre gnädige Frau! — Was sagen Sie zu dem Gesichte?“ — „Daß es einer Göttin Ehre machte,“ erwiederte ich. „Also die junge Dame ist verheirathet?“ — „Oder Witwe,“ sagte Paul; „ich habe aus den Reden ihres Kammerdieners über diesen Punkt nicht klug werden können. Sie kommt von Berlin und reist in die Bäder.“ — „Dahin gehen wir auch,“ war meine Antwort: „Er kann sein Glück bei Jungfer Lottchen machen, Freund Paul.“

„Lustig, Schwager! tummle dich!“ rief Paul, indem er hurtig seinen Platz neben diesem einnahm. „Mein Herr hat gewettet, mit dem Postzug zugleich auf der Station zu seyn. Laß seh'n, was du und deine Schimmel werth sind.“ — Der Postillon setzte statt aller Antwort seine nervigen Läufer in Trab, dann in

Galopp, und die Kalesche flog über Stock und Stein, das Dorf und einen Hohlweg entlang, der uns die Aussicht in's Freie verdeckte. In fünf Minuten befanden wir uns auf der offenen Straße: aber so weit das Auge reichte, war nirgends ein Vierspänner zu sehen. Er mußte einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen haben, oder er hatte, wie der Postillon vermuthete, den neuen Weg eingeschlagen, der einige Stunden weiter, aber bequemer als der alte war. Je länger und schneller wir fortfuhren, desto wahrscheinlicher ward die Vermuthung des Postillons. Paul wurde unruhig auf seinem Sitze. Erst stritt er mit dem Kutscher und behauptete, die Damen könnten keinen andern Weg genommen haben; doch allmählich ward er still und stiller, bis er zuletzt, ganz stumm und verblüfft, in einer unbeschreiblich albernen Trostlosigkeit da saß. Er wagte nicht aufzusehen, noch ein Wort der Entschuldigung an mich zu richten. Seine Einfalt und Fahrlässigkeit, sich um den Weg, den die Damen nehmen würden, gar nicht erkundigt zu haben, demüthigten und schmerzten ihn außerordentlich. Der komisch-klägliche Anblick des armen Teufels entwaffnete den Unmuth, welcher mich über meine getäuschte Erwartung anwandeln wollte. Da ich ihn nicht ausschalt, fing er mit sich selbst zu grollen an, und nannte sich, erst murmelnd, dann immer lauter und heftiger, einen Tropf, einen Dumm-

bart, wie es nie einen ärgeren gegeben hätte. „Ich wollte nur, Sie ließen mich wacker durchprügeln, Herr!“ sagte er, indem er sich zu mir wandte; „ich hätte es wahrhaftig verdient. Wo ich nur meine einfältigen Gedanken gehabt habe! Nein, so ein Streich ist mir nie begegnet, obschon ich es an manchen Albernheiten nicht habe fehlen lassen!“ — Ich mußte dem armen Menschen gute Worte geben, um ihn nur einigermaßen zu beruhigen, wobei es mir nicht leicht ward, das Lachen zu unterdrücken, zu dem seine drollige Verzweiflung mich anreizte. — Da mich Paul so gut gelaunt sah, fing er allmählich an, sein Versehen selbst mit mehr Nachsicht zu beurtheilen; ja, endlich kehrte sich sein Unwille sogar gegen unsere Reisegefährtinnen und gegen die Weiber überhaupt, die stets was Apartes haben müßten und immer links gingen, wenn Andere rechts. „Basta!“ rief er zuletzt ganz beherzt und fast hochmüthig aus: „am Ende führen alle Wege nach Rom; und eh' es Nacht wird, treffen wir mit den schönen Ausreißerinnen doch zusammen.“

„So wird es hoffentlich seyn,“ sagte ich. „Aber nun, Freund, laß er sein Geplauder, und stör' er mich in meinen Betrachtungen nicht.“ — Im Grunde war es mir nicht ganz unlieb, bei dem freundlichen Abenteuer, auf welches ich ausging, gleich Anfangs einigen Hindernissen zu begegnen. In allen Vorfällen des Le-

bens habe ich gefunden, daß es gut sey, den Kopf nicht zu verlieren. So angenehm mir die Erscheinung der schönen Reisenden war, und so lebhaft ich mich von ihr angezogen fühlte, so hatte ich doch noch Besonnenheit genug, um mir von meinen Empfindungen und Wünschen Rechenschaft zu geben. Ich hoffte durch den Aufschub nichts von der Köstlichkeit des Genusses einzubüßen, welchen ich mir von einem zweiten Zusammentreffen mit meiner Schönen versprach. Es schadet dem Wohlgeschmacke einer reichbesetzten Tafel nicht, wenn man die Eßlust durch Nüchternheit schärft. Der Nachgenuß der Erinnerung an die reizenden Scenen, deren Zeuge ich erst gewesen, war ein Gewinn mehr, welchen ich meiner jetzigen Ruhe und Fassung verdankte.

Solchen angenehmen Vorstellungen nachhängend, fuhr ich durch eine wohlbebaute Landschaft hin, deren einförmige Regelmäßigkeit zu meiner ruhigen Gemüthsstimmung paßte. Das fruchtbare Getreideland war hin und wieder von Wiesengründen und kleinen Baumpflanzungen unterbrochen, aus welchen der Kirschbaum mit seinen reifenden Früchten mir überall entgegen lachte. Eine einzelne Bauernhütte, an der ich vorbeikam, hatte eine besonders liebliche Lage. Ein ganzes Wäldchen von Kirschbäumen umkränzte sie, an deren vorderstem eine große Leiter lehnte. Zwei kleine Kinder standen dabei, von welchen das ältere hinaufzuklettern ver-

suchte, während das jüngste den Erfolg begierig zu erwarten schien. Das anmuthige Bild aus dem Wirthsgarten stellte sich meiner Einbildung wie gegenwärtig dar; ich glaubte die schöne Fremde noch einmal straucheln und in die Arme ihrer Gesellschafterinnen herabgleiten zu sehen. Unwillkührlich stieß ich den Postillon an, der, in der Meinung, daß ich aussteigen wolle, seine Pferde anhielt. Paul, welcher die Kinder bemerkt hatte und meine Augen theilnehmend auf sie gerichtet sah, stieg hurtig ab, um den Kleinen ein paar Handvoll Kirschen zu pflücken. Ich winkte ihm Beifall zu, obgleich seine Auslegung meiner Pantomime ziemlich weit von dem Sinne derselben entfernt war.

Auf's Neue in meine Träumereien vertieft, sah ich mich plötzlich von einem alten Krüppel darin gestört, der an der Straße lag und mich sehr ungestüm um ein Almosen anbettelte. Ich wies ihn kurz und mit harten Worten ab. Paul griff in die Tasche und warf ihm ein Zweigroschenstück zu. „Verzeihen Sie, Herr!“ sagte er, sich zu mir herum wendend: „es ist eigentlich wider die Subordination, daß ich einen Bettler beschenke, den Sie abgewiesen haben; aber der arme Kerl ist ein alter Kriegskamerad, und obschon er vielleicht nicht viel taugt, halt' ich es, als Soldat, doch für meine Pflicht, ihm von meinem Ueberfluß etwas mitzutheilen.“ — „War der alte Mensch Soldat?“ erwiederte ich, ein

wenig beschämt; „das wußte ich nicht." — „Seine Uniform sieht freilich zerlumpt und unkenntlich genug aus," versetzte Paul; „doch ich kenne ihn von langer Zeit her. Im siebenjährigen Kriege soll er sehr brav gethan haben; jetzt freilich nennen ihn die Leute einen alten Trunkenbold. Doch ich bin ihm nicht zum Richter bestellt, und Kamerad bleibt Kamerad, denk' ich." — „Allerdings, Freund Paul!" unterbrach ich ihn; „Er hat ganz recht, und ich war's, der fehlte. Ich will mir die Lehre merken, und dank' Ihm dafür."

Wir setzten unseren Weg ohne weitere Zufälle fort und kamen bei guter Zeit auf der dritten Station an, wo ich ein Mittagsessen bestellen ließ. Paul, der den Tisch und die Aufwartung dabei besorgte, machte seiner Kammerdienerschaft und seinem seligen Hauptmann Ehre, bei dem er, wie er mir umständlich erzählte, den häuslichen Dienst erlernt hatte. In dem Lobe seines ehemaligen Herrn war der gute Mensch unerschöpflich, was mich nicht weniger für ihn einnahm, als die zwei gemüthlichen Züge es thaten, deren ich so eben erwähnt habe. — Da die Geschichte meines ehrlichen Paul halb und halb auch die meinige ist, und er, wie ich höre, in der Lesewelt kaum weniger Freunde hat, als ich*): so glaube ich

*) Eine Anspielung auf Samuel-Brink's letzte Lie-

von den Regeln einer pragmatischen Geschichtserzählung nicht allzu sehr abzuweichen, wenn ich fortfahre, den einfachen und gemächlichen Gang meiner Liebesbegebenheit, durch die Einfälle und Schnurren meines treuherzigen Kammerdieners, von Zeit zu Zeit anzufrischen. —

Ein Schaden an der Achse unserer Kalesche, den der Wagenmeister bedenklich fand, hielt uns nach der Mahlzeit noch anderthalb Stunden auf. Der Unterschied der Zeit, welche die reisenden Damen ungefähr nöthig hatten, um ihren längeren Weg zurückzulegen, ward dadurch beinahe aufgehoben. Wir mußten befürchten, die Frauen zu verfehlen, wenn wir noch länger verweilten. Paul fing an, sehr ungeduldig zu werden. Einige Gläser Rheinwein, die ich ihm aufgenöthigt hatte, schienen ihm zu Kopfe gestiegen zu seyn. Es war indessen die gutartigste Weinlaune, die es geben kann. Der galante Tik hatte wieder die Oberhand in ihm, und Jungfer Lottchen war immer sein zweites Wort. Endlich war unser Wagen im Stand, und wir fuhren ab. Es war hohe Zeit, wenn wir die Grenze noch vor Abend erreichen wollten.

---

besgeschichte, (Gesammelte Schriften von West 1. Theil,) worin Paul schon früher auftrat.

5.

Die Straße wurde allmählig belebter. Fuhrwerke von verschiedener Gattung begegneten uns oder lenkten von den Seitenwegen in die Chaussée ein, die hier besser zu werden anfing. Auf den Feldern sah man Landleute, paarweise und in kleinen Gruppen, ihren sonntägigen Spaziergang machen. Um ein einzelnes Wirthshaus, bei dem der Postillon anhielt, war eine größere Anzahl von Menschen versammelt, die sich bei'm Bier und bei schlechter Musik lustig machten. Mehrere junge Bursche hatten Streit mit einem Bärenführer, dessen Thier sie neckten, und der darüber heftig erboßt schien. Er drohte den jungen Leuten, seinen Bären auf sie loszulassen. Sie lachten und forderten ihn auf, zu zeigen, was die lahme Bestie für Sprünge machen könnte. Dadurch noch mehr aufgebracht, ließ er das Thier los, welches mit wildem Gebrumme unter die Menge stürzte. Der ganze Haufen stob erschrocken auseinander, und warf in der Verwirrung mehrere Tische und Bänke um. Der Bär schien wirklich sehr gereizt; er verfolgte mit Wuth einen der Burschen, welcher sich Anfangs gegen ihn hatte zur Wehre setzen wollen. „Das gibt einen Teufelsspuk!“ rief Paul, indem er einen Knittel vom Boden aufraffte und damit auf die Bestie losging. Der Bär stutzte; er schien zweifelhaft, ob er seinen neuen Gegner anfallen oder sich gegen den vorigen wenden

sollte. Aber Pauls entschlossene Haltung imponirte ihm. Er blieb stehen, und da zugleich sein Führer, dem vor dem Ausgange bange zu werden anfing, ihm mit besänftigender Stimme zurief, kehrte er um, und ging langsam dem Letzteren entgegen, von welchem er sich geduldig wieder seine Kette anlegen ließ.

Jedermann rühmte Pauls Muth, der, wie der Bärenführer jetzt selbst gestand, ein wahrscheinliches Unglück verhindert habe; denn sein Thier sey noch nicht recht gezähmt und ihm schon einmal durchgegangen. — „Bah!“ sagte Paul gleichgültig, „bei uns in Pohlen fürchtet man die Bären nicht. Es sind gutartige Bestien, die Vernunft annehmen; man muß, ihnen gegenüber, nur die Fassung nicht verlieren.“ — Die Leute lachten über Pauls Bemerkung, und Alles kehrte zur vorigen Lustigkeit zurück.

Nach diesem Intermezzo mit dem Bären, auf den wir noch einmal zurückkommen werden, machten wir uns wieder auf den Weg und näherten uns allmählig der Grenze. Paul war in seiner geschwätzigen Laune; er erzählte, halb dem Postillon, halb mir, von seinen Feldzügen und von dem Leben in Pohlen, das er mit viel Humor beschrieb. Auf einmal unterbrach er sich und jauchzte, bei'm Anblick des nahen Zollhauses, etwas ungebührlich auf, schlug sich aber gleich selbst auf den Mund, indem er mit der andern Hand verstohlen auf die viersitzige Ka=

rosse zeigte, die neben dem Zollgebäude stand. Obschon ich mich einer Bewegung der Freude selbst nicht erwehren konnte, beobachtete ich doch eine schickliche Haltung, als mein Wagen bei dem Zollhause anfuhr und hart neben der Kutsche der Damen hielt.

Ich traf das ältere Frauenzimmer in einem Wortwechsel mit dem Grenzbeamten, welcher den Paß der Reisenden untersucht hatte und ihn nicht in Ordnung fand. — „Es stehen aber nur zwei Personen im Passe,“ sagte der Mann mit erhöhter, ziemlich barscher Stimme, „und hier sind drei, das Kind ungerechnet.“ — „Abgeschmackt!“ erwiederte die Duenna in spitzigem Tone: „wer wird nach einem Kinde in einem Passe fragen?“ — „Ei, ei, Madam!“ versetzte der Mann unwillig: „das muß ich besser verstehen. Ein Kind hat manchmal sehr viel zu bedeuten.“ — Die junge Schöne ward über und über roth bei diesen Worten, und flüsterte ihrer Begleiterin etwas in's Ohr. — „Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr,“ fuhr diese in gemäßigterem Tone fort: „Frau v. Saalen hier, auf welche der Paß lautet, kommt mit ihrer Kammerjungfer, die auch darin genannt ist, von Berlin, um in's Bad zu gehen. Sie ist die Mutter dieses Kindes, das bei mir in Pension ist. Ich bin die Landgerichts-Advocatens-Witwe Heß in D**, die dort Jedermann kennt. Die Frau Mamma nahm uns auf der Durchreise mit; das kann doch

nicht den mindesten Anstand haben.“ — „Doch, doch, Madame!“ antwortete der Mann mit starrer Hartnäckigkeit: „der Paß wurde gestern in D** vidirt; diese Umstände sollten darauf bemerkt seyn. Sie werden sich gefallen lassen, nach D** zurückzukehren.“

Ich war inzwischen ausgestiegen, um den Streit, wo möglich, beizulegen. Der Grenzbeamte, welchem ich meinen eigenen Paß überreichte, erkannte mich und zog höflich seinen Hut. „Da ist der Herr Legations-Rath selbst, der den Paß vidirte,“ sagte er; „er wird am besten von der Sache urtheilen können.“ — „Wahrhaftig, der Herr Legations-Rath in Person!“ rief die Landgerichts-Advocatens-Witwe voll Vergnügen, als hätten wir uns schon hundert Mal gesehen; „das ist ungemein glücklich! Der Bediente sagte ausdrücklich, er habe dem Herrn Rath den Paß zu eigenen Händen übergeben; aber der gnädige Herr sey mit Geschäften so überhäuft gewesen, daß er nur einen Blick in das Papier gethan und ihn auf der Stelle abgefertigt hätte.“

Ich sah das schöne Auge der liebenswürdigen jungen Frau auf mich gerichtet. Die dringende Bitte lag darin, ihr die Verlängerung dieses unangenehmen Auftrittes zu ersparen. Ich hatte die Stärke nicht, zu gestehen, daß ich meine Stelle niedergelegt und mit dieser Sache nichts mehr zu thun hätte. — „Mir scheint,“ sagte ich höflich zu dem Grenzbeamten, „der Mangel in

der Form ist in diesem Falle so gar wichtig nicht. Mit Badegästen, zumal mit Frauenzimmern, pflegt man es so genau nicht zu nehmen. Ich würde an Ihrer Stelle thun, warum man Sie bittet." — Der Mann lächelte und nahm die Pässe mit sich, die er bald darauf, mit der nöthigen Ausfertigung versehen, der Dame und mir einhändigte.

Ein Blick voll unbeschreiblicher Huld war der Lohn, welchen ich für die kleine Amtsuntreue empfing, mit der ich, auf solche Weise, meine diplomatische Laufbahn beschloß. Ich hatte mich ganz ernsthaft wieder in meinen Wagen gesetzt, und war so der redseligen Dankbarkeit der Witwe Heß ausgewichen, die aber nicht umhin konnte, dem holdseligen Blick ihrer Dame ein: très-humble servante und einige Kußhände nachzusenden, da sie an mir vorbei und hinwegfuhren. Paul ging dabei nicht leer aus; denn Mamsell Lottchen nickte gar freundlich auf ihn zurück, als sie bei einer Wendung der Kutsche noch einmal sichtbar ward. Unsere Kalesche folgte der weiblichen Karavane auf dem Fuße. Wir hatten die Aussicht, den Rest unserer Reise in der angenehmsten Begleitung zuzubringen, und es mußte schlimm gehen, wenn wir, am Ende der kurzen Fahrt, nicht schon so bekannt mit unseren Reisegefährtinnen geworden, als wären wir ein Jahr lang mit ihnen zur Schule oder in die Kirche gegangen.

6.

Von der Grenze an zieht sich die Straße durch ein enges Thal hin, das sich nach und nach erweitert, und endlich in einen Kessel von Bergen ausläuft, von denen man den höchsten übersteigen muß, um in den Badeort zu kommen. Auf der letzten Station nimmt man Vorspann, und ein Theil des Weges wird gewöhnlich zu Fuße zurückgelegt, da einige Stellen sehr steil und nicht ohne Gefahr zu befahren sind. Die Sonne war bereits untergegangen und die schönste Abenddämmerung ruhte über der romantischen Gegend. Im Osten erhob sich der Vollmond, welcher die einbrechende Nacht in ein sanfteres Tageslicht zu verwandeln versprach. Unser Postillon griff sich an, um nicht hinter dem Vierspänner zurück zu bleiben, der uns so nahe war, daß wir zuweilen die muntere Lotte lachen hörten, und ich sogar auf Sephinens niedlichem Strohhute die goldenen Aehren blinken zu sehen glaubte. Wir trafen zugleich mit unsern Reisegefährtinnen auf der Station ein, wo schon frische Pferde unser warteten und schnell gewechselt wurden. Beide Kutschen fuhren, unter dem Unisono von drei schmetternden Posthörnern, in raschem Trabe weiter, bis wir den Fuß des Berges erreichten, wo die Postillons jedem unserer Wägen einen Zug Ochsen vorspannten.

Der Bergrücken erhebt sich allgemach und wird zu-

nehmend steiler und unwegsamer. Paul stieg ab, gleich hernach auch ich. Wir gingen eine Strecke neben unserer Kalesche her, die dem Wagen der Frauen Schritt für Schritt folgte. Die Straße wendet sich nun und bildet eine Art von Schnecke, über welche das doppelte Gespann die leichten Kutschen mit Anstrengung hinaufzog. Ich sah unsere Reisegefährtinnen bei den Schwankungen ihres Wagens in ziemlich unsicherer Haltung sitzen. Ein Schrei, welchen Lotte während einer solchen Schwankung ausstieß, brachte mich in ihre Nähe. Die Stelle, über die der Wagen eben hinweg mußte, war eine der gefährlichsten, und es fügte sich, daß ich ihn in dem Augenblick erreichte, wo er eine Bewegung zum Fallen machte. Frau von Saalen erschrack, doppelt statt Einmal, da sie mich so unerwartet ihr zur Seite sah, als sie eben in den Abgrund zu stürzen glaubte. Aber es war kein unangenehmes Erschrecken, wie das Lächeln bewies, welches sich plötzlich über ihre vom Mondlicht überstrahlten Wangen verbreitete. Mit vieler Grazie entschuldigte sie es, daß ich sie stets in Lagen sähe, wo sie sich außer Fassung befände. Sie dankte mir hierauf recht herzlich für den Dienst, welchen ich ihr bei dem Grenzamte geleistet; es sey kein gleichgültiger Dienst, setzte sie hinzu, denn nichts sey ihr widriger, als die Förmlichkeiten, mit denen man die Reisenden quäle. Die Frau Landgerichts-Advocatin unterließ nicht, mit einen

großen Aufwand von Worten in diese Danksagung einzustimmen, wobei ich nicht wenig überrascht war, mich von ihr mit meinem Namen anreden zu hören. Ich hatte also wirklich die Ehre, von ihr gekannt zu seyn; doch konnte ich mich nicht erinnern, sie jemals gesprochen oder von ihr gehört zu haben.

Da ein Theil des gefährlichen Weges erst noch zurück zu legen war, schlug ich den Frauenzimmern vor, hier aus dem Wagen zu steigen, indem der Fußsteig nicht beschwerlich und in der hellen Mondnacht recht angenehm zu gehen sey. Lottchen war die erste, welche diese Aufforderung befolgte, und, ohne die Erlaubniß ihrer Gebieterin abzuwarten, schnell ausstieg, um ihren Hals, wie sie sagte, in Sicherheit zu bringen. Nach einigem Bedenken folgte die junge Dame ihrem Beispiele. Nur Madam Heß zog es vor, in der Kutsche zu bleiben. Sie versicherte, den Weg schon öfters gemacht zu haben; in einer solchen Nacht besonders sey nicht der geringste Unfall zu befürchten. Um den Schlaf des kleinen Wilhelm nicht zu stören, der in dem Schooß der Duenna sanft schlummerte, willigte dessen Mutter darein, nachdem sie ihrem Bedienten und den Postillons noch eingeschärft, bei dem Wagen zu bleiben, damit ja kein Unglück geschehen könne. Paul schloß sich freiwillig der Escorte an, zu der sich zuletzt auch Lottchen gesellte. Mit dem kindlichsten Frohsinn hing sich Sephine nun

an meinen Arm und hüpfte mit mir fort, so, daß wir die Kutschen bald ziemlich weit hinter uns ließen.

Meine Begleiterin bewies, daß, wenn sie leicht in Verlegenheit gerieth, sie auch bald zutraulich werden konnte, und des feinsten Gesellschaftstones mächtig war. Mit der größten Gewandtheit ging sie auf die Ansichten des Mitsprechenden ein, und wußte den Faden der Unterredung festzuhalten, ohne jemals ermüdend zu werden. Wir sprachen von dem Vergnügen des Reisens, vom Stadt- und Landleben, von dem Aufenthalt in berühmten Bädern und großen Städten, deren sie mehrere besucht hatte und genau kannte. Besonders schien sie sich in Wien gefallen zu haben; auch Warschau's erwähnte sie, wo sie, leider, ihre Mutter verloren. Mit der größten Theilnahme aber gedachte sie der Schweiz und ihres Aufenthaltes am Genfer See, in dessen Umgebung sie die glücklichsten Jahre ihrer Jugend zugebracht, und wo sie einst ihr Leben zu beschließen gewünscht hätte. Von ihren persönlichen Verhältnissen vermied sie zu sprechen: doch konnte ich nach einigen ihrer Aeußerungen nicht zweifeln, daß sie Witwe sey; denn sie schien bloß von sich selbst abzuhängen, und einmal war davon die Rede, daß der unglückliche Revolutionskrieg ihren Wilhelm, schon vor seiner Geburt, zur Waise gemacht habe.

Das Interesse, welches mir Sephinens geistreiche

Unterhaltung einzuflößen anfing, ließ mich beinahe ihre körperlichen Reize vergessen. Ohne den Druck ihres warmen, runden Armes, der im Aufwärtssteigen manchmal fühlbarer wurde, wär' es mir kaum eingefallen, meiner Begleiterin von Zeit zu Zeit in die schönen Augen zu sehen, und die Wirkung des Mondscheines auf ihre seelenvollen Gesichtszüge zu beobachten. Sie hatte bisher, im Eifer des Gesprächs, der landschaftlichen Umgebung um uns keine Aufmerksamkeit zugewendet. Jetzt hatten wir die Spitze des Berges erreicht und das wundervollste Schauspiel, die Aussicht in eine unermeßliche Gegend bei Mondbeleuchtung, eröffnete sich vor unseren Blicken. Den Eindruck, welchen dieser außerordentliche Anblick in Sephinen hervorbrachte, war eben so tief als überraschend. „Elysium!“ rief sie, in einer Art von Entzückung, als sähe sie dieses wirklich. Irgend eine dichterische Beschreibung mochte ihrem Gedächtnisse vorschweben, mit welcher sie die Gegend verglich. Sie stand wie vergeistert neben mir, nachläßig auf meinen Arm gelehnt. Ich fühlte die wallende Bewegung ihres Busens, und glaubte die leisen Schläge des Herzens darin zu spüren. „Elysium!“ lispelte sie noch einmal, mit dem süßesten Wohllaut der Stimme. Die grazienhafte Gestalt, vom Silberlichte des Mondes umflossen, das verklärte Angesicht und den etwas gesenkten Blick vorwärts gerichtet, — es war

eine Erscheinung, einem der Bewohner jener seligen Gefilde nicht unähnlich. Ich sagte ihr das, einfach, mit wenig Worten, wie ich es empfand. Da schlug sie ihre Augen gegen mich auf, und ein Blick voll unendlicher Huld und Anmuth begegnete dem meinigen, und ruhte darin mit sanftem Wohlwollen. Ich hätte ihr um den Hals fallen und sie umschlingen mögen in unauflöslicher Umarmung. „Anbetungswürdig!“ stammelte ich, mich selbst bezwingend, indem ich ihre zarte weiche Hand ergriff und an meine Lippen drückte.

Die Stimme der schäkernden Lotte weckte mich aus der zärtlichen Verzückung, worein mich dieser himmlische Moment versetzt hatte. Ich sah die Kammerzofe, von Paul unterstützt, den Gipfel der Anhöhe erklimmen, und hinter ihnen unsere Kutschen kommen, welche dann auf dem Plateau des Bergrückens hielten. — „Schläft Wilhelm noch?“ sagte Frau v. Saalen, indem sie sich ihrem Wagen näherte. Der Knabe schlummerte noch recht sanft, und auch Madam Heß mußte sich ermuntern, um ihren Reisegefährtinnen Platz zu machen. — „Wo werden Sie wohnen?“ fragte ich Sephinen, als ich ihr zum Abschied noch einmal die Hand küßte. „Sie wisse es noch nicht,“ war ihre Antwort. „In der Schloßgasse vermuthlich,“ fiel Madam Heß zuvorkommend ein. — Der Wagen der Damen rollte fort. Ich warf mich schnell in den meinigen, noch ganz er=

füllt von der Empfindung der kaum verflossenen seligen Augenblicke.

7.

Ich konnte mir nicht verbergen, daß, was ich jetzt empfand, sehr verschieden von dem sey, was ich bisher für irgend ein weibliches Wesen gefühlt hatte. Nicht nur meine Einbildungskraft und meine Sinne, auch mein Herz und innerstes Gemüth waren ergriffen und hingerissen. Ich war nicht bloß verliebt, zum ersten Male glaubte ich zu erfahren, was Liebe wahrhaft sey. Kein Wunsch der Eitelkeit, keine flüchtige Begierde bewegte mich; eine ernste, stille Neigung, tief und innig, zog mich mächtig zu Sephinen hin. Ich hielt sie für frey; sie hatte geliebt und schien schmerzliche Erfahrungen gemacht zu haben. Die kindliche Unbefangenheit ihres Betragens verbürgte mir die Reinheit und Unschuld ihrer Seele. Der Charakter der Mutter gab dem liebenswürdigen Geschöpfe in meinen Augen einen neuen, ganz eigenthümlichen Reiz. Der Gedanke überraschte mich, wie süß und belohnend es seyn müßte, der Vater dieses holden Knaben zu seyn. So fand ich mich plötzlich zu Betrachtungen und zu halbgereiften Entschlüssen geführt, welche noch vor wenig Stunden

in geradem Widerspruche mit meiner Denkart und Handlungsweise zu stehen schienen.

Die Lebhaftigkeit der inneren Anschauungen, worein ich vertieft war, ließ mich nicht bemerken, daß der Wagen der Damen sich entfernte und uns allmählig ganz aus dem Gesichte verschwand. Wir kamen nach Mitternacht in dem ersten Gasthofe des Bades an, ohne weiter etwas von ihnen zu sehen oder zu hören. Paul zeigte darüber mehr Verdruß als ich; denn er hatte mit dem Kammermädchen gewissermaßen Abrede genommen, daß ihre Herrschaft in demselben Gasthause absteigen würde. Er schien übrigens mit den Fortschritten nicht unzufrieden, welche er in der Gunst der hübschen Zofe gemacht zu haben glaubte, und erzählte mir voll Vergnügen, daß er eine halbe Landsmännin in ihr entdeckt habe. Sie sey eine Deutsch-Pohlin von Geburt und mit ihrer Frau aus Warschau nach Berlin gekommen. Lotte gälte viel bei ihrer Herrschaft, die sehr reich seyn müsse; denn sie mache auf ihrem Gute bei Berlin einen Aufwand wie eine kleine Fürstin. — „Um so schlimmer!“ fiel ich ihm in's Wort; „ich wollte, sie wäre arm, oder doch nicht reicher als ich.“ — „Dazu kann Rath werden,“ antwortete Paul; „denn Frau v. Saalen scheint mit einem vornehmen Herrn zerfallen zu seyn, der ihr Onkel oder so etwas ist, und von dem ihr Reichthum größten Theils

herkommt.“ — „Das soll mir lieb seyn,“ sagte ich. „Wozu braucht sie auch einen Onkel? Wir wollen der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Wenn sich Alles zum Guten aufklärt, soll es Sein und Lottens Schade nicht seyn. Nun, gute Nacht, Freund Paul! Weck' er mich morgen bei Zeiten.“ —

„Befehlen Sie das Frühstück, Herr?“ rief Paul am folgenden Morgen zur Thür herein, als er den ersten Laut in meinem Zimmer hörte. Es war noch sehr früh am Tage. Der verliebte Korporal mußte so wenig als ich geschlafen haben. Er war sorgfältiger als gestern gekleidet, und sah recht unternehmend aus. „Ich fürchte, Paul,“ sagte ich, wir sind zu früh aufgestanden. Die Damen werden uns schwerlich den Gefallen thun, vor Mittag sichtbar zu werden, wo sie vielleicht auf der Promenade erscheinen.“ — „Ich denke sie wohl früher aufzustöbern,“ erwiederte Paul mit der schlauen Miene, die seinem ehrlichen Schwabengesichte so drollig läßt. „Da ist ein Lohnbedienter draußen, der alle Gasthäuser und Fremdenwohnungen in- und auswendig kennt, und der mir versprochen hat, in einer Stunde Nachricht zu bringen, ob Frau v. Saalen in der Schloßgasse, oder wo sie sonst einlogirt ist.“ — „Ist Er toll, Mensch?“ versetzte ich, halb unwillig. „Wer wird ein solches Aufsehen machen? Möchte Er seine Liebste nicht etwa gar durch den Stadt-Tambour aus-

trommeln lassen?“ — „Der Lohnlakey war Soldat wie ich,“ antwortete Paul, ein wenig betroffen; „und er ist nicht dumm, Herr! Auch hab' ich ihm die gehörige Instruction ertheilt; er wird seine Recognoscirung mit aller Umsicht vornehmen.“ — Ich mußte ein Lächeln unterdrücken, um meinem Ansehen nichts zu vergeben, und die dienstfertige Eigenmächtigkeit meines barocken Kammerdieners ein wenig zu mäßigen; denn im Grunde gefiel mir sein Unternehmungsgeist und die militärische Raschheit, mit der er zu Werke ging. Nachdem ich ihm daher noch einmal die möglichste Vorsicht und Bescheidenheit bei seinen Erkundigungen um die Wohnung der Dame empfohlen hatte, ließ ich der Sache ihren Gang und wartete den Erfolg ab.

Um indessen selbst nicht müßig zu seyn, durchstreifte ich die Straßen der kleinen Stadt, und musterte besonders in der Schloßgasse alle Fenster sehr aufmerksam, ob ich meine verlorne Schöne vielleicht irgendwo entdeckte. Aber nirgends zeigte sich eine Spur, weder von ihr, noch von ihrer Gesellschaft. Nicht glücklicher war ich, als ich später den gewöhnlichen Spaziergang der Badegäste besuchte, und mich eine halbe Stunde lang in dem bunten Gewühle herumtrieb. Eine Menge bekannter Gesichter aus der nahen Residenz, die mir aufstießen, und die ich vermeiden wollte, vertrieben mich endlich von der Promenade. Ich kehrte verdrießlich nach

Hause zurück, um zu hören, ob etwa Paul inzwischen mehr Glück bei seinen Nachforschungen gehabt hätte. Doch ich fand ihn nicht besseren Humors, als ich selbst war; denn der Lohnlakey hatte sich seither nicht wieder sehen lassen, und Paul hatte auch sonst von Jungfer Lottchen und ihrer Gebieterin nichts in Erfahrung bringen können.

Erst spät am Abend kam der Lohnbediente in größter Eile, und brachte einen, mit Bleistift geschriebenen, Zettel aus der Druckerei der täglich erscheinenden Fremdenliste, welcher die Worte enthielt: Frau Sephine v. Saalen aus Berlin, Grünau, Nr. 19. — Die Nachweisung sey genau so, sagte der Bediente, wie sie morgen gedruckt würde. Paul, meiner Warnung eingedenk, nahm den Zettel mit einem anscheinenden Phlegma hin, welches seiner Bedachtsamkeit mehr Ehre machte, als mir, dem Diplomaten, die freigebige Hast, mit der ich dem Lohnlakey einen Louisd'or für seine Bemühung hinwarf. Der fremde Bediente war mit dem meinigen kaum aus der Thür, als ich meinen Hut ergriff, um von der erhaltenen Nachweisung, zu einer vorläufigen Recognoscirung des Terrains, Gebrauch zu machen, — wie mein galanter Korporal sich ausgedrückt haben würde.

Grünau ist ein Dorf, das zu dem Weichgebilde des Städtchens gehört und aus einer doppelten Reihe nied-

licher Bauernhütten und kleiner Landhäuser besteht, von denen das letzte und ahnsehnlichste mir als Sephinens Wohnung bezeichnet wurde. Das zierliche Landhaus lag, ein paar hundert Schritte von den übrigen und der Straße entfernt, in der Mitte eines kleinen Parks, der ihm das Ansehen einer vollständigen Villa gab. Die Abenddämmerung und die Einsamkeit der Gegend erhöhten die Annehmlichkeit dieser Lage, und schon die Wahl dieses Aufenthalts hätte hingereicht, mir Theilnahme für die Bewohnerin einzuflößen, wenn mich auch kein lebhafteres Interesse zu ihr hingezogen hätte. Eine schöne Frau, die an einem solchen Orte die stillste Wohnung der geräuschvollsten vorzieht, muß mehr Herz als Eitelkeit besitzen, und fähig seyn, die Natur, sich selbst und das Glück der Freundschaft zu genießen.

Ich hatte mich, sobald ich gewiß war, daß ich mich in der Wohnung nicht geirrt, auf einen mit Buschwerk bewachsenen Hügel zurückgezogen, von dem ich meine Beobachtungen fortsetzen konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. Es fing an dunkel zu werden, und der Mond war noch nicht aufgegangen. Das mittlere oder Hauptgeschoß war nicht beleuchtet, aber in einem kleinen Nebengebäude, das ich für die Wohnung des Gärtners oder Hausmeisters hielt, sah man Licht. Mehrere Menschen gingen in dem Hofraume ab und zu, in sichtbarer Unruhe, die keine gewöhnliche Geschäftigkeit ver-

rieth. Endlich kam eine Bürgersfrau, von einem Bauernknaben geführt, eilig die Straße herab, und trat in den Hof. „Sind Sie es, Frau Nachbarin? Wir erwarten Sie mit Ungeduld," rief ihr eine andere weibliche Gestalt entgegen, in welcher ich Madam Heß zu erkennen glaubte. Beide Frauen gingen schnell in das Haus; der Knabe verlor sich im Hintergrunde des Hofes.

Die Neugierde trieb mich an, mich dem Häuschen zu nähern und behutsam zu einem der Fenster zu schleichen, das von einem großen Hollunderstrauche halb bedeckt war. Der unerwartetste Anblick stellte sich hier meinen Augen dar. Ich sah Sephinen in zierlicher Hauskleidung, mit einem halbnackten Wickelkinde auf dem Arm, neben dem Bette der Gärtnerin stehen, die vor wenig Minuten entbunden zu seyn schien. Die sehnlich erwartete Nachbarin war die Hebamme. Nichts konnte anmuthiger seyn, als die liebevolle Zuthätigkeit, welche die reizende junge Frau der armen Wöchnerin und ihrem neugebornen Kinde bewies. Die Hebamme erklärte, daß sie mit Allem, was bis zu ihrer Ankunft geschehen, vollkommen zufrieden sey, und die Wöchnerin selbst konnte ihre dankbare Rührung über die Herablassung und Güte, womit ihre gnädige Miethsherrschaft in ihrem verlassenen Zustande ihr beigestanden, gar nicht lebhaft genug ausdrücken. Aus verschiedenen Reden erhellte, daß die arme Gärtnersfrau seit

einem halben Jahre Witwe sey, und ihrem mühsamen Geschäft mit einem halberwachsenen Knaben allein vorstehe. Sephine sprach dem guten Weibe Trost und Muth zu, indem sie sagte, sie hoffe, nicht umsonst, eben in dem entscheidenden Zeitpunkte, in ein Haus gekommen zu seyn, wo zwei so harmlose Wesen ihrer Hülfe bedürften. Sie sey nicht so vornehm noch so verhärtet, um die Pflichten der Menschlichkeit zu verkennen, und es mache ihr Freude, ihrer redlichen Wirthin auch persönliche Dienste leisten zu können.

Nach diesen Worten glaubte ich meiner Neugierde ein Ziel setzen zu müssen, um den geheimnißvollen Dienst der Göttin Lucina, zu welchem die Frauen sich vorzubereiten schienen, nicht durch die Gegenwart eines männlichen Auges zu entweihen. Ich schlich unbemerkt aus meinem Versteck hervor und schlug den Rückweg nach der Stadt ein, nachdem ich auf dem kurzen Beobachtungszuge, den ich unternommen, eine größere Befriedigung gefunden, als ich gesucht oder erwartet hatte. Die zufälligen Entdeckungen, welche ich, von einer ziemlich frivolen Neugier geleitet, in dem Herzen meiner Geliebten gemacht, versetzten mich in die heiterste Stimmung. Es war für mich eine besonders reizende Vorstellung, mir die schöne und zierliche Sephine als Wehmütterchen zu denken. Ich verzieh ihrem Oheim seinen prunkenden Reichthum, und ihr selbst den vornehmen Flitter,

der sie umgab, um der Naivetät und Herzlichkeit willen, womit sie sich, in rein menschlichen Verhältnissen, jener blendenden Vorzüge entäußerte. Von jeher war meinem Aristokratismus in der Liebe etwas von dem demokratischen Prinzip beigemischt. Ich dachte mir meine Junonen und Dianen gern in der Verkleidung bescheidener Hirtinnen und Waldnymphen; und wenn eine Gräfin oder Baronin mir den Kopf recht verrücken wollte, so brauchte sie nur ihr Schleppkleid und ihren Federhut mit dem Corsett und dem Häubchen ihres Kammermädchens zu vertauschen.

Indem ich, so angenehmen Vorstellungen nachhängend, meinen Weg gemächlich hinschlenderte, sah ich in der Dunkelheit einen Mann mit zwei Weibspersonen auf mich zukommen, welche sehr guter Dinge zu seyn schienen, und laut schwatzten und schäkerten. Zu meiner Verwunderung erkannte ich Paul und Jungfer Lottchen in ihnen, die nicht weniger erstaunt waren, mich hier zu finden. Lottchen gab ihrem Begleiter den Abschied, nachdem sie mich höflich begrüßt; denn sie könne den kurzen Weg, sagte sie, mit der Liese nun recht gut allein machen, und wolle mir meine Bedienung nicht länger entziehen. Umsonst protestirte Paul und ich selbst; sie hüpfte mit ihrem neuen Hausmädchen fort, und war uns bald aus den Augen verschwunden. — „Er ist doch ein wahres Glückskind, Paul!“ sagte ich. „Seine Schönen

fliegen ihm wie zahme Tauben in's Haus, indeß andere Liebhaber den ihrigen in Feldern und Einöden nachspüren müssen, und auch da noch in Gefahr sind, sie aus den Nestern zu scheuchen." — „Es war ein purer Zufall, Herr!" antwortete Paul, „daß ich die Mamsell bei unserem Nachbar, dem Apotheker, gewahr wurde, bei dem sie ein Tränkchen für die arme Wöchnerin holte, deren Entbindung ihre Herrschaft, gleich bei'm Eintritt in ihre neue Wohnung, so unvermuthet überraschte." — „Hat ihm Lotte davon erzählt, Paul?" — „Ja wohl, Herr! und sie sagte mir, daß sie bei dem Kinde im Namen ihrer gnädigen Frau zu Gevattern stehen würde. Da meinte ich nun, es wäre hübsch, wenn Sie mir erlaubten, Herr, mit Jungfer Lottchen zugleich Pathenstelle bei dem armen Würmchen zu vertreten."— „Doch auch in meinem Namen, hoffe ich? — Ein Wort, Paul, das soll geschehen, wenn Frau v. Saalen nichts dagegen hat. Und seh' Er zu, Freund! ob Er ein passendes Quartier für uns hier im Dorfe findet. Gevattersleute dürfen nicht zu weit von einander ab wohnen."

8.

Der geneigte Leser sieht, daß ich rasch genug auf das Ziel lossteuerte, von dem ich wenige Tage zuvor

noch tausend Meilen entfernt zu seyn glaubte, — auf die Ehe nämlich, zu der es vom Gevatterstehn nur mehr der halbe Weg ist. Ich wußte selbst nicht, wie es geschah, daß ein Gedanke, mit dem ich mich vorher nie recht befreunden können, sich mir jetzt in Scherz und Ernst überall aufdrängte, und daß ich ihn so ganz natürlich fand. Lachen mußte ich aber dennoch, als mir plötzlich einfiel, die zufällige Pathenschaft, auf die ich mich eingelassen, könne ein Hinderniß der Absichten werden, derer ich mir halb und halb bewußt war; denn ich erinnerte mich, daß, nach der Strenge des kanonischen Rechts, Gevattern und Pathen einander nicht heirathen dürfen. Doch tröstete ich mich damit, daß allenfalls Dispens zu erhalten wäre, wenn das wunderliche Gesetz ja noch in Kraft und Uebung bestände.

Am folgenden Tage brachte mir Paul frühzeitig die Nachricht, daß er in Grünau ein artiges Häuschen ausfindig gemacht, welches sogleich bezogen werden könnte. Es sey zwar etwas klein; aber für unsere Junggesellenwirthschaft, glaube er, hab' es Raum genug. Auch ein Garten sey dabei, voll der schönsten Kirschbäume: Alles gar still und lieblich. — „Welche Nummer?“ fragte ich. — „Nummer 16, wenn ich nicht irre.“ — „Mieth' Er die Wohnung, Paul, und laß' Er nach Mittag unsere Sachen hinausbringen. Ich wünsche, heute Nacht schon dort zu schlafen.“

Paul machte sich ohne Verzug auf den Weg, und ich folgte ihm in Kurzem nach; denn ich war voll Ungeduld, Sephinen den Morgenbesuch abzustatten, den ich ihr schon gestern zugedacht hatte. — Es war noch nicht die Stunde, zu welcher man Damen, besonders in Bädern, aufzuwarten pflegt. Auch wollte ich mich für's Erste, bloß im Vorbeigehen, nach der Wöchnerin und meinem künftigen Pathchen erkundigen, und nebenbei vielleicht ein Wort mit Jungfer Lotten wechseln, welche für mich zu gewinnen, jeden Falls rathsam war. Ich trat in den Hof, und der erste Blick, den ich um mich warf, zeigte mir Sephinen selbst, in der Mitte ihrer kleinen Gesellschaft, auf einer Erhöhung des niedlichen Blumengartens, welcher ihre ländliche Wohnung von der Straßenseite einschloß. Ihr Wilhelm und Madam Heß saßen ihr zur Seite, und vor ihr stand die Hebamme mit dem neugebornen Kinde der Gärtnerswitwe, das in diesem Augenblick Sephinens ganze Aufmerksamkeit zu beschäftigen schien. Als ich mich bescheiden näherte, ward sie mich indeß gewahr, und empfing mich mit der zuvorkommensten Freundlichkeit. Sie fand es sehr artig von mir, daß ich sie in ihrer abgelegenen Wohnung habe aufsuchen wollen. Diese Wohnung sey die Wahl einer Freundin, die dabei nur ihren (Sephinens) Geschmack, und nicht die Bequemlichkeit derer, welche sie mit einem Besuche beehrten, berücksichtigt habe. Nach einigen

Complimenten, die wir wechselten, kehrte sich Sephine wieder zu der Hebamme, der sie noch einige Aufträge an die Wöchnerin ertheilte und diese sowohl, als ihr liebes Pathchen, auf's Angelegenste empfahl. Die gute Alte entfernte sich, mit einer Ehrerbietung und mit Danksagungen, welche für die menschenfreundliche Großmuth der jungen Dame das unverdächtigste Zeugniß ablegten.

Der kleine Wilhelm war inzwischen etwas unruhig geworden, und hatte seine Stelle mehr als Einmal verändert. Er wollte eine Blume haben, die ihm eben in die Augen fiel, und ruhte nicht, bis seine Mutter aufstand, um sie ihm zu holen. Aber der Knabe hatte kaum, was er gewollt, als er schon wieder nach einer andern Blume verlangte, und noch nach einer, und noch einer, die ihm die Mutter nicht geschwind genug bringen konnte. Zuletzt fing der kleine Schalk an, neckend vor ihr herzulaufen, und sie von einem Boskett in das andere zu locken, so, daß bald ein recht artiges Haschespiel aus dem Scherze ward. Es sah völlig aus, als ob sich eine der Grazien, oder die Liebesgöttin selbst mit dem tändelnden Amor ergetzte. Die Mutter erreichte den Knaben endlich und nahm ihn liebkosend auf den Arm. „Ich muß den kleinen Ungestüm zu Lotten bringen," sagte sie: „er hat sich im Sande garstig zugerichtet. Möchten Sie indessen nicht in mein Besuchzimmer treten, Herr Legationsrath? Ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Die geschmackvolle und zierliche Einrichtung des Zimmers, in welches ich eintrat, entsprach der äußeren Eleganz des Hauses, und Alles darin verrieth den Wohlstand und die feine Bildung der Bewohnerin. Auf dem offenen Fortepiano waren einige der vorzüglichsten neueren Musikstücke aufgelegt. Mehrere geistreiche französische und englische Bücher lagen auf einem der Tische, worunter ich die Briefe der Frau von Sevigné bemerkte, die besonders fleißig gelesen zu seyn schienen. Ein Band-Endchen lag als Merkzeichen darin, und an einer anderen Stelle ein Octav-Blatt von Velin-Papier, worauf einige Zeilen mit zierlicher Hand geschrieben waren. Es war der Anfang eines französischen Briefes, an eine Freundin gerichtet, ganz im Styl der Sevigné, und der Inhalt waren Klagen über den Verdruß, den ein beschwerlicher Liebhaber oder unbequemer Verwandter der Briefstellerin verursachte. Am unteren Rande des unvollendet gebliebenen Biletts standen einzelne Worte, mit prüfender Feder leicht hingeworfen, und darunter zweimal der Name: Sephine. Unwillkührlich zog ich das Blatt an den Mund, und drückte einen Kuß darauf. In dem Augenblick trat Mad. Heß in das Zimmer. Sie mochte meine Bewegung in dem gegenüber hängenden Spiegel bemerkt haben; denn sie sah mich und das Buch mit einem bedeutenden Lächeln an, das mich in Verlegenheit setzte. Aber die gewandte Du-

enna befreite mich bald davon. Sie that so unbefangen und vertraut, als erneuerten wir bloß eine alte Bekanntschaft. Von meinen Verhältnissen in D** schien sie wirklich ziemlich genau unterrichtet. Auch von dem Tode meines Vaters wußte sie, und daß mir eine beträchtliche Erbschaft dadurch zugefallen. Sie war in einem Hause wohl bekannt, das ich in der letzten Zeit öfters besucht, und wo man mich, ohne mein Zuthun und Verdienst, als eine gute Partie für die, schon etwas mannbare, Tochter betrachtet hatte. Daß Madam Heß mich für verliebt in ihre schöne Freundin halte, gab sie nicht undeutlich zu verstehen. Doch das war in ihren Augen nichts Besonderes, vielmehr setzte sie es von allen Männern voraus; sie verhehlte mir auch nicht, daß ich wichtige Nebenbuhler zu bekämpfen haben würde.

Eine so zuvorkommende Offenherzigkeit war schon ein halbes Geständniß werth. Der leichte Ton, in welchem die Duenna selbst von diesen Dingen sprach, erlaubte mir, meine aufkeimende Leidenschaft für Sephinen in die zweideutige Sprache der Galanterie zu verkleiden. Vor Allem war mir daran gelegen, etwas Näheres von den Umständen und der früheren Geschichte der letzteren zu erfahren. Es war nicht schwer, von der gefälligen Gesprächigkeit der Frau Landgerichts-Advocatin die Erfüllung dieses Wunsches zu erlangen. Was sie mir, mit großer Geläufigkeit der

Zunge, von ihrer jungen Freundin erzählte, bestand in Folgendem.

Sephine war die Witwe eines vornehmen jungen Herrn, aus einem der reichsten und ältesten Geschlechter Pohlens, welchen sie, wenige Monate nach ihrer Verheirathung, durch den Krieg verlor. Sie hatte ihn während ihres, nicht langen, Aufenthaltes in Wien kennen gelernt, wohin sie aus ihrer Vaterstadt, einer kleinen Residenz im südlichen Deutschland, mit ihrer Mutter gekommen war, um einen Prozeß bei dem Reichshofrath zu betreiben. Die Anerkennung von Sephinens Ehe fand großen Widerstand von Seiten der Familie ihres verstorbenen Gemahls, von welcher auch das Testament angefochten wurde, worin der letztere seiner Witwe und seinem noch ungebornen Kinde den größten Theil seiner deutschen Güter, und außerdem noch ein ansehnliches Vermögen zugesichert hatte. Um einen Vergleich über diese wichtigen Angelegenheiten abzuschließen, sah Sephine sich genöthigt, einige Zeit nach dem Tode ihres Gemahls, mit ihrer damals noch lebenden Mutter, nach Warschau zu reisen. Auf dem Wege dahin ward sie in D** von ihrer Entbindung überrascht; bei welcher Gelegenheit sie mit Madam Heß bekannt wurde, und ihr neugeborner Sohn bei der letzteren in Pension kam. Dem Zweck ihrer Reise nach Warschau schienen sich übrigens, nach ihrer Ankunft daselbst, stets

neue Hindernisse entgegen zu stellen. Um eine Ausgleichung mit den stolzen Verwandten ihres Gemahls zu erleichtern, hatte sich Sephine gefallen lassen, auf seinen Familiennamen Verzicht zu thun, und dafür den Namen eines seiner deutschen Landgüter anzunehmen. Doch auch dieses Opfer blieb ohne Nutzen für sie. Unglücklicherweise erkrankte hierauf ihre Mutter und starb, höchst unvermuthet, nach wenig Tagen. Sephinens Lage in der fremden Stadt ward nun wahrhaft beunruhigend, ja, verzweifelt. Nur die seltene Großmuth ihres Banquiers hielt sie noch aufrecht. Durch den Rath und Beistand dieses Freundes bekamen nach und nach auch ihre Erbschaftsangelegenheiten eine bessere Wendung. Graf P—y, der Oheim ihres verstorbenen Gemahls und ihr bisheriger Hauptgegner, machte zufällig ihre persönliche Bekanntschaft. Nun gewann Alles auf einmal eine ganz andere, durchaus günstige, Gestalt. Man bot Sephinen jetzt selbst einen sehr vortheilhaften Vergleich an, und bewog sie, ihren Wohnsitz auf einem der streitigen Güter in der Nähe von Berlin zu nehmen. Dort — schloß Madam Heß ihre Erzählung — lebe ihre Freundin seit einem halben Jahre, reichlich mit Allem versehen, was dem gewöhntesten Geschmack und der Eitelkeit eines Weibes schmeicheln kann. Aber gewisse unangenehme Ansprüche des Grafen, der Sephinen nach Berlin gefolgt, fingen an, ihr sehr lästig zu werden.

Eine Reise, welche der Graf nach Paris unternommen, habe ihr Gelegenheit verschafft, sich von Berlin zu entfernen und in's Bad zu gehen, um einen Plan vorzubereiten, mit dem sie sich schon länger beschäftigte. Sie sey halb und halb entschlossen, sich von der Art von Abhängigkeit frei zu machen, in welche sie gerathen, alle noch so vortheilhaften Vergleichsanträge, die man ihr gethan, abzulehnen, und die Entscheidung ihres Erbschaftsstreites den Gerichten zu überlassen.

Madam Heß hatte ihre Erzählung kaum geendigt, als ihre schöne Freundin hereinkam. Sephinens ausdrucksvolle Physiognomie däuchte mir noch sprechender als sonst; denn ich las den ganzen Inhalt der interessanten Geschichte darin, welche ich so eben vernommen. Nichts war mir mehr dunkel noch unklar in diesem reizenden Gesichte. Ich glaubte Sephinen und ihr vergangenes Leben nun völlig zu verstehen, und auch ihre Zukunft sprach mich freundlich aus den heiteren Zügen an, mit denen sie sich vor mich hinstellte.

Frau von Saalen entschuldigte ihr längeres Ausbleiben mit einigen häuslichen Anordnungen, welche sie hätte treffen müssen. Auch die Geschenke für ihr Pathchen und die Wöchnerin habe sie zurecht gelegt; denn die Taufe sollte schon heute Abends vor sich gehen. Sehr artig scherzte sie darüber, daß mein Paul, wie sie von Lottchen bereits gehört, mit dieser in meinem

Namen zu Gevattern stehen und daß wir auf solche Weise in geistliche Verwandtschaft treten sollten. Der muntere Ton der Unterhaltung, der hiermit zwischen uns angestimmt war, fand hinlängliche Unterstützung in meiner eigenen Laune, die nicht froher und glücklicher seyn konnte.

Meine Schöne nahm Platz auf ihrem Sopha, und bot mir eine Stelle neben sich an. Die Bücher, welche auf dem Tische lagen, gaben Stoff zu manchen Bemerkungen, worin ich Sephinens geistreiche Auffassung und ihre oft treffenden Urtheile zu bewundern Gelegenheit hatte. Da von Romanen die Rede war, konnte die Liebe nicht unbesprochen bleiben. Frau v. Saalen äußerte sich über diesen unerschöpflichen Gegenstand mit Geist und Freimuth. Sie war keine Freundin der sogenannten großen Leidenschaften, und verrieth wenig Glauben an die Versicherungen der Männer in dieser Hinsicht. Was ich zu Gunsten einiger Ausnahmen in dieser Beziehung vorbrachte, erwiederte sie mit gutmüthiger Ironie, wobei sie nicht ohne scharfen Spott zu verstehen gab, daß sie nicht leicht zu überreden seyn möchte, eine solche Ausnahme vor sich zu haben.

Madam Heß hatte inzwischen das Zimmer verlassen, und wir setzten das Gespräch über den erwähnten Gegenstand noch eine Weile fort. Indem ich mich und mein Geschlecht gegen Sephinens Zweifel und satyrische Aus-

fälle, so gut ich konnte, zu vertheidigen suchte, bemerkte sie, daß ich ein kleines Miniaturgemälde, welches über dem Sopha hing, von Zeit zu Zeit mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete. — „Dieß Porträt," sagte sie, „scheint Sie zu interessiren. Der junge Mann, den es vorstellt, war vielleicht eine jener Ausnahmen, welche Sie für weniger selten halten als ich. Aber er lebte nicht lange genug, um den Beweis abzulegen, daß er eben so beständig, als warm und edel, in der Liebe sey." — „Also irrte ich nicht," erwiederte ich lebhaft: „der anziehende junge Mann —" — „War der Vater meines Wilhelm," versetzte Sephine, mit ernstem, zu Boden gesenktem Blicke. — „Sie verloren ihn so früh," sagte ich; „und er, eine solche Gemahlin! Welch ein Schicksal!" — „Er war ein Opfer der Ehre, wie ich meiner Liebe zu ihm," antwortete sie mit sanfter Melancholie. „Wir lernten uns erst kennen, nachdem er den Entschluß gefaßt und angekündigt hatte, den Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich mitzumachen. Ich selbst rüstete ihn zu diesem Zuge aus, und sah ihn niemals wieder." — Eine große Thräne stand in Sephinens Auge, die auf ihre Hand fiel. Ich ergriff diese Hand, welche sie mir mit sanftem Widerstreben überließ, und küßte die Thräne hinweg.

„Eben schickt Frau v. Normand," rief Madam Heß, zur Thür hereinstürzend, „und läßt sagen, daß

sie Sie in einer Viertelstunde abholen wird, um Sie in ihrem Cabriolett nach S. und dann auf die Promenade zu führen. Sie hofft, daß wir bis dahin mit unserer Toilette fertig seyn werden.“ — „Da haben wir keinen Augenblick zu versäumen,“ sagte Sephine, indem sie aufstand; „denn ich weiß, daß Frau v. Normand sehr genau die Stunde hält. Verzeihen Sie, lieber Herr Legations-Rath, daß ich Sie für heute fortschicke; aber ich hoffe, Sie morgen wieder zu sehen, und künftig recht oft. Sie scheinen, so wenig als ich, der eleganten Badewelt den besten Theil Ihrer Zeit widmen zu wollen. Wir werden manche Stunde, für den Genuß der Natur und zu einem vernünftigen Gespräche, übrig haben.“ — Ich antwortete, „daß ich von ihrer gütigen Erlaubniß bescheidenen Gebrauch machen würde. Da sich die Damen hier ohne männlichen Schutz und Begleitung befänden, böte ich mich ihnen zum Cavaliere servente an. Für meine Dienste verlangte ich nichts, als die unschuldigen kleinen Sporteln, welche damit verbunden sind; übrigens thäte ich sogar auf das Recht Verzicht, der ausschließende Liebesdiener meiner Dame zu seyn.“ Mein humoristischer Antrag ward mit gleich guter Laune angenommen. Ich erhielt meine förmliche Bestallung als dienender Ritter der Frau v. Saalen; welches sie mit einem treuherzigen Handschlage bekräftigte. Hierauf überließ ich die Frauen

ihrer Toilette, und entfernte mich, sehr vergnügt über den Ausgang meines ersten Besuchs, und nicht unzufrieden mit mir und mit der Art, wie ich mich dabei benommen hatte.

9.

Die Stunde der Promenade, welche ich dießmal nicht zu versäumen gedachte, rückte indessen heran. Ich warf mich in einen etwas besseren Anzug, um neben den jungen und alten Elegants, mit denen ich zusammentreffen würde, nicht allzu vernachlässigt zu erscheinen. Ein Bekannter aus D**, auf den ich gleich Anfangs stieß, hängte sich an mich und hielt sich für berufen, mir den Cicerone zu machen. Es war Einer von den Leuten, die Jedermann kennen, und an Badeorten die Controlle über die ordentliche und außerordentliche Fremdenliste führen. Noch sey es ziemlich still hier, sagte er; das wahre Leben finge erst an, wenn die nordischen Gäste und der Prinz von *** kämen, den man in ein paar Tagen erwarte. Das Gedränge war indessen schon beschwerlich genug. Mein Begleiter grüßte nach allen Seiten, und nannte mir eine Menge Herren und Damen, von denen er meist irgend ein ärgerliches Geschichtchen zu erzählen hatte.

Jetzt sahen wir auf dem Platze, welcher an die

große Allee stößt, ein schimmerndes Cabriolett anfahren, das die Aufmerksamkeit meines Begleiters sogleich in hohem Grade anzog. „Madame de Normand!“ rief er; „und wenn ich nicht irre, in Begleitung einer neuen Schönheit vom ersten Rang. Wahrhaftig, ein ganz fremdes Gesicht! Wer mag die Huldgöttin seyn?“ — Ich war ergrimmt über den Gecken, und daß ich ihn nicht loswerden konnte, hütete mich aber wohl, zu verrathen, daß ich die reizende Unbekannte sehr gut kenne. — Mein Gesellschafter zog mich am Arme fort, um der glänzenden Gruppe nachzukommen, die sich um Sephinen und ihre stolze Führerin zu bilden anfing. — „Kennen Sie Frau von Normand?“ sagte er. „Sie ist eine Emigrantin von guter Geburt, die an mehreren deutschen Höfen eine bedeutende Rolle gespielt hat, und überall den Ton in der vornehmen Welt angibt. Auch mit dem Prinzen von *** steht sie in Verbindung, und gewiß kam sie hieher, um ihre alten Rechte auf seine Freundschaft geltend zu machen. Man hat bemerkt, daß sie sich immer mit einigen jüngeren Schönheiten ihres Geschlechts zu umgeben weiß, und nicht sehr eifersüchtig auf den Eindruck ist, den ihre jungen Freundinnen in den Herzen der Männer hervorbringen. Eine Denkart, die unter dem weiblichen Geschlechte zu selten ist, um nicht Aufsehen zu erregen und zu allerlei Vermuthungen Anlaß zu geben.“

Die Zahl der Neugierigen, welche sich um Frau von Normand und ihre Gefährtin versammelten, nahm mehr und mehr zu. Ein paar decorirte Herren, die sich darunter befanden, sprachen eifrig mit der ersteren, wobei aber ihre Blicke noch lebhafter mit den Reizen der jungen Schönen beschäftigt waren, welche jener zur Seite ging. Sephinens Gestalt erschien in dem geschmackvollen Prachtkleide, welches sie trug, wo möglich noch vollkommener und bezaubernder, als sie zuvor mir erschienen. Aller Augen waren auf sie gerichtet, und der Ausdruck der Bewunderung, deren Gegenstand sie war, eben so laut als allgemein. Das Aufsehen, welches sie erregte, setzte sie sichtbar in große Verlegenheit. Ihre Wangen glühten vor Scham, und die siegreichen Blicke suchten den Zeugen ihres Triumphes auszuweichen. Einer dieser Blicke, der an mir vorbeistreifte, schien mich bemerkt zu haben. Das Herz pochte mir; aber es war keine angenehme Empfindung. Meine Unbedeutenheit, dieser glanzvollen Erscheinung gegenüber, fiel mir auf und demüthigte mich wahrhaft. Ich hatte mich im Gedränge endlich von meinem lästigen Begleiter losgemacht, und zog mich schnell in einen der Seitengänge zurück, wo ich den auf- und abwogenden Strom der vornehmen Welt von ferne beobachten konnte. Der schimmernde Prunkzug, welcher Sephinen folgte, bewegte sich noch einige Male auf und ab, bis sich ihm

das Cabriolett der Frau von Normand näherte, worein sich beide Damen setzten und darin hinwegfuhren.

Nachdenkend und fühlbar verstimmt kam ich in meiner alten Wohnung an, um da die Mittagssuppe, ganz allein auf meinem Zimmer, zu essen. Paul ließ sich nicht sehen; er hatte meine Sachen in unser neues Quartier gebracht, und war nicht zurückgekommen. — Eine Menge Grillen waren in mir aufgestiegen. Diese Frau von Normand, woher kam sie? In welcher Verbindung stand meine Geliebte mit ihr? Und jener Schwarm von vornehmen Bewunderern, der sich um Sephinen drängte, was konnten seine Absichten seyn? War keiner darunter, der ihrem Herzen und meiner Ruhe gefährlich werden konnte? Durfte ich mir verbergen, daß so auffallende Huldigungen nothwendig Eindruck auf ein junges Geschöpf von so reizbarem Gefühle machen mußten? — Wie verhaßt waren mir diese unerwarteten Berührungen mit der großen Welt! Die idyllische Stimmung, in der ich mich so glücklich gefühlt, war dahin. Ich sah meine schönsten Hoffnungen bedroht, und mußte mir gestehen, daß ich mich entweder zurückziehen, oder den Kampf mit allen Eitelkeiten bestehen müsse, aus denen ich mich kaum gerettet zu haben glaubte. Welche Feigheit, welche Schmach, wenn es mir auch möglich gewesen wäre, mich zu einem solchen Rückzuge zu entschließen! Stand nicht meine Ehre auf dem

Spiel? Der scherzhafte Ritterdienst, zu dem ich mich verpflichtet, war plötzlich zu bitterem Ernst geworden.

Einen Zweifel in Sephinens Unbefangenheit und in die Reinheit ihrer Gesinnungen zu setzen, wäre Verrath an Unschuld und Liebe gewesen. Aber ihr argloses Herz konnte überrascht werden, und es war die Pflicht des Freundes, sie gegen die Gefahren der Verführung zu schützen. Mit diesem Gedanken beruhigte und ermannte ich mich. Der Entschluß, den Kampf mit Madame de Normand und allen meinen bebänderten Nebenbuhlern aufzunehmen, stand fest in mir. Beinahe waren mir nun die Gefahren und Schwierigkeiten, die meiner Neigung entgegentraten, willkommen, weil sie mich nöthigten, zu entscheidenden Mitteln zu greifen, und das Ziel, welches mir unbestimmt vorschwebte, scharf in's Auge zu fassen. Bisher hatte ich mit dem Gedanken an eine Heirath nur gespielt; jetzt fing ich an, ihn ernsthaft zu betrachten. Zwar schwindelte mir ein wenig vor der Raschheit eines solchen Schrittes; aber Alles schien mich dazu hinzudrängen. Die Klugheit selbst hatte nichts dagegen einzuwenden. In der That, was hatte ich, für mich und für Sephinen, zu befürchten, wenn es mir gelang, mich ihrer Gegenliebe zu versichern, und wenn sie mir ihre Hand reichte? Ein Gemahl ist die sicherste Schutzwehr gegen die Fallstricke und die frechen Angriffe der Verführung.

Indessen verhehlte ich mir nicht, daß, auf der Wahlstatt der Eitelkeit, die Waffen der Vernunft und der Rechtlichkeit allein nicht ausreichten. Ich mußte den Talisman zu Hülfe nehmen, womit die Glücksgöttin mich ausgestattet. Wie dankt' ich es nun meinem Vater, daß er mich in den Stand gesetzt, eine edle Unabhängigkeit zu behaupten, und den Vorzug der Geburt — nebst einigem persönlichen Verdienst — mit einer halben Million aufzuwiegen! Das Loos, welches ich Sephinen bieten konnte, war, wenn auch nur mäßig, doch ehrenvoller und sicherer, als irgend eines, das die verläugnete Witwe des jungen Grafen P—y von dessen stolzen Verwandten, oder von der zweideutigen Gunst ihrer vornehmen Bewunderer, zu erwarten hatte. Ich nahm mir vor, alle Vortheile geltend zu machen, welche meine Lage mir darbot, und selbst der Thorheit den Tribut nicht zu verweigern, den man ihr nach dem Weltlaufe schuldig ist.

Ich schrieb ohne Zeitverlust an meinen Banquier in D** und an einen anderen Freund daselbst, um mich mit Gelde und mit allen dem zu versehen, was ich zu der Rolle, welche ich zu spielen gedachte, für nöthig hielt. Meine diplomatische Erziehung und der gewohnte Umgang mit der vornehmen Welt, machten es mir zum Glücke nicht schwer, den Charakter durchzuführen, den ich darzustellen hatte. Ein deutscher Gentleman kann

so gut als ein englischer, unter Grafen und Lords, den Narren mitmachen, wenn er Geld und das Herz dazu hat. Ich fühlte mich aufgelegt, der Frau von Normand und ihrem Anhange das zu beweisen, und that es schon in diesem Augenblicke; denn die Aufträge, die ich meinen D—ner Freunden gab, schmeckten ziemlich stark nach Tollheit.

Paul kam endlich zurück. Er sagte mir, daß unsere neue Wohnung eingerichtet und zu meinem Empfange bereit sey. „Gut, Paul! Aber ich fürchte, das paßt jetzt nicht mehr. Nun, wir wollen seh'n. — Trag Er die Briefe auf die Post." — „Gleich Herr!" — „Und — sag' Er — wie steht's mit unserer Gevatterschaft? Wann soll die Taufe seyn?" — „Punkt Sechs, Herr! Ich wollte mir deßhalb eben auf eine Stunde Urlaub von Ihnen erbitten." — „Den hat Er, und für den übrigen Abend dazu. Wie soll das Kind heißen?" — „Josephine, wie mir Lottchen sagte, Herr." — „Sehr wohl! Sephina Desideria — Mein zweiter Vorname ist Desiderius; merk' Er sich das, Freund! Hier ist dann Etwas zu einem Pathengeschenk. Für die Jungfer Gevatterin kommt ein neues Kleid aus der Residenz." — „Oh, Sie sind gar zu gütig, gnädiger Herr!" — „Besorg' Er nur zuerst die Briefe. Und, à propos! Für morgen früh bestell' Er die zwei besten Reitpferde, die im Orte zu haben sind. Wir wol-

len uns ein wenig in's Zeug werfen, Freund, und unserer Dame Ehre machen." — „Zu Befehl, gnädiger Herr!" rief Paul voll Eifer, schon halb außer der Thür: „Ihre Aufträge sollen auf's Beste besorgt werden; und was die Ehre betrifft, da, denk' ich, könnte die Dame mit dem Herrn Legationsrath v. Brink zufrieden seyn." — „Der Paul bildet sich," sagte ich lachend, als er fort war; „er lernt schmeicheln." Indessen gefiel es mir doch, meinen eigenen Gedanken von ihm aussprechen zu hören.

Ich machte mich nun auf den Weg, um mich in meinem neuen Quartier umzusehen, das ich in der That recht artig fand; nur etwas klein und unscheinbar für einen Herrn aus der großen Welt, wie ich jetzt einen vorstellen sollte. Die schönen Kirschbäume, zwischen denen das nette Häuschen gleichsam versteckt lag, machten indeß einen gar angenehmen Eindruck auf mich. Die lieblichste Erinnerung knüpfte sich an ihren Anblick. So oft ich aus meinen Fenstern sah, war ich sicher, das reizende Bild, welches meinem Gedächtnisse so tief eingeprägt war, aus den Zweigen dieser Zauberbäume mir entgegen lächeln zu sehen. Meine Stimmung ward nach und nach wieder so heiter und idyllisch, als sie in den letzten Tagen gewesen. Da es Nacht geworden, schlich ich mich aus der Hinterthür meines Hausgärtchens auf den Feldweg, der hinter dem Dorfe zu Se-

phinens Wohnung führte. Ich sah Licht in ihrem Schlafzimmer. Leise Guitarre-Töne ließen sich daraus vernehmen, hierauf ein einfaches Lied, mit zarter, reiner Stimme gesungen. Es klang wie ein Wiegenlied. Sie schläfert vielleicht ihren Wilhelm ein, dachte ich, und das liebliche Bild des Kindes, an der Seite seiner schönen Mutter, stand wie gegenwärtig vor den Augen meiner Phantasie. Das Lied und die Guitarre-Töne verstummten. Nach einer Weile hörte ich das Fenster verschließen. Das Licht im Zimmer verlor sich in den Hintergrund; endlich erlosch es. — Es ward still in mir und immer stiller, wie rings umher und im Hause gegenüber. „Sie ist zur Ruhe gegangen," sagte ich; „ich will es auch thun." Und leise, wie ich gekommen war, schlich ich auf dem einsamen Pfade zurück in mein Hüttchen.

10.

„Ich dächte, so wären wir ganz artig ausstaffirt," sagte Paul, als er mir am nächsten Morgen meine Toilette hatte machen helfen, und sich in dem franzblauen Frack, mit dem ich ihn aus meiner Garderobe beschenkt, selbstgefällig im Spiegel besah. „Die kleine Cocarde hier am Hut kann auch für ein Feldzeichen gelten, und steht einem Soldatengesichte gar nicht

übel.“ — „Sey Er kein Geck, Herr Paul, und seh' Er lieber, wo die Reitpferde bleiben. Er hat doch die besten ausgesucht, die der Roßkamm hat?“ — „Das will ich meinen, Herr! Der Schweißfuchs ist ein prächtiges Thier, und auch mein Klepper sieht recht stattlich aus.“ — „Aber wie steht's mit seiner Reitkunst, Freund? Er hat in der Infanterie gedient.“ — „Die Pohlen sind alle geborne Reiter. Sie sollen sich meiner nicht zu schämen haben, Herr. — Aha! Da bringt der Bursch die Pferde. — Wie der Fuchs tanzt! — Nun, was sagen Sie, gnädiger Herr? Hab' ich unwahr gesprochen?“ — „Es geht wohl an, Paul. Seine Rozinante besonders macht eine ziemlich traurige Figur. Doch komm' Er, und das Glück begleit' uns!“

Wir ritten in gemächlichem Schritt an dem Hause der Frau von Saalen vorbei, wo die Jalousien geschlossen waren und Alles noch im tiefsten Schlafe zu seyn schien. Der Gärtnersbursche, unserer kleinen Sephine älterer Bruder, stand indeß am Thore und grüßte mich und seinen Herrn Pathen mit gebührender Ehrfurcht. Ich wollte nach einem, anderthalb Stunden entfernten Dorfe reiten, wo man gute Milch und Kaffeh bekam, und dann auf dem Rückwege anfragen, ob meine Schöne sichtbar sey. — Wir fanden drei modische Herren in der Dorfschenke, von denen die zwei jüngeren durch ihren Dialect und ihr vorlautes Betragen sich

als Berliner Stutzer vom neuesten Schnitt ankündigten, der dritte, ein älterer Mann, aber ein Russe zu seyn schien, dessen wortkarge Verschlossenheit und unheimlich düstere Miene mir seltsam auffielen. Die jungen Herren sprachen sehr laut, und unterhielten ihren stummen Gesellschafter mit der galanten Chronik des Bades, ohne daß dieser ihren frivolen Geschichtchen und witzelnden Anspielungen eine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Zuletzt war auch von der gestrigen Promenade die Rede, von der die jungen Herren bedauerten, daß der, erst angekommene, Fremde sie nicht gesehen habe. Sie sprachen mit Emphase von der unbekannten Schönheit, die da zum ersten Male erschienen sey, und der sie wohl bald auf die Spur zu kommen hofften. So unangenehm diese geckenhaften Aeußerungen mir auch waren, so lieb war es mir doch, daraus abzunehmen, daß die zuversichtlichen Mädchenjäger Sephinen früher nicht gekannt hatten, und daß die letztere also in Berlin sehr zurückgezogen gelebt haben mußte. Der Russe hörte die enthusiastische Schilderung der unbekannten Schönen mit der unzugänglichen Gleichgültigkeit an, die ihm eigen war, und verzog darüber einige Male den Mund zu einem herben Lächeln. Doch stutzte er, als der Name der Frau von Normand genannt wurde, versank aber gleich wieder in die vorige theilnahmlose Kälte. Die ganze Gesellschaft widerte

mich an; ich brach auf, um vor ihr wegzukommen, da ich die jungen Herren nach ihren Pferden rufen hörte.

Unfern von Schönau fand ich die Straße von einigen Bauernkarren und einem Haufen von Menschen verstellt, in deren Mitte ich den Bärenführer wahrnahm, der aber, statt des Bären, ein paar Affen und eine Meerkatze seinen Zuschauern ihre Künste vormachen ließ. Als ich den Mann fragte, wo sein Thier hingekommen? erzählte er mir sehr kläglich, daß dieselben muthwilligen Burschen, mit denen er, seines Bären wegen, schon einmal Streit gehabt, ihn bis an die Grenze verfolgt und in der Nacht, während er schlief, die Bosheit gehabt hätten, sein Thier von der Kette loszubinden; worauf es entsprungen sey und sich in den Wäldern verlaufen habe. Während ich mit dem armen Menschen sprach, kam Paul, der große Noth mit seinem Klepper hatte und immer zurück blieb, in lächerlicher Eile herantrottirt, so, daß man nicht wußte, ob er sein störriges Roß oder das Roß ihn jagte. Um nicht an einen der Karren anzurennen, riß er seine Rozinante herum, die eine falsche Courbette machte und ihn abwarf. In dem Augenblick sprengten die zwei Berliner vorbei, und gleich nach ihnen der Russe. Die jungen Herren lachten über Pauls Unfall laut auf, wobei sie sich nach mir umsahen; auch der Russe wandte sein eiskaltes Gesicht mit einer Miene zu mir,

die mich verletzte. Gereizt gab ich meinem Gaul die Spornen und eilte den drei Reitern nach, um mir eine Erklärung ihrer herausfordernden Blicke auszubitten. Aber sie hatten schon einen ziemlichen Vorsprung voraus, und an Sephinens Fenstern kündigten die aufgezogenen Jalousien an, daß es bei ihr Tag sey. Dieser Magnet zog stärker, als das flüchtige Gelüsten, meinen Unmuth an den fremden Reitern auszulassen. Ich sprang am Eingange des Landhauses vom Pferde, das ich am Gitterthore festband, und ging mit schnellen Schritten durch den Hof, um in den Salon zu treten.

In der Eile hatte ich nicht bemerkt, daß das Cabriolett der Frau v. Normand an der Gartenmauer des Landhauses stand, und war daher nicht sehr angenehm überrascht, diese Dame in Sephinens Gesellschaft zu finden. Die zuvorkommende Artigkeit der vielgestaltigen, welterfahrenen Frau versöhnte mich jedoch halb und halb mit ihrer stolzen Miene, und ich kam zum Theil von dem Vorurtheile zurück, welches mir ihr erster Anblick eingeflößt hatte. Für Sephinen schien sie wirklich eine Art von Zärtlichkeit zu empfinden, welche beinahe das Ansehen eines mütterlichen Verhältnisses zu dem reizenden Geschöpfe hatte. Sie kannten einander schon seit Jahren, wie ich beiläufig im Gespräche erfuhr, waren aber erst vor Kurzem wieder in

Berlin zusammen gekommen, wo Frau v. Normand ihre junge Freundin zu dem Entschlusse, in die Bäder zu reisen, vorzüglich bestimmt zu haben schien. Das Landhaus, welches Sephine bewohnte, war eine Besitzung der Madame de Normand, die hier überhaupt während der Badezeit einen kleinen Hofstaat hielt. Die ganze vornehme Welt, die sich hier versammelte, stand mit ihr in Verbindung; auch bei ihrem heutigen Diner, zu dem Sephine geladen war, wurden mehrere Personen vom ersten Range erwartet, lauter alte Bekannte, mit denen sie nicht viele Umstände machte. So wenig mir dieß alles gefiel, so angenehm war es mir, zu hören, daß Frau v. Normand heute noch abzureisen und erst nach fünf oder sechs Tagen zurückzukommen gedachte. Es war von einem Rendezvous die Rede, welches sie in L. einem Cavalier vom Gefolge des Prinzen von *** gegeben, da sich die Ankunft des Letzteren unvermuthet verspätete, was ihr sehr unlieb zu seyn schien. — Sephine nahm an allen dem sichtbar sehr wenig Antheil; sie behandelte mich, in Gegenwart ihrer vornehmen Freundin, mit der liebenswürdigsten Vertraulichkeit, und entließ mich, als ich mich endlich empfahl, mit einem so herzlichen: „Adieu, bis morgen!“ daß mir das Herz vor Freuden lachte, und ich die Ueberzeugung mit mir hinwegtrug, das Ziel meiner Wünsche zu erreichen, bevor Frau v. Normand von ihrer Reise

zurückgekehrt wäre oder etwas unternehmen könnte, um es zu hindern.

Dem armen Paul war die Zeit lang geworden, während ich mich so gut unterhielt. Ich sah ihn mit seinen Handpferden verdrießlich die Runde um das Haus machen, als ich auf die Straße kam. Da er mich erblickte, kehrte er mit den Pferden um und ging ziemlich schwerfällig und noch hinkend von seinem Falle, auf mich zu. Er hatte an dem Gurt des Schweißfuchses allerlei zurecht zu machen, eh' ich aufsitzen konnte. „Der Gaul ist ganz steif geworden vor langer Weile," sagte er ärgerlich; „aber es thut nichts," setzte er sogleich in munterem Tone hinzu, als er mir in's Gesicht sah und meine vergnügte Miene bemerkte: „die Kurzweil kommt auch einmal an uns Beide; denn die Sachen stehen gut, wie ich sehe." — „Vortrefflich, Paul!" versetzte ich; „der Fuchs soll das gleich erfahren; denn ich denke ihm noch eine kleine Motion zu machen. Reit' Er inzwischen nach Hause, und erwart' Er mich bis Abends." Damit ließ ich meinem Hengst die Zügel, und jagte noch einmal in's Feld. Mir war so leicht um's Herz, daß ich hätte auffliegen oder einen Ritt um den Erdball machen mögen.

Als ich von meinem Ausflug in's Gebirge, schon ziemlich spät, heimkehrte, sah ich auf der Straße, die nach D. und L. führt, eine Kutsche mit Vieren mir ent-

gegen kommen und rasch an mir vorbeifahren. Es war Frau v. Normand mit einem Kammermädchen und zwei Bedienten. Sie hatte mich erkannt und meinen Gruß mit herablassender Freundlichkeit erwiedert. Ich wünschte ihr von Grund des Herzens eine glückliche Reise, und gab meinem Roß die Spornen, als gält' es jetzt erst, die Heimkehr zu beschleunigen. Mein Fuchs strengte die letzten Kräfte an, und in wenig Minuten war ich zu Hause.

Ich fand meinen Paul nicht, aber eine zierliche Einladungskarte von Sephinens Hand lag auf meinem Schreibtische. Die Einladung war an ihren Cavaliere servente gerichtet und in sehr launigen Ausdrücken abgefaßt. Ich wurde auf den ganzen morgigen Tag in Beschlag genommen, um meine Dame auf einer Landpartie zu begleiten, die man ihr als höchst interessant beschrieben hätte. — Paul trat herein, kaum weniger vergnügt als ich; denn er hatte Lotten nach Hause geführt, welche die Einladungskarte im Vorbeigehen abgegeben. „Ich will den Fuchs nur gleich dem Roßkamm zurückbringen," sagte er, „und ein Paar andere Pferde für morgen bestellen. Sie haben dem Hengst gar zu stark zugesetzt, Herr, und die heillose Mähre, die ich mir aufschwatzen ließ, besteig' ich um keinen Preis mehr." — „Ist es denn so gewiß, daß Herr Paul von der Partie seyn wird, und obendrein zu Pferde?" sagte

ich: „Ich habe Lust, die Damen in der Kalesche zu begleiten.“ — „Das wird nicht angehn, Herr,“ versetzte Paul schnell; „Frau v. Saalen nimmt selbst ein Paar Handpferde mit. Wir kommen da zu einem Berg, auf dem man reiten muß. Sie werden die schöne Frau als Amazone sehen, gnädiger Herr. Das Reitkleid und der Männerhut sollen ihr ganz unvergleichlich stehn, wie Jungfer Lotte sagt.“

Der verwünschte Paul hätte mir keine Marotte in den Kopf setzen können, die einen ärgeren Spuk darin anzurichten im Stande gewesen wäre, als dieß Reitkleid und dieser Männerhut. Ich bin von jeher in die Amazonentracht vernarrt gewesen; wenn ich mir nun Sephinens Figur und Gesichtchen in diesem verführerischen Anzuge vorstellte, vergingen mir gleich die Sinne ganz und gar. Ich mußte etwas thun, um meine aufgeregte Einbildungskraft zur Ruhe zu bringen. Ein Band vom Ariost fiel mir in die Hand. Ich las einige Gesänge darin durch, und der heitere Geist des Dichters versetzte mich bald in eine reinpoetische Stimmung. Die Gestalten der fabelhaften Welt und die der Wirklichkeit vermischten sich in meiner Phantasie auf die seltsamste Weise. Gleichsam von selbst und ohne mein Zuthun bildeten sich die Begebenheiten meiner Reise und meines zweitägigen Aufenthaltes im Bade zu einer epischen Rhapsodie im Geschmacke des Ariost. Die Gedanken

und Bilder kleideten sich in wohlklingende Rhythmen und Worte, die mir ungesucht zuflossen. Ich ergriff eine Feder und warf flüchtig etwa ein Dutzend Stanzen auf's Papier, nicht unwerth, wie es im Augenblicke des Hervorbringens mir vorkam, den unsterblichen Gesängen des **Orlando furioso** in bescheidener Ferne sich anzuschließen.

Der Wein, den ich während meiner poetischen Exaltation getrunken, — denn Paul war inzwischen wieder gekommen und hatte mir vom besten Champagner vorgesetzt, — fing an, mir in's Gehirn zu steigen. Ich fühlte einen unwiderstehlichen Hang zum Schlafe. Die Bilder und Vorstellungen verwirrten sich in meinem Kopfe, wie die Schriftzüge auf dem Papiere vor mir. Da schlug plötzlich eines der Lichter auf meinem Tische um, und die Flamme ergriff meine schönen Verse. Ich sah diesem Unfalle mit einer Ruhe zu, wie selten ein Dichter es thun würde. Mit behaglichem Erstaunen betrachtete ich die kleine Rauchwolke, die durch mein Zimmer hinzog. Wunderliche Gestalten schienen sich daraus zu entwickeln; zuletzt däuchte mir, ich sähe das lächelnde Bild der Amazone langsam darin verschweben. In halbem Traume warf ich mich auf mein Bett und schlief bald fest ein.

11.

Unsere fröhliche Karavane brach am folgenden Tage bei Zeiten auf, und wir langten ohne irgend ein Abenteuer in dem wohleingerichteten Gasthofe an, wo wir das Frühstück nehmen und später zu Mittag speisen wollten. Der weiße Zelter, der die schöne Amazone tragen sollte, — ein Pferd aus dem Stalle der Frau von Normand, — war schon vor uns angekommen, und stand, prächtig aufgezäumt, in dem Hofe, in welchem wir abstiegen. Das freundliche Dorf, zu dem der Gasthof gehört, liegt hart am Fuße des steilen Berges, welchen man zu Pferd oder zu Fuß häufig ersteigt, um der herrlichsten Aussicht zu genießen, welche diese romantischen Gegenden darbieten. Es ward Rath gehalten, ob Wilhelm mit Madam Heß im Wirthshause bleiben oder uns bis zu einer niedlichen Meierei begleiten sollte, die, etwa tausend Schritte vom Dorfe entfernt, auf einer mäßigen Anhöhe in einer überaus malerischen Lage sich darstellte. Ein Einfall der schelmischen Lotte entschied für die zweite Meinung. Sie setzte das Kind, als ihre Gebieterin sich eben auf den Sattel schwang, neben diese auf das Pferd, wobei sie bemerkte, wie hübsch es sich ausnehmen müßte, wenn Wilhelm die Reise mitmachte. Der Knabe gefiel sich in dieser Stellung und wollte nicht mehr vom Pferde herab, so, daß seine Mutter ihn vor sich auf den Sattel

nehmen mußte, wenn sie von der Stelle kommen wollte. In der That konnte man nichts Anmuthigeres sehen, als diese Gruppe zu Pferde, die unseren Zug anführte. Es war die originellste und schönste Vorstellung der Flucht nach Aegypten, von einem humoristischen Meister in modern-heidnischem Costum gemalt.

Wir ritten Schritt vor Schritt, damit Madam Heß und Lotte, die uns zu Fuße begleiteten, bequem folgen konnten. Es wurde viel gescherzt und gelacht, wobei Paul nicht der Stillste war, der seine Galanterien zwischen Jungfer Lotten und der Gerichts-Advocatens-Witwe theilte. Lotte hätte die Bergreise gar zu gern mitgemacht; sie war nicht abgeneigt, Pauls Vorschlag anzunehmen, der sich erbot, ihr seinen Klepper zu überlassen und als Stallmeister zu Fuß neben ihr herzugehen. Aber diese scherzhafte Unterhandlung ward von Madam Heß sehr übel genommen, die darauf bestand, daß Lotte bei ihr und bei Wilhelm in der Meierei bleiben müßte; was denn auch geschah. Die Gesellschaft trennte sich, und unser kleiner Reiterzug ging nun rascher aufwärts.

Sephinens Zelter hielt einen guten Paßschritt. Wir ließen die Bedienten und unsern Führer, der sich zu ihnen gesellte, bald hinter uns zurück. Der froheste Muthwille lachte aus Sephinens sanftem Angesichte, wenn ihr Pferd einen etwas gewagten Sprung ge-

than, und sie mich besorgt ihr zu Hülfe kommen sah. Sie habe im Schwarzwald und in den Schweizergebirgen manchen gefährlicheren Ritt gemacht, sagte sie, und auf ihren Schimmel könne man sich verlassen. Jetzt gab sie dem Zelter einen Gertenhieb, und setzte kühn über einen breiten Graben. Ihr reicher Haarwuchs entrollte sich von der heftigen Erschütterung, und die braunen Locken flossen über den weißen Nacken: ein höheres Roth färbte ihre zarten Wangen, und die großen dunkeln Augen funkelten. Das Herz schlug mir bis an die Kehle; so reizend erschien sie mir, ein bezauberndes Mittelding von Grazie und Mänade. — Wir ritten eine Weile wieder langsamer, und ich benützte diese Gelegenheit, um ihr einige zärtliche Vorwürfe über ihre gefährliche Kühnheit zu machen. Der Ton meiner Stimme, die von der innigsten Empfindung ergriffen war, schien nicht ohne Wirkung auf sie zu bleiben. Sie sah mich mit einem theilnehmend beobachtenden Blicke an, indem sie ihr aufgegangenes Haar unter den Federhut steckte und diesen tiefer in die Augen drückte. — „Sephine!“ sagte ich mit überwallendem Gefühl: „Sie sind das liebenswürdigste Geschöpf auf Erden!“ — Eine schnelle Wendung entzog mir ihr Angesicht. Ohne zu antworten, trieb sie ihren Zelter wieder rascher an, und ich folgte ihr schweigend, bis wir den obersten Gipfel des Berges erreichten, wo unser Führer und die Bedienten bald nach uns eintrafen.

Die Letzteren suchten abseits einen Weideplatz, auf dem sie sich mit den abgezäumten Pferden lagerten. Wir setzten uns in den Schatten einer alten Eiche, welche uns vor den Strahlen der Mittagssonne schützte, ohne die Aussicht in das unermeßliche Panorama zu beschränken, das uns umgab. Sephine überließ sich dem ruhigen Genusse dieses herrlichen Anblickes. Sie war ganz still, und so saß auch ich an ihrer Seite. Die stürmische Bewegung meiner Brust hatte sich gelegt; ich fühlte und begehrte nichts, als das Glück ihrer Gegenwart. Endlich fragte Sephine um die Namen einiger Bergspitzen und anderer Punkte, die ihre Aufmerksamkeit am meisten anzogen. Da ich die Gegend kannte, vermochte ich ihr Bescheid zu geben. Sie verglich mehrere Partien mit Gegenden in der französischen Schweiz und besonders um Lausanne, von dessen Umgebungen sie wieder mit Entzücken sprach, und den Wunsch, dort ihr Leben zu beschließen, auf's Neue ausdrückte. Die Unterredung ward allmählig belebter und wendete sich auch zu anderen Gegenständen. In Allem, was sie sprach, war eine zarte Empfindung und ein schöner Verstand unverkennbar. Sie kannte die besten Schriftsteller unserer Nation, doch neigte sich ihr Geschmack mehr zur französischen Literatur. Von Voltaire'n war sie entzückt, vorzüglich von seinen kleinen Romanen und Mährchen. Ich glaubte diese etwas gefährliche Vorliebe aus ihrem

Umgang mit der großen Welt erklären, und dadurch rechtfertigen zu können. Plötzlich bemerkte Sephine, indem sie aufstand, daß es Zeit sey umzukehren. Sie faßte ungeduldig meinen Arm, und ging rasch auf unsere Pferde zu, die bereits wieder aufgezäumt waren.

Der Rückweg hatte mehr Schwierigkeiten, als wir uns vorstellten. Wir mußten sehr aufmerksam auf unsere Pferde seyn, um einen Fehltritt oder Sturz zu vermeiden. Als der Abhang immer schroffer ward, sagte unser Führer, daß wir besser thäten, den Rest des Weges zu Fuße zurück zu legen. Er zeigte uns einen Fußsteig, der durch den schönsten Buchenwald gerade zu der Meierei führte. Sephine erklärte sich schnell für diesen Vorschlag. Sie war so begierig, den angezeigten Fußsteig zu verfolgen, daß wir die Bedienten, welche der Pferde wegen auf dem Fahrwege bleiben mußten, bald aus dem Gesichte verloren. Der romantische Steig senkte sich Anfangs fast auf ebener Fläche unmerklich herab, und zog sich, wie ein verschlossener Laubengang, durch die reizendste Waldung hin, in deren Wipfeln ein sanfter Wind rauschte. Vögel zwitscherten in den Zweigen, und die Sonne warf magische Lichter und Halbschatten durch die Aeste der hochstämmigen Buchen und Tannen. Leichtfüßig, gleich Atalanten, lief Sephine mehr als sie ging, mir immer vorauseilend. Sie sah zuweilen zurück, mit anmuthiger Schalkheit. Es schien nun wie-

der ein anderes Gesicht; immer neu, und bezaubernder als zuvor. — Der Weg ward auf einmal rauher und steiler abhängend, so, daß meine flüchtige Waldnymphe sich in ihrem Laufe gehemmt sah. Ich hatte ihre Hand gefaßt und ging, sie unterstützend, vor ihr her. Jetzt kamen wir zu einer Art von Felsentreppe, über deren ungleiche, ausgetretene Stufen ich ihr behutsam voranschritt. Mit Mühe brachte ich sie über die gefährlichsten Stellen. Da schien, noch ganz zuletzt, sie ein Schwindel zu ergreifen; sie gleitete aus und sank mir in die Arme. Der schöne Kopf lag an meiner Brust, die Blicke emporgerichtet, Wangen und Mund glühend von der heftigen Bewegung. Die Versuchung war zu groß; ich war meiner nicht mehr mächtig. Stürmisch drückt' ich sie an mein Herz und einen flammenden Kuß auf ihre Lippen.

„Das ist nicht ritterlich," sagte sie, indem sie sich von mir losmachte. — Der Weg ward nun wieder weniger beschwerlich; sie ging schweigend neben mir her, mit ernster, doch nicht unwilliger Miene. Ich suchte mich unbefangen zu zeigen und das Gespräch wieder in den Gang zu bringen, was mir nach und nach auch gelang. Endlich gelangten wir zu einem geräumigen Rasenplatz, der wie gemacht schien, um nach einem so ermüdenden Gange darauf auszuruhen. Durch eine Oeffnung des Waldes erblickte man schon

die Meierei, in einer Entfernung von etwa tausend Schritten. „Wenn Sie artig sind," sagte Sephine, „so ruhen wir hier einen Augenblick. Der kurze Weg, der uns übrig ist, wird uns dann um so mehr Genuß gewähren." Sie setzte sich hierauf unter einem wilden Rosenstrauche, dessen Zweige von Blüten strotzten, und ich nahm in einiger Entfernung neben ihr Platz.

Das Gespräch, welches sich zwischen uns entspann, zog mich indeß unvermerkt näher, und ich saß endlich dicht an ihrer Seite. Ein Liebender, der sich in solcher Umgebung mit seiner Geliebten unterhält, wird, wovon auch die Rede sey, bald Gelegenheit finden, die Liebe und seine Wünsche zur Sprache zu bringen. Sephine blieb in dem scherzhaften Tone, womit sie dieses Thema zu behandeln pflegte. Sie schien die ziemlich deutliche Erklärung, die ich ihr machte, nicht verstehen zu wollen, und hielt sich immer an's Allgemeine, wobei es an spöttischen Bemerkungen, über die Sentimentalität der Liebhaber und über ihre Betheurungen von ewiger Treue und Beständigkeit, nicht fehlte. Auch über das zweideutige Glück der Ehe ließ sie sich auf ähnliche Weise vernehmen. Die Freundschaft allein war in ihren Augen ein wahrhaft wünschenswerthes, beglückendes Verhältniß. Einige Anspielungen auf ihre eigene Lage und auf ihren verstorbenen Gemahl, die ich wag-

te, stimmten sie ernster, und schienen sie nachdenklich zu machen. „Man sagt, daß man nur Einmal liebt," bemerkte sie, gleichsam für sich redend; „ich habe geliebt, — und doch! Die Menschen erwarten zu viel von dieser dahinrauschenden Leidenschaft; sie hält nicht, was sie verspricht. Und vollends die Ehe! Wenn ich noch einmal lieben könnte, wahr und innig, ich dächte zu ehrlich, den Mann nach meinem Herzen in das traurige Joch des Ehestandes zu spannen. Schon die Liebe verliert ihren besten Reiz, wenn der Besitz sie zum Gemeinen herabzieht; nur der reine Aether der Wünsche und Hoffnungen ist das Element dieses fabelhaften Paradiesvogels."

Eine Nachtigall schlug in der Nähe, und in dem Busch uns gegenüber hüpfte zwitschernd ein munteres Paar Rothkehlchen, das dort sein Nest zu haben schien. „Ach!" seufzte ich, „diese glücklichen Geschöpfe wissen nichts von der grausamen Philosophie, die Ihr reizender Mund mir predigt." — Ich hatte Sephinens Hand gefaßt und küßte sie einige Male sehr lebhaft. Sie lächelte unwillkührlich über diesen Beweis meiner Ungelehrigkeit, und sah mich dabei mit einem Blicke an, der mir in das Innerste der Seele drang. „Sephine," sagte ich, indem ich ihr näher rückte und leise meinen Arm um ihren schlanken Leib legte: „wenn der Mann nach Ihrem Herzen erschiene, würden Sie ihn ver-

urtheilen, sich selbst in endloser Sehnsucht zu verzehren?“ — „Sephine!“ sagte ich dringender, und zog sie sanft an mich—— Da erscholl plötzlich ein weibliches Geschrei nach Hülfe, nicht ferne von uns, und wiederholte sich, zwei, drei Mal. Wir sprangen Beide zugleich vom Boden auf. Sephine behauptete, es sey Lottens Stimme, die um Hülfe gerufen. Sie zog mich mit sich fort, in äußerstem Schrecken. Das Hülferufen ertönte noch immer, doch in weiterer Ferne. Als wir aus dem Dickicht kamen, sahen wir Lotten wirklich, die große Wiese hinab auf die Meierei zulaufen, noch immer nach Hülfe rufend und von Zeit zu Zeit ängstlich zurückschauend.

Ich hatte mich mit einem starken Baumast bewaffnet, um nöthigen Falls Gewalt gegen Gewalt zu brauchen; aber ich konnte nirgends einen Feind entdecken. Plötzlich stieß Sephine einen Schrei des Entsetzens aus. Sie zeigte, leichenblaß und zitternd, auf eine nahe Baumgruppe, in deren Schatten ein Kind — ohne Zweifel ihr Wilhelm — todt oder schlafend lag. Drei Schritte von dem Kinde saß oder hockte, von einem Schlehenbusch halb bedeckt, ein Ungethüm, in welchem ich sogleich den entlaufenen Bären zu erkennen glaubte. Ich näherte mich vorsichtig, und überzeugte mich bald, daß ich mich nicht geirrt hatte. Der Bär saß, wie ein Hund, auf den Hinterpfoten, und schien den schlafenden Knaben mit stumpfsinniger Neugier zu be=

trachten. Ohne mich zu bedenken, schritt ich mit festem Tritt auf den Bären zu, und stellte mich zwischen das Kind und ihn, indem ich meinen Baumast langsam gegen ihn erhob. Das Thier, welches bei meiner unvermutheten Erscheinung sich aufrichtete und eine Stellung, wie zum Angriffe gegen mich nahm, wich ein paar Schritte zurück, und sah mich und meinen aufgehobenen Knittel eine Weile an; dann wendete es sich um, und ging bedächtig dem Walde zu.

Wilhelm erwachte in dem Augenblick, in dem uns der Bär den Rücken zukehrte. Seine Mutter, welche in banger Erwartung des Ausganges regungslos an der Stelle stehen geblieben, wo sie das Unthier zuerst erblickt hatte, jauchzte auf, als sie das Kind auf den Beinen und ihr entgegen kommen sah. Ihre Freude war jetzt eben so groß, als zuvor ihr Schrecken. Sie herzte und drückte den Kleinen und tanzte mit ihm auf der Wiese herum, als wäre sie selbst zum Kinde mit ihm geworden. Ich weidete mich an diesem Schauspiel der Mutterliebe, indem ich Sephinen langsam näher trat. Da setzte sie den Knaben schnell auf die Erde und flog auf mich zu, um sich mir um den Hals zu werfen. Sie küßte mich drei, vier Mal mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Es war der Enthusiasmus der Dankbarkeit, welcher der Liebe so ähnlich sieht. Der süße Lohn, den ich empfing, beschämte mich indeß kaum weniger, als

er mich entzückte. Ich hatte so wenig gethan, um ihn zu verdienen.

Ich hielt das holde Geschöpf noch in meinen Armen, als ein ganzer Zug von Bauern, mit Paul an der Spitze, aus der Meierei uns entgegen kam, zur Jagd auf den friedfertigen Bären seltsam ausgerüstet. In der Mitte der, mit allerlei Haus- und Feldgeräthe bewaffneten Landleute, gingen Madam Heß und Lotte, welche letztere sich von ihrer Angst noch nicht erholt hatte, obgleich Paul, ein wenig bramarbasirend, ihr versprochen, das Ungethüm mit seiner Reitgerte und dem Stricke einzufangen, den er zum Wahrzeichen in der Hand trug. Als die Leute uns und das verloren geglaubte Kind, frisch und gesund, sahen, war der Jubel allgemein. Der Haufen theilte sich; die meisten kehrten mit uns in die Meierei zurück, Paul und einige junge Bursche aber setzten die Jagd auf den Bären fort, den sie im Walde aufsuchten.

Auf dem Rückwege hatten wir noch einen lebhaften Streit zwischen Madam Heß und Lotten beizulegen, die einander Vorwürfe wegen des Unglücks machten, welches durch ihre Nachlässigkeit hätte geschehen können. Aus ihren gegenseitigen Anklagen erhellte, daß Beider Verschulden nicht ganz abzuläugnen, aber auch nicht groß war. Madam Heß war aus Bequemlichkeit in der Meierei zurückgeblieben, als Lotte mit Wilhelm auf

die große Wiese ging, wo sich der Knabe mit ihr fröhlich herumtrieb, bis er müde ward und unter der Baumgruppe einschlief. Um Wiesenblumen und Erdbeeren zu suchen, hatte sich Lotte nur einige Augenblicke von dem Kinde entfernt; da sah sie, als sie sich umkehrte, das Ungeheuer, welches inzwischen aus dem nahen Walde gekommen seyn mußte, in aufrechter, grimmiger Stellung auf den schlafenden Knaben losgehen, und entfloh, um nach Hülfe zu rufen. — Wilhelm hatte keine Ahndung von der Gefahr, worin er geschwebt, und seine Mutter fühlte sich zu glücklich, um ihrer Kammerjungfer das kleine Versehen nicht zu verzeihen, wofür diese durch ihre Angst schon mehr als zu viel bestraft war.

So endigte dieses Abenteuer, dessen glücklicher Ausgang uns während der Mahlzeit, die wir bald hernach in dem Wirthshause des Dorfes einnahmen, und noch auf der Rückfahrt, reichlichen Stoff zur Unterhaltung und zu Scherzen aller Art darbot. Die Lust ward um so größer, da Paul, gleich nach Tische, den Bären selbst an einen Strick gebunden, und ihn mit der Reitgerte vor sich hertreibend, wie er es Lotten versprochen, in den Hof des Wirthshauses brachte. In dem Gefolge seines Triumphzuges, den die ganze Dorfjugend begleitete, befand sich auch der Bärenführer mit seinen zwei Affen und der Meerkatze, welcher unge-

mein erfreut war, seine Menagerie wieder vollzählig beisammen zu haben. Der Ehrenmann hielt sich aus schuldiger Dankbarkeit für verpflichtet, der versammelten Dorfjugend eine Gratis-Vorstellung zu geben, wobei der Bär seine Kunststücke mit merkwürdigem Phlegma und plumper Geschicklichkeit ausführte. Lottchen lachte ganz ausgelassen über das possierliche Ungeheuer, welches sie in so große Furcht versetzt hatte, und selbst der kleine Wilhelm konnte sich an dem Bären nicht satt sehen, von dem er glücklicher Weise nicht wußte, wie gefährlich er ihm hätte werden können. Jedermann hatte Ursache, mit dem Ende dieser tragikomischen Begebenheit zufrieden zu seyn, Niemand aber mehr als ich und Paul; denn es war augenscheinlich, daß wir Beide dadurch in der Gunst unserer Schönen mächtige Fortschritte gemacht hatten. Mamsell Lotte kokettirte allerliebst mit dem tapferen Korporal, und Sephine warf mir, während ich auf dem Rückwege neben ihrer Kalesche herritt, zuweilen Blicke zu, welche mich vollends um das Bischen Mutterwitz brachten, das mir ihr Amazonen-Costum und ihre feurigen Küsse im Walde noch übrig gelassen.

12.

Wenn ein Verliebter den kleinen Finger von seiner Geliebten erhält, verlangt er, nicht bloß die Hand,

sondern sie selbst mit Leib und Seele. Die Leidenschaft wächst und strebt nach dem Aeußersten, wenn sie sich erwiedert glaubt. Von dem Augenblicke an, da Sephinens Lippen die meinigen berührt, betrachtete ich sie als meine Braut und betrug mich als ihr Bräutigam. Sobald früh Morgens die Jalousien an ihren Fenstern aufgingen, war ich bei ihr und wich nicht von ihrer Seite, bis mich die Nacht vertrieb. Wir machten täglich einen Ausflug auf's Land, wobei die einsamste Gegend immer den Vorzug erhielt. Die elegante Badewelt mit ihren Eitelkeiten verschwand beinahe ganz aus unsern Augen und aus unserm Gedächtnisse. Wonnevollere Tage, als die vier oder fünf, welche ich auf solche Weise zubrachte, habe ich nie erlebt. Sephinens Betragen gegen mich bezeichnete das heiterste Wohlwollen, ohne jemals die Schranken des Anstandes und der Schicklichkeit zu überschreiten. Ich durfte von meiner Liebe und meinen Wünschen sprechen, ja, sie schien mich mit Wohlgefallen anzuhören: aber wenn meine Sprache zu feurig und meine Wünsche dringender wurden, schlug irgend eine scherzhafte Wendung, zuweilen auch eine ernste, halb verlegene Miene, meine Kühnheit nieder. Alles verrieth mir, daß ich ihr nicht gleichgültig sey; doch eben so deutlich sah ich, daß ich ihr Zeit lassen müsse, um ihre aufkeimende Neigung zur Reife zu bringen, und sie zu

einem, meinen Absichten günstigen Entschlusse zu bestimmen.

In den vertraulichen Mittheilungen, welche nun täglich, meist in Gegenwart der Madam Heß, zwischen uns Statt fanden, war öfters die Rede von Sephinens jetzigen und früheren Lebensverhältnissen, wobei mancher Umstand, der mir darin dunkel geblieben, Aufklärung erhielt. Ich bemerkte jedoch, daß meine Geliebte ungern von diesen Dingen sprach, und einige Mal die Unterredung mißmuthig abbrach, wenn ihre Gesellschafterin im Begriffe war, sich über Eins und das Andere mit gewohnter Redseligkeit zu verbreiten. Besonders schien es ihr unangenehm, von ihrem Aufenthalte in Warschau, und von ihrem Verhältnisse mit dem alten Grafen P—y, reden zu hören, gegen den ihr Widerwillen sichtbar zunahm, seitdem sie einen Brief von ihm aus Paris erhalten, welcher ihr mit einem Besuche in den Bädern drohte. Dagegen verweilte sie um so lieber bei der Geschichte ihrer ersten Jugend, deren harmlose Glückseligkeit sie mit Wärme schilderte. Ihre Mutter schien an dem kleinen Hofe, an welchem Sephine erzogen worden, in einem gewissen Ansehen gestanden zu haben und in der Umgegend begütert gewesen zu seyn. Auch der schöne Landsitz in der Nähe von Lausanne, dessen schon öfters erwähnt wurde, hatte ihrer Mutter gehört. Alle diese Besitzungen gingen aber nachher —

ich erfuhr nicht, durch welches Mißgeschick, — für die Familie verloren.

Durch ein sonderbares Spiel des Zufalls fiel mir eine Zeitungsnachricht in die Hände, worin eine kleine Villa am Genfer See, unfern von Lausanne, zum Verkauf ausgeboten wurde. Die Beschreibung des Landsitzes war sehr anziehend, und der Preis betrug ungefähr so viel, als die Summe, welche ich Tags vorher von meinem Banquier erhalten hatte, und die zu freier Verfügung in meiner Chatoulle lag. Ich war versucht, sogleich an das Handlungshaus zu schreiben, welches mit dem Verkaufe des Gutes beauftragt war, und mit demselben darüber abzuschließen. Mein Entschluß, mich in jener Gegend anzusiedeln, war gefaßt, wenn Sephine dadurch bestimmt werden konnte, mir ihre Hand zu reichen. — Um ihre Gesinnungen darüber zu erforschen, brachte ich ihr das Zeitungsblatt, und warf den Gedanken hin, daß ich Lust hätte, das Landgut zu kaufen, wenn ich Jemand wüßte, der sich entschließen könnte, es mit mir zu bewohnen. Sephine war seltsam überrascht, noch mehr von der Zeitungsnachricht selbst, als von meinem verdeckten Antrage. Lage und Beschreibung der zum Verkauf ausgebotenen Villa ließen sie nicht zweifeln, daß es dieselbe sey, welche ihre Mutter besessen, und worin sie selbst, noch als halbes Kind, mehrere Sommer so vergnügt verlebt hatte. Mit großer

Lebhaftigkeit äußerte sie den Wunsch, ihren ehmaligen Lieblingsaufenthalt als Eigenthum zu besitzen; und da ich mich erbot, das Geschäft in ihrem Namen in Ordnung zu bringen, ertheilte sie mir in der ersten Freude ihre Vollmacht dazu. Aber plötzlich schien sie sich anders zu besinnen: sie sah mich eine Weile theilnehmend an, und schüttelte dann mit ernster, trauriger Miene den Kopf. „Der Einfall ist schön," sagte sie, „zu schön, um mehr als ein Einfall seyn zu können. Beinahe hätt' ich ihn selbst für mehr gehalten. Die Sache ist unmöglich, lieber Brink; denken wir nicht weiter daran." — Meine Einwendungen waren vergeblich; sie blieb dabei, daß der Gedanke nicht ausführbar sey. Ich schwieg, nahm mir aber dennoch vor, an das Lausanner Handlungshaus zu schreiben und, unter dem Vorwande näherer Erkundigungen, die Unterhandlung über den Ankauf des Landgutes mir auf alle Fälle offen zu erhalten.

Mein Antrag, wiewohl er abgelehnt wurde, ließ einen Eindruck in Sephinen zurück, der unverkennbar in ihrem ganzen Benehmen gegen mich war. Ihre Sprache wurde durchaus milder und gemüthlicher. Der Witz machte der Empfindung Platz; ihr Spott hatte keine, oder nur sehr sanfte Stacheln, und wenn sie meine aufflammende Leidenschaft mäßigen zu müssen glaubte, so geschah es mit der größten Schonung und Zartheit. Eine liebenswürdige Schwermuth schien sich ihres gan-

zen Wesens bemächtigt zu haben; es war, als ob sie bedauerte, strenger gegen mich seyn zu müssen, als ihr eigenes Herz es verlangte. Ihr sinniger Blick ruhte öfters mit Wohlwollen auf mir, und ich glaubte zuweilen Thränen in ihrem schönen Auge zu bemerken. — Ich konnte nicht mehr zweifeln, daß ich geliebt sey. Noch ein paar Tage, und ich hoffte, die letzten Bedenklichkeiten und Vorurtheile zu überwinden, welche sich, wie ich mir schmeichelte, der Erfüllung meiner Wünsche allein noch entgegen setzten.

In dieser Stimmung kam ich eines Abends von einer Landpartie, welche wir mit einander gemacht, spät nach Hause. Mein Paul, den ich, wie seither öfters, zurückgelassen, empfing mich mit einer Badeneuigkeit, welche mich sehr unsanft aus dem schönen Traume weckte, worin ich mich in diesen Tagen glücklicher Ruhe und Abgeschiedenheit gewiegt hatte. Er erzählte mit ärgerlicher Umständlichkeit, daß der ganze Badeort über die Ankunft des Prinzen von ***, der Nachmittags mit einem großen Gefolge hier eingetroffen, in einen fröhlichen Aufruhr gerathen sey. Alle Welt sey entzückt von der herrlichen Gestalt und dem einnehmenden Betragen des Prinzen. Er habe ihn noch gegen Abend, mit einem glänzenden Zuge zu Pferd, worunter sich auch Frau v. Normand befunden, durch unsere Straße reiten sehen. Man könne sich unmöglich besser

zu Pferde ausnehmen, und nichts gleiche der Anmuth seines herablassenden Benehmens gegen Jedermann. Auch ihm habe der Prinz gar freundlich gedankt, als er an ihm, der eben mit Lotten vor dem Hause der Frau v. Saalen gestanden, vorbei geritten. — Es hatte wirklich das Ansehen, als wolle mich Paul ein wenig aufziehen. Der wunderliche Kautz schmollte seit einigen Tagen mit mir. Es ging allerlei vor, was gar nicht nach seinem Sinne war. Meine Freunde in der benachbarten Residenz hatten sich beeilt, meine, nicht allzu klugen, Aufträge zu erfüllen. Ein paar Reitpferde und ein Cabriolett, so reich und zierlich als der Frau v. Normand ihres, waren für mich angekommen, nebst einer Menge anderer Ueberflüssigkeiten, die Paul in unsrer kleinen Wohnung nicht unterzubringen wußte. Schon das versetzte ihn in üble Laune, noch mehr aber der elegante Jockey, den ich aufgenommen; denn der nasenweise Bursch nahm sich, wie Paul sagte, sogar heraus, mit Mamsell Lottchen schön zu thun. Dieß alles trug mir der ehrliche Schwabe nach, und trotz seiner Gutmüthigkeit schien er seine Freude daran zu haben, daß die Reihe, sich zu ärgern, nun auch an mich kommen sollte.

Ich hatte in den letzten Tagen wenig daran gedacht, von der Ausrüstung Gebrauch zu machen, womit meine Freunde mich versehen, um auf dem Kampf=

platze der Eitelkeit gegen jeden Nebenbuhler, der nicht gerade ein Prinz war, auftreten zu können. Jetzt, wo ich meine Zuflucht dazu nehmen sollte, kam ich mir mit allen diesen Anstalten ziemlich lächerlich vor. Mein Cabriolett, so hübsch es war, machte neben den schimmernden Equipagen des Prinzen doch nur eine kümmerliche Figur, und ich zweifelte, ob ich mich auf meinem holsteinischen Engländer so gut ausnehmen würde, als der Prinz auf seinem echten von arabischer Zucht. Nach dem Aufsehen, welches die bloße Ankunft des Prinzen unter den Badegästen erregt hatte, durfte ich kaum hoffen, neben ihm, wie toll ich mich auch gebehrden möchte, auch nur bemerkt zu werden.

Leider war ich nur allzu gewiß, daß mein furchtbarer Nebenbuhler Absichten auf Sephinen habe. Mad. Heß, die seit Kurzem offenbar meine Partei nahm, hatte mir darüber mehrere unzweideutige Winke gegeben. Der Prinz hatte Sephinen in Berlin gesehen und großes Gefallen an ihr gefunden. Sein jetziges Erscheinen im Bade war von der ränkevollen Normand schon von Weitem arglistig eingeleitet worden. Darum hatte sie ihre junge Freundin hierher gelockt, und den Bruch derselben mit dem alten Oheim begünstigt. Daß Sephine selbst keine Ahndung von diesem Plane habe, davon war ich überzeugt. Aber eben diese Sorglosigkeit vermehrte die Gefahr, in der sie schwebte. Unglücklicher Weise war

ich mit meiner Geliebten in der Hauptsache selbst nicht weiter, als zur Zeit, da ihre verrätherische Freundin sich entfernte. Wenn ich auch ihrem Herzen näher stand, so war doch in unserm äußeren Verhältnisse nichts verändert. Wie leicht war es, in dieser unsicheren Stellung die Vortheile wieder einzubüßen, welche ich der Gunst des Augenblickes verdankte! Ich mußte fürchten, Sephinen auf's Neue in einen Strudel von Zerstreuungen hineingerissen zu sehen, in dem ich Mühe haben würde, zu ihr hindurch zu dringen und mir Gehör bei ihr zu verschaffen. — Dessen ungeachtet verlor ich den Muth nicht. Aber ich sah ein, daß nur die entschiedenste Handlungsweise mich und Sephinen zu retten vermochte. Zu dieser war ich entschlossen, und brachte die Nacht mit Entwürfen zu, mein Vorhaben in's Werk zu setzen.

13.

Meine Besorgniß, daß man es mir auf alle Weise erschweren würde, meine Geliebte allein zu sehen und zu sprechen, zeigte sich vollkommen gegründet. Ich sah am folgenden Morgen das Cabriolett der Frau v. Normand schon sehr frühe an meinen Fenstern vorbeifahren, und eh' ich Sephinen schicklicher Weise meinen Besuch machen konnte, ward sie mir für den gan-

zen Tag entführt. In ihrem Hause sagte man mir, Frau von Normand habe sie zum Frühstück abgeholt, und man erwarte sie vor Abend nicht zurück. Ich schlich mißmuthig durch einige Seitengäßchen, um unbemerkt auf den Schloßplatz zu kommen, wo jene wohnte. Drei oder vier Equipagen standen vor dem Hause, und auf dem, mit Blumen verzierten Balcon saßen ein paar Damen, die ich nicht kannte. Ich nahm meine Stellung an einem Fenster des gegenüber liegenden Kaffehhauses, um zu beobachten, was weiter vorginge. Kaum stand ich da, als sich die Aufwärter und mehrere Gäste zur Thüre drängten, und ich Einen von ihnen sagen hörte: „der Prinz kommt!“ Auf dem Platze ward es laut, die Vorbeigehenden blieben stehen, und die Fenster mir gegenüber füllten sich mit Zuschauern.

Ich hatte meine Blicke unverwandt auf den Balcon gerichtet. Frau v. Normand trat heraus, mit noch zwei oder drei anderen Damen; aber ich bemerkte Sephinen nicht unter ihnen. Jetzt erst wagte ich es, mich nach dem Zuge des Prinzen umzusehen, der langsam näher kam. Ein schöner junger Mann, in einfachem Frack, ritt zwischen vier oder fünf decorirten Herren, die ihn mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit umgaben. Er sah sehr munter aus, und wendete sich, ziemlich laut sprechend, bald zu dem Einen bald zu dem Andern seiner Begleiter ohne sich um ihre Antwort viel zu bekümmern. In-

dem er Schritt vor Schritt vorwärts ritt, warf er zuweilen einen Blick auf den Balcon. Nun glaubte ich Sephinen, hinter den übrigen Damen halb versteckt, wahrzunehmen. Ein Stich fuhr mir durch's Herz und das Gesicht verging mir; aber ich ermannte mich, und sah noch einmal hinauf. Sie mußte sich sogleich zurückgezogen haben, als sie den Prinzen erblickte, denn ich bemerkte sie unter den anderen Frauen nicht mehr. Das war Balsam für meine Herzenswunde. Der Prinz hielt vor dem Balcon und sprach einige Worte zu Frau v. Normand, die sich dabei ein paar Mal ungeduldig nach der offenen Balcons-Thüre umsah. Der Zuschauer auf dem Platze wurden immer mehr, so daß der Zug des Prinzen ziemlich eingeengt ward. Sein Pferd fing zu steigen an, und er selbst schien seiner Stellung überdrüssig zu seyn. Er grüßte nachlässig gegen den Balcon, und gab seinem Engländer die Spornen, der sich Bahn durch die Menge machte und mit dem ganzen Reiterzuge bald aus unsern Augen verschwand.

Offenbar verließ der Prinz den Schloßplatz nicht so vergnügt, als er dahin gekommen. Die erste List der verhaßten Normand ward durch Sephinens Zartgefühl vereitelt; denn ich zweifelte nicht, daß der unvermuthete Anblick des Prinzen die Ursache ihres Verschwindens vom Balcon gewesen. Man wollte sie überraschen; jetzt war sie gewarnt, und meine Besorgnisse waren dadurch

zum Theil gehoben. Indessen befand sie sich noch stets in den Händen ihrer treulosen Freundin. Meine Unruhe nahm auf's Neue zu, als mehrere Stunden vergingen, ohne daß sie nach Hause kam, noch irgendwo sichtbar ward. Umsonst lag ich den ganzen Tag auf der Straße, und trieb mich, zu Pferde, zu Fuß und in meinem Cabriolett, allenthalben herum, wo ich vermuthen konnte, sie oder ihre Gesellschaft anzutreffen. In der Wohnung der Frau v. Normand war es ganz still und der Balcon verschlossen. Der Portier fertigte mich mit der kurzen Antwort ab: er wisse nicht, wo seine Dame den Tag zubringe, vermuthlich sey sie mit einer Freundin auf's Land gefahren. Auch der Prinz war nirgends zu sehen, obwohl mehrere Herren seines Gefolges auf der Promenade erschienen und eine Stunde später sein halber Marstall an mir vorbei zog, dem Anscheine nach zur Jagd ausgerüstet. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, daß der Prinz mit Frau v. Normand eine Zusammenkunft auf dem Lande verabredet habe, wo sie um so ungestörter hoffen konnten, Sephinens Wachsamkeit zu beschleichen. Dieser Gedanke ward zur Gewißheit für mich, da Paul mir erzählte, er habe den Prinzen in einem verschlossenen Wagen, bloß von einem Kammerherrn begleitet, aus der Stadt fahren sehen. Ohne bestimmte Nachweisung über den Weg, welchen der Wagen genommen, jagte ich wie toll in meinem gebrechli-

chen Fuhrwerk von Dorf zu Dorf, von einem benachbarten Erlustigungsorte zum andern, und fand nirgends, was ich suchte.

Die Nacht brach an, als ich von dieser wüthenden Kreuz- und Irrfahrt in meinem zerstoßenen Cabriolett langsam nach Hause kehrte. In Sephinens Wohnung, an der ich vorbei mußte, brannte überall schon Licht. Ich stieg schnell ab und ging mit raschen Schritten in das Haus. Lotte, welche ich im Vorzimmer traf, sagte mir, daß ihre gnädige Frau sich eben auskleide, und verließ mich eilig, ohne mir weiter Rede zu stehen. Es währte indeß nicht lange, bis meine Geliebte in dem reizendsten Nachtkleide zu mir herauskam. Sie empfing mich mit der unbefangensten Freundlichkeit, indem sie beklagte, mich den ganzen Tag nicht gesehen zu haben. Alle meine Zweifel und Befürchtungen verschwanden vor dem Zauber ihrer Gegenwart. Sie erzählte mir selbst, wo sie überall gewesen, und beschrieb umständlich die anmuthige Lage des einsamen Jagdhauses auf dem Gute des Grafen von **, in dem sie mit Frau v. Normand zu Mittag gespeist habe. Auf meine Frage, ob sie den Prinzen dort gesehen, antwortete sie ruhig: ja, auf ein paar Augenblicke, im Park des Jagdhauses. Der Prinz sey zu dem Grafen auf das Schloß gefahren, wo er übernachten und morgen einer kleinen Jagd beiwohnen würde. Ihre Miene war ganz Heiterkeit und

Unschuld; es war unmöglich, dem leisesten Verdachte gegen sie Raum zu geben.

Indessen verbarg ich Sephinen die Unruhe nicht, welche mir die Gegenwart des Prinzen und die Plane, die ich der Frau v. Normand zutraute, verursachten. Die Sicherheit, worin ich sie sah, machte es um so nöthiger, sie vor den Gefahren und Umtrieben zu warnen, von denen sie nach meiner Ueberzeugung umringt war. Ich verhehlte ihr die nachtheilige Meinung nicht, welche ich von dem Charakter und den Absichten jener herrschsüchtigen Frau hatte. Sephine verrieth allmählig einige Verlegenheit, vertheidigte aber ihre Freundin mit vieler Wärme, indem sie von den Verbindlichkeiten sprach, welche sie derselben habe. Nach und nach schienen jedoch meine Bemerkungen mehr Eindruck auf sie hervorzubringen. Sie zeigte sich gerührt von meiner Theilnahme und ward zunehmend vertraulicher in ihren Aeußerungen gegen mich. Indem sie eingestand, daß Frau v. Normand wohl einen Plan haben könne, der aber auf Sephinens eigenes Bestes abgesehen sey, ließ sie mich einen Blick in ihre verwickelte Lage thun. Sie schilderte mir ihr Verhältniß zu dem Oheim als äußerst unangenehm und drückend für sie. Ein Ueberfall, mit dem er sie sogar hier bedrohe, nöthige sie, den Prinzen, der ihr wohlmeinend seinen Schutz anbiete, mit einiger Rücksicht zu behandeln. Der bloße Schein,

daß der Prinz ihr Protector sey, reiche hin, sie gegen die verhaßten Unternehmungen ihres Verfolgers sicher zu stellen. Der edle Charakter des Prinzen sey bekannt, und noch habe sie nicht die mindeste Ursache, sein Benehmen gegen sie eigennützigen Beweggründen beizumessen.

Der Anlaß war zu ernst und zu dringend, um meiner Geliebten in diesem entscheidenden Augenblicke nicht mein ganzes Herz zu eröffnen. Ich beschwerte mich, daß sie nöthig finde, von der verdächtigen Gnade eines Großen den Schutz anzunehmen, welchen ihr der zärtlichste Freund und Verehrer ungleich besser und wirksamer zu gewähren im Stande sey. Ich fragte sie, ob es für eine Frau, gegen beleidigende Zudringlichkeiten der Männer, eine ehrenvollere und kräftigere Schutzwehr gebe, als den Muth und die Rechte eines liebenden Gemahls? — Indem ich ihr, bestimmter als bisher, meine Liebe, meine Hand und mein Vermögen antrug, beschwor ich sie, gegen die Rathschläge einer wenigstens zweideutigen Freundin, und die verführerischen Anbietungen eines vornehmen Lüstlings, auf ihrer Hut zu seyn. Schwerlich seyen die Absichten beider so lauter und uneigennützig, als sie, in ihrer Unbefangenheit, sich vorstelle. Aber auch angenommen, daß der Prinz nicht einen Preis auf seinen Schutz setze, welchen mir mein Zartgefühl näher zu bezeichnen verbiete: — werde die

Welt eben so geneigt seyn, dieses mit uns anzunehmen? Das Verhältniß einer schönen Frau zu einem Beschützer solcher Art finde selten so billige Beurtheiler. Dagegen schilderte ich mit Wärme die sichere und geachtete Stellung, welche ein Mann von Ehre und unabhängigen Glücksumständen seiner Gattin zu verschaffen vermöge. Ich sprach mit Begeisterung von dem Glück der Ehe, wenn gleiche Neigungen und Grundsätze zwei aufrichtige Herzen vereinigten. Zuletzt erinnerte ich sie an ihren verstorbenen Gemahl, an ihren Sohn, dessen Vater ich zu seyn begehrte. Meine Empfindungen überwältigten mich; ich warf mich ihr zu Füßen, und bat um Entscheidung meines und ihres Schicksals.

Sephine war in einer außerordentlichen Bewegung. Sie hatte meine Rede ohne Unterbrechung angehört, mit zunehmendem Interesse und stets gesteigerter Unruhe. Ihre gewöhnlich heitere, lächelnde Miene ward immer ernster, und ihre Farbe wechselte mehr als einmal; zuletzt drängten sich Thränen in ihre Augen, die sie mit Mühe zurückhielt. Ich wiederholte meine dringende Bitte um Entscheidung. Sie schwieg noch immer: ihr Herz schlug sichtbar; ein ungeheurer Kampf schien ihr Innerstes zu erschüttern. Endlich stürzte ein Strom von Thränen über ihre Wangen herab; sie schluchzte laut, indem sie ihr Gesicht von mir abwandte. — „Sie verwerfen mich, Sephine!“ rief ich schmerzlich: „ich

bin Ihnen nichts, gar nichts!“ — Sie suchte sich zu fassen, und wendete sich, still weinend, zu mir. „Ich liebe Sie, Brink,“ sagte sie mit schmelzender Zärtlichkeit; „ich habe nie einen Mann mehr geliebt: aber — ich kann die Ihrige nicht werden.“ — „Grausame! und warum nicht?“ rief ich, getheilt zwischen Schmerz und Wonne; „soll ein unseliges Vorurtheil das Glück zweier Menschen vernichten, die sich fanden, um einander auf ewig anzugehören?“ — „Fragen Sie nicht, forschen Sie nicht!“ versetzte sie heftig; „ich kann Ihnen nicht antworten. Ein widriges Geschick trennt uns; verlangen Sie nicht mehr zu wissen.“ — Sie trocknete schnell ihr Gesicht, und saß in dumpfem Schweigen vor mir, die Blicke an den Boden geheftet.

Ich stand auf, und ging, meinen Unmuth bekämpfend, mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. „Lassen Sie uns Freunde seyn, Brink!“ sagte Sephine mit großer Milde; „auch die Freundschaft gewährt Genüsse, reinere, beständigere, als die Liebe.“ — „Sie haben andere Freunde, mächtigere, mit älteren Ansprüchen,“ antwortete ich düster; „wozu bedürfen Sie meiner?“ — „Sie werden bitter,“ erwiederte sie; „ich verzeihe Ihnen. Aber wenn ein Versprechen Sie besänftigen kann, so nehmen Sie mein Wort darauf: daß der Prinz mir niemals mehr seyn soll, als er mir jetzt ist. Ich will vermeiden, ihn zu sehen und zu spre-

chen, so weit es irgend in meiner Macht steht.“ — „Sephine!“ sagte ich nach einer Pause, ihr wieder näher tretend: „Sie lieben mich? Sagten Sie nicht so? — Lassen Sie es mich noch einmal hören, daß Sie mich lieben.“ — „Ich sagt' es,“ antwortete sie ruhig, „und sagte die Wahrheit. Nie liebte ich einen Mann mehr, als Sie.“ — „Nun denn!“ versetzte ich mit Feuer: „hören Sie mich, meine Geliebte! Wenn irgend Etwas in Ihrem vergangenen Leben ist, daß Sie als ein Hinderniß unserer gesetzlichen Verbindung betrachten, — lassen Sie es vergessen seyn! Ich will es nie erfahren; ich will nicht daran glauben, wenn ich es je erfahre: es soll ungeschehen und auf ewig getilgt seyn. Wie Sie sind, mit allen Vollkommenheiten und Gebrechen Ihrer Natur, nehme ich Sie aus der Hand der freundlichen Gottheit, die Sie mir entgegen führte. Werden Sie mein Weib, ich will Ihr treuer, Ihnen bis in den Tod redlich anhängender Gatte seyn.“ — „Mein Freund!“ sagte sie, und eine Gluthröthe ergoß sich über ihre Stirn und Wangen: „mein theurer, edler Freund —“ „Ich verlange Ihre entscheidende Antwort jetzt nicht,“ fiel ich ein: „es ist ein großer Entschluß, den Sie fassen sollen. Sammeln Sie sich, meine geliebte Freundin; gehen Sie mit sich selbst zu Rath, mit sich allein! Morgen oder übermorgen will ich mein Endurtheil empfangen.“ — Ich hatte ihre

Hand gefaßt; sie sah mich mit einem schwermuthig zärtlichen Blicke an, und Thränen füllten auf's Neue ihre Augen: aber es schienen süße, nicht bittere Thränen zu seyn. — „Gute Nacht, Sephine!“ sagte ich, indem ich mit Innigkeit ihre Hand küßte. „Gute Nacht!“ erwiederte sie mit einem sanften Händedruck, und ich ging.

14.

Die Nacht verfloß mir, größtentheils schlaflos, in einer seltsamen Aufregung widerstreitender Vorstellungen und Gefühle. Sephine liebte mich wahrhaft: ich hatte ihr wiederholtes Geständniß; noch mehr als dieß, ich war Zeuge des Kampfes, welchen es sie kostete, mir zu entsagen. Warum diese Entsagung? Woher jener Kampf und die gewaltsame Erschütterung, in der ich sie gesehen? — Ungeachtet meines Vorsatzes, ihrem vergangenen Leben nicht nachzuforschen, drängte sich mir eine Vermuthung auf, welche ich nicht zu unterdrücken vermochte. Irgend eine Erinnerung lastete auf ihrem Bewußtseyn, das Andenken einer Schuld, deren Entdeckung sie scheute. Ich konnte und wollte mir diese Schuld nur als eine erläßliche denken; als eine Verirrung des Herzens oder des Temperaments, welche die Zartheit des weiblichen Gewissens sich als eine Schmach oder einen Greuel vorstellt. Manches in Sephinens Ge=

schichte und Betragen bestärkte mich in dieser Ansicht: — der Streit über die Rechtmäßigkeit ihrer ersten Ehe, der Name, den sie trug, die Vorgänge bei der Geburt ihres Kindes, der entfernte Aufenthalt und die heimliche Erziehung desselben, endlich der Umstand, daß sie es durchaus vermied, den Vater ihres Wilhelm jemals Gemahl zu nennen. Er war es vielleicht nicht; und dieser Mangel der Gesetzlichkeit, — der Makel der äußeren Ehre, der ihm anhing, — war höchst wahrscheinlich der Grund ihrer geheimen Unruhe, und das Hinderniß, welches sich in ihren Augen unserer Verbindung entgegen stellte.

Ein Mann liebt nicht, wenn er einen Fehltritt der Liebe nicht verzeihen kann, der lange vorüber ist und wobei seine Eifersucht nicht in's Spiel kommt. Alles, was ich von Sephinens Verhältniß mit dem jungen Grafen von P—y wußte, machte mich geneigt, es in einem milden Lichte zu betrachten. Ich sah darin das rasch geknüpfte Bündniß zweier gefühlvollen Herzen, dessen Unregelmäßigkeit in ihrer Jugend, ihrer Unerfahrenheit, und ihrem Unglücke vollgültige Entschuldigung fand. — Darf ich meine ganze Thorheit gestehen? Dieser Fehltritt — wenn wirklich einer begangen worden, — die Scham und Beunruhigung, welche Sephine darüber zu empfinden schien, gaben ihr in meinen Augen einen neuen Reiz. Ich war nie verliebter in sie, als seit=

dem ich sie, bis auf einen gewissen Grad, schuldig glaubte und ihr Etwas zu verzeihen hatte.

Ich wagte es am nächsten Tage nicht, mich frühzeitig bei meiner Geliebten zu zeigen; denn ich fürchtete, durch meine Gegenwart den ruhigen Gang ihrer Ueberlegungen zu stören und ihr eine übereilte Entscheidung abzudringen. Paul, der mich den ganzen Morgen in träumerischer Zerstreuung im Hause herumgehen sah, faßte ein Herz und fing zu plaudern an, was er in den letzten Tagen, aus Aerger oder aus Mangel an Gelegenheit, unterlassen hatte. Er war noch immer sehr unzufrieden mit meiner neuen Lebensart, und erlaubte sich die Bemerkung, Alles gehe schief, seitdem wir uns in einen Wettstreit mit der vornehmen Welt eingelassen. Die Weiber seyen nun einmal vernarrt in die Gecken, und vernünftige Leute kämen immer zu kurz, wenn sie es mit solchen Gegnern aufnähmen. Ueber Jungfer Lotten schien er sehr aufgebracht zu seyn; er nannte sie ein flatterhaftes Ding, dem mit jedem neuen Liebhaber gedient wäre. Gestern Abends wollte er sie sogar, hinter dem Garten der Frau v. Saalen, mit einem fremden Herrn, der fast wie unser Russe ausgesehn, in einem verdächtigen Zweigespräche betroffen haben. — Der ehrliche Paul war nicht weniger als ich von der Eifersucht geplagt, und hatte wahrscheinlich mehr Ursache dazu; denn Lottchen war

wirklich ein gar leichtes Blut, und obschon sie mit den Bedienten nicht spröde that, schienen doch die gnädigen Herren noch mehr Anwerth bei ihr zu haben, besonders wenn sie reich und freigebig waren.

Im Grunde hatte Paul mit seinen Bemerkungen so Unrecht nicht; ich war der Geckenrolle, die ich spielte, selbst kaum weniger überdrüssig als er. „Laß Er's gut seyn, Freund!“ sagte ich, um ihn zufrieden zu stellen. „Das tolle Spectakelstück, daß wir aufführen, wird bald zu Ende seyn. In zwei Tagen reisen wir; entweder allein, oder in lieber Gesellschaft, und in beiden Fällen ganz in der Stille. — Paul stutzte, schmunzelte aber mit schlauer Miene und legte den Finger auf den Mund. „Ich verstehe, Herr!“ versetzte er. „Wenn die Lotte von hier wegkommt, bekehrt sie sich vielleicht; und wer weiß, was dann noch geschieht. Ich will indessen ganz in geheim Anstalten zur Reise machen.“ — Paul ging, wieder völlig aufgeräumt, und auch mit Lotten halb und halb ausgesöhnt, wie seine Rede nicht undeutlich verrieth. In der That war es mein Plan, auf der Stelle abzureisen, wenn Sephinens Antwort nicht nach meinem Wunsche ausfiel. Im entgegengesetzten Falle dachte ich ihr den Vorschlag zu thun, gleich nach unserer Trauung, die auf einem der benachbarten Dörfer vollzogen werden sollte, mit mir in die französische Schweiz zu gehen, und den

Rest der schönen Jahreszeit auf dem ehemaligen Landgute ihrer Mutter zuzubringen, dessen Ankauf, nach den Einleitungen, welche ich getroffen, mir kaum entgehen konnte.

Mit diesen Entwürfen beschäftigt ging ich gegen Mittag aus, um zu sehen, was etwa die Gegenpartei für Bewegungen machte. Ich hatte kaum einige Schritte zurückgelegt, als ich in der Ferne den Zug des Prinzen entdeckte, der, von den Feldern kommend, gerade auf Sephinens Wohnung zuritt. Der größere Theil des Gefolges blieb am Eingang des Dorfes zurück, und wandte sich seitwärts; er selbst, mit einem Cavalier und einem Bedienten, ritt in das Dorf herein und stieg bei Sephinens Gartenthor ab. Ein Zittern ergriff mich, als ich ihn auf die Terrasse zugehen sah, von der Madam Heß ihm entgegen kam. Ich wollte auf der Stelle fort, und die Treulose nie mehr sehen: aber meine Füße waren wie eingewurzelt, ich konnte nicht rück- und nicht vorwärts. Endlich fühlte ich mich gleichsam mit Gewalt zu dem Hause hingezogen, von dem ich nur wenige Schritte entfernt war. Der furchtbar wechselnde Grimm in meinem Inneren gab mir einen andern Entschluß ein. Ich wollte zu ihr hin, um ihr, im Angesichte ihres Buhlen, meine ganze Verachtung zu bezeigen. Da sah ich den Prinzen, von Madam Heß begleitet, wieder die Terrasse herabsteigen, und sich, unter den fortwährenden

Höflichkeitsbezeigungen der letzteren, dem Thore nähern. Ich trat zurück und stellte mich abgewandt bei Seite, als befänd' ich mich zufällig hier und hätte nicht die Absicht in das Haus zu gehen. Während der Prinz zu Pferde stieg, hörte ich Madam Heß die Entschuldigung wiederholen: „wie leid es ihr thue, daß ihre Freundin nicht zu Hause sey.“ — „Auf ein ander Mal denn, werthe Madam!“ sagte der Prinz, in einem munteren, etwas spöttischen Ton: „meinen Empfehl an ihre schöne Freundin!“ — und sprengte davon.

Ich war beschämt, aber über allen Ausdruck glücklich. Sephine hatte Wort gehalten, und ich war nur ein eifersüchtiger Thor gewesen. Ich empfand das Bedürfniß, mich ihr zu Füßen zu werfen und mir ihre Verzeihung zu erbitten. Aber die Besorgniß hielt mich zurück, daß meine unmittelbare Erscheinung nach diesem Auftritte den Verdacht in ihr erwecken könnte, ich sey auf der Lauer gestanden und bewache ihr Haus schon seit heute Morgen. Ich bezwang mich daher und ging sachte an der Gartenmauer hin, um die Anhöhe hinter dem kleinen Park zu besteigen, in welchen man dort durch eine Gitterthür kommen konnte. Alles war still und Niemand sichtbar. Nach einer Weile hörte ich Wilhelms Stimme, und sah ihn bald darauf einem Schmetterling nachjagen, der ihn in meine Nähe führte. Seine Mutter folgte ihm, in einem Buche lesend.

Sie setzte sich seitwärts, mit dem Gesichte von mir abgekehrt. Jetzt erblickte mich der Knabe und rief laut meinen Namen. Sephine wendete sich schnell herum. „Die Thür ist offen," sagte sie sehr freundlich; „wollen Sie nicht hereinkommen, lieber Brink?"

Der Kleine hängte sich an mich, als ich in den Garten getreten war, und ruhte nicht, bis ich mich zu ihm in's Gras setzte. Ich gab mich ganz seinem kindlichen Muthwillen hin, und herzte und küßte den lieblichen Knaben, wobei ich zuweilen ein Wort an seine schöne Mutter richtete. Sie schien die Gruppe, welche ich mit Wilhelm bildete, mit Rührung zu betrachten, ward aber merklich roth, als ihren beobachtenden Blicken die meinigen begegneten. Der Knabe wurde nun Lotten in einem Seitengange gewahr; er machte sich von mir los, und lief auf sie zu. — Der Anfang des Gesprächs wollte sich nicht finden, da wir allein waren. Sephine sah still vor sich hin; endlich sagte sie, ohne aufzublicken: „Der Prinz war hier, ich hab' ihn nicht angenommen."— Ich gestand ihr, daß ich es wüßte und zufällig Zeuge des ganzen Auftrittes gewesen sey. Die Unterredung war nun im Gang; aber noch immer bemerkte ich einige Zurückhaltung und Verlegenheit in Sephinens Betragen und Sprache. Sie bat mich, nicht zu rasch und zu viel aus dem zu schließen, was sie gethan. Die Rücksichten, welche sie unserer Freundschaft schuldig zu seyn glaube,

änderten nichts in ihrer Lage und in ihren Gesinnungen überhaupt. Man dränge sie von mehreren Seiten; sie wisse noch nicht, welchen Entschluß sie am Ende würde ergreifen müssen. Ein Brief von ihrem Advocaten in Berlin mache sie auf's Neue besorgt für den Ausgang ihres Rechtsstreites. Vielleicht werde sie bald ohne Vermögen und ohne jede äußere Stütze seyn. In diesen Umständen mit Frau v. Normand zu brechen, die gewisser Maßen Mutterstelle bei ihr vertrete, wäre ungemein gewagt. Selbst wenn ich den Charakter dieser Frau richtiger beurtheilte als sie, wäre ein solcher Schritt nicht zu wagen; dann erst habe sie die Rache derselben um so mehr zu fürchten, denn nie verzeihe die Herrschsucht den Abfall derjenigen, welche früher ihre Gunst genossen.

Die Wendung, welche das Gespräch nahm, gab mir Gelegenheit, den Plan, den ich entworfen, ohne Rückhalt darzulegen. Ich stellte Sephinen vor, wie wenig sie, nach allem was sie mir selbst sagte, Ursache hätte, sich an die Menschen und Verhältnisse für gebunden zu halten, unter denen sie lebte. Eine Reise in ein entferntes Land, das sie den Blicken der Neugier und Mißgunst entzöge, machte allen diesen unangenehmen Verwicklungen ein Ende. Ich sprach von den Vorbereitungen, welche ich zu diesem Zwecke getroffen, und daß es nur ihrer Einwilligung bedürfe, um sie in wenig

Tagen an einen Ort zu bringen, der ihrem Gedächtnisse theuer sey, und wo sie das Späherauge der Müssiggänger und die Umtriebe ihrer Verfolger nicht erreichen könnten. — Dieser Gedanke machte sichtbar einen höchst angenehmen Eindruck auf Sephinen; eine plötzliche Heiterkeit verbreitete sich über ihre Gesichtszüge und schien ihr ganzes Wesen einzunehmen und umzuwandeln. Sie sah mich in freudiger Ueberraschung und mit der liebevollsten Hingebung an. „Brink!“ sagte sie gerührt, „es ist viel, was Sie mir aufopfern wollen. Sie könnten wirklich allen ihren Aussichten, allen Entwürfen des Ehrgeizes und der Weltklugheit entsagen, um sich und Ihre Talente, aus Liebe zu einem Weibe, in einem verborgenen Winkel der Erde zu begraben?“ — Ich betheuerte ihr, daß jene Aussichten und Entwürfe keinen Werth für mich hätten, und daß ich schon eher darauf Verzicht gethan, als ich sie kennen gelernt. — „Und kennen Sie mich denn?“ erwiederte sie, mit scheuen, zu Boden gesenkten Blicken. „Wenn Sie es jemals bereueten, den Widerstand überwunden zu haben, den ich Ihrem stürmischen Verlangen entgegensetzte!“ — „Nie, nie!“ rief ich, und wollte sie entzückt in meine Arme schließen. Sie hielt mich, sanft abwehrend, zurück. „Schonen Sie mich, mein Freund!“ sagte sie; „ich fürchte, eine neue Uebereilung zu begehen. Lassen Sie mir Zeit, — vielleicht — Ich

wage es noch nicht, an mein, an unser Glück zu glauben.“

Es ward laut in unsrer Nähe; Lottens Stimme, und noch eine weibliche, ließen sich vernehmen. Gleich darauf trat Frau v. Normand aus dem Gebüsche. Meine Gegenwart und die vertrauliche Stellung, in welcher sie mich bei Sephinen traf, schienen ihr keineswegs angenehm zu seyn. Sie maß mich mit einem spöttischen Blicke, dem die ironische Entschuldigung: „es sollte ihr leid thun, wenn sie eine Störung verursachte,“ noch mehr Schärfe gab. Auch Sephinen ließ sie die üble Laune empfinden, worein sie unser unerwartetes Tête-a-tête versetzte. Sie hätte kaum gehofft, sagte sie, ihre schöne Freundin schon zu Hause zu finden: die Abwesenheit der letzteren müsse sehr kurz gewährt haben; der Prinz, der sie unglücklicher Weise verfehlt habe, werde das um so mehr bedauern. Uebrigens führe sie eine Angelegenheit her, die keinen Aufschub leide. Sie müsse daher noch einmal um Verzeihung bitten — setzte sie mit einer höflichen Kopfneigung gegen mich hinzu, — daß sie die interessante Unterhaltung, zu der sie gekommen, durch ihre Dazwischenkunft abkürze. — Ich sah die peinliche Verlegenheit, worin sich meine Geliebte befand, und fühlte die Unschicklichkeit meines längeren Bleibens. Mit einer stummen Verbeugung gegen beide Damen entfernte ich mich, nicht ohne Sorge, die

Frucht dieser schönen Stunde durch die Einwirkung meines bösen Dämons zu verlieren.

15.

Am folgenden Nachmittag drängte sich Besuch auf Besuch bei Sephinen. Die Absicht dieser Besuche, welche ich von Frau v. Normand veranstaltet glaubte, war leicht zu errathen. Man wollte eine weitere geheime Zusammenkunft zwischen mir und meiner Geliebten unmöglich machen. Auch das Reitpferd und den Jockey des Prinzen versicherte Paul, gegen Abend, bei Sephinens Landhaus bemerkt zu haben. Die vorige Unruhe bemächtigte sich meiner auf's Neue. Da erhielt ich ein Billet von Sephinens Hand, folgenden Inhalts: „Ich bin die Ihrige. Machen Sie Anstalten, daß wir „übermorgen Nachts in aller Stille abreisen können. „Morgen früh vor sieben Uhr erwart' ich Sie, um noch „Einiges zu verabreden. Die Hinterthür meines Gar„tens wird offen seyn. Vermeiden Sie, gesehen zu wer„den; nur das strengste Geheimniß kann unsern Plan „gelingen machen."

Mein Entzücken über diesen Brief war um so größer, je weniger ich eine so schnelle Entschließung erwartet hatte. Ich getraute mich von meinem Glücke selbst meinen Paul nichts merken zu lassen, der wieder in sei-

ner verdrießlichen Laune war. Er behauptete, in der Dämmerung Lottchen abermals mit dem fremden Herrn gesehen zu haben, und ließ es sich nicht nehmen, daß es der verhaßte Russe gewesen sey. Dieß Alles bekümmerte mich jetzt nicht. War ich doch gewiß, meinen höchsten Wunsch zu erreichen, und morgen früh die Versicherung davon aus dem süßen Munde meiner Geliebten wiederholt zu empfangen. Welche selige Nacht brachte ich zu! Welch ein Tag war es, der dieser Nacht folgen sollte!

Schon eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit schlich ich, von Paul und jedermann unbemerkt, durch mein Hausgärtchen auf das Feld, und kam glücklich zu der bezeichneten Gartenthür. Sie stand weit offen, was mir auffiel. Indessen schlüpfte ich ungesehen hinein, und verbarg mich in einem Gebüsche, wo ich mit Ungeduld die Ankunft meiner Geliebten erwartete. Es verging eine geraume Zeit, ehe sich etwas regte oder vernehmen ließ. Auf einmal hörte ich mehrere Männerstimmen, die laut und verwirrt durch einander sprachen. Sie kamen näher, und ich sah mit Verwunderung meinen Paul mit Sephinens Bedienten und zwei anderen Männern, welche den Garten durchsuchten und sehr erstaunt waren, mich hier zu finden. Man stelle sich mein Entsetzen vor, als ich von ihnen erfuhr, daß in der Nacht in das Haus eingebrochen und Sephine mit ih=

rem Knaben gewaltsam entführt worden sey. Madam Heß und die unglückliche Lotte fand man vor einer Viertelstunde, gebunden und geknebelt, in dem Zimmer der ersteren, das von außen verschlossen war. Lotte, die vor Furcht und Gewissensangst beinahe verging, hatte eingestanden, daß sie den russischen Edelmann, den sie schon in Warschau gekannt, heimlich eingelassen, in der Meinung einen Liebhaber zu empfangen, der sie vergötterte. Aber sobald der Bösewicht in das Haus eingedrungen, habe er sich mit seinen Helfershelfern ihrer und der Madam Heß bemächtigt und beide beseitigt, um seinen Hauptanschlag gegen ihre gnädige Frau auszuführen.

Ich war erstarrt vor Schrecken, aber der Trieb nach Rache rüttelte mich schnell aus meiner Betäubung auf. Die Begierde, den schändlichen Entführer zu treffen und zu vertilgen, war die einzige Empfindung in mir. Nichts hatte in diesem Augenblicke Bedeutung und Wichtigkeit für mich, als zu erfahren, wo der Räuber sich hingeflüchtet, und wo ich ihn zu erreichen hoffen konnte. Einer der Männer, welche mit Paul gekommen, war beym ersten Grauen des Tages, indem er von einer weiten Fußreise zurückkehrte, einer verschlossenen Kutsche mit vier Pferden begegnet, die ihm sogleich verdächtig schien. Vier wilde Kerl, denen ein solches Bubenstück wohl ähnlich sähe, — erzählte der

Mann, — hätten vorn und hinten auf dem Wagen gesessen, der in gestrecktem Laufe an ihm vorbeigefahren. Die Beschreibung jener vier Kerl stimmte mit dem Bilde überein, welches Madam Heß und Lotte von den Spießgesellen des Frauenräubers entwarfen. Die Spur des Verbrechers war also gefunden; ich war entschlossen sie zu verfolgen, wohin und wie weit sie mich auch führen möchte.

Während Paul unsere Pferde sattelte und Waffen für uns Beide herbeischaffte, nahm ich Sephinens Schlafzimmer und die übrigen Gemächer in Augenschein, wo die Frevelthat verübt worden. Der innere Riegel an Sephinens Thür war gewaltsam aufgesprengt; sie mußte im Schlaf überfallen, und nebst dem Kinde aus den Betten gerissen worden seyn. Von ihren Sachen fehlte nichts, als ihr Schmuckkästchen und Einiges von ihrer Wäsche und ihren Kleidungsstücken. Madam Heß, die mir nicht von der Seite wich, obwohl sie sich nur mit Mühe auf den Beinen erhielt, war noch ganz außer sich über die schreckliche Begebenheit und über das Schicksal ihrer Freundin. Sie fürchtete Alles von dem verwegenen Charakter des Bösewichts, den sie aus früheren Schilderungen ihrer Freundin kannte. Er war reich und von guter Geburt, wie sie sagte, aber der ruchloseste Wüstling, der jemals gelebt. In Warschau habe er Sephinen eine Zeit lang den Hof gemacht,

sey aber von ihr abgewiesen worden. Seit dieser Zeit habe seine Leidenschaft für sie die Natur des Hasses angenommen. Schon früher sey ein Anschlag, sie gewaltsam zu entführen, den er geschmiedet, entdeckt worden. Jetzt scheine er seine Anstalten sehr vorsichtig und geheim betrieben zu haben; denn Sephine habe nicht einmal eine Ahndung gehabt, daß er sich hier herum aufhalte.

Paul kam eben recht mit den Pferden, da Madam Heß ihre Erzählung endigte. Meine Entrüstung gegen den brutalen Frauenräuber hatte den höchsten Grad erreicht. Paul brannte vor Ungeduld wie ich, an dem Schänder meiner und seiner Geliebten Rache zu nehmen. Wir schwangen uns auf unsere Rosse und jagten in's Feld, den Weg verfolgend, den der Nachbar mir vorgezeichnet. Pauls Klepper hielt guten Schritt mit meinem Engländer, der heute den Preis verdienen sollte, den ich für ihn bezahlt. Der Dienst, welchen ich jetzt von meinem Paradepferde verlangte, war sehr verschieden von dem, wozu ich es angeschafft hatte. Auch mein ehrlicher Paul war ganz aus seinem Charakter gefallen. Sein heiterer Humor war verschwunden; er ritt finster neben mir her, und murmelte zuweilen einen Fluch zwischen den Zähnen, von dem es zweifelhaft war, ob er der leichtfertigen Lotte, oder ihrem ungeschlachten Liebhaber galt. Von seiner Ver-

liebtheit schien er für jetzt gänzlich geheilt; der letzte Streich, den ihm sein Mädchen gespielt, war zu arg, als daß er ihr ihn hätte verzeihen können. Um so theilnehmender bezeigte er sich gegen mich. Da er mich in düsteres Schweigen versenkt sah, fing er an, seinen eigenen Unmuth zu bekämpfen, und suchte mich mit allerlei gutmüthigen Schwänken aufzuheitern, die aber ihren Zweck sehr unvollkommen erreichten.

Wir waren, mit kurzer Unterbrechung, drei Stunden geritten, und unsere Pferde fingen an, sehr müde zu werden. Indessen waren wir nahe an die Grenze gekommen und hatten die Spur des Räubers, um welche wir uns überall sorgfältig erkundigten, nicht verloren. Ein Bauer, dem wir zuletzt begegneten, sagte uns, die Kutsche, nach der wir fragten, fahre langsam und übel zugerichtet durch den Wald. Sie müsse umgeworfen und eine Achse gebrochen haben; wenn wir ein wenig schärfer zuritten, könnten wir sie gleich außer dem Grenzpfahle einholen. Diese Nachricht weckte mich aus meiner dumpfen Zerstreuung. Unsere müden Rosse thaten ihr Aeußerstes, und bald sahen wir die Kutsche, neben der die Bedienten hergingen, in unsicherer Bewegung vor uns hinschwanken. Das gespannte Pistol in der Hand, sprengte ich blitzschnell an dem Wagen vorbei, und rief dem Fuhrmann ein donnerndes: Halt! zu. Zugleich erschien Paul, in derselben Stellung, auf der

anderen Seite. Der Wagen stand augenblicklich. Zwei von den Raubgesellen entsprangen in's nahe Gebüsch. Da fiel ein Schuß aus dem aufgerissenen Kutschfenster, der mich am Arm streifte. „Räuber und Meuchelmörder!“ rief ich ergrimmt, und brannte mein Pistol auf ihn ab. Er sank in die Wagenecke zurück, während Paul den Schlag aufriß, um Sephinen herauszuziehen, die, ihr Kind an sich drückend, sprach- und regungslos den Ausgang des Kampfes erwartete. Als sie mich erblickte, stieß sie einen Schrei der Freude aus, und stürzte, erschöpft von Angst und Wonne, besinnungslos in meine Arme.

In dem Augenblick zeigten sich Grenzjäger in der Ferne. Mein verwundeter Gegner, der auf den Tod getroffen schien, verlangte nach dem nächsten Orte gebracht zu werden, wo sich vielleicht noch Hülfe für ihn fände. Ich befahl meinem Paul die Kutsche zu begleiten, und der Zug ging langsam vorwärts. — Sephine hatte sich inzwischen ein wenig erholt, und wir waren im Begriff, den Weg zu Pferde fortzusetzen, als sich uns eine Kalesche näherte, die wir schon eine Weile hinter uns hatten herkommen sehen. Ein würdiger Greis, der Pfarrer des nahen Grenzortes, wohin wir uns zu begeben gedachten, saß darin. Die Leutseligkeit, mit welcher er sich nach unserem Unfalle erkundigte, flößte uns bald Vertrauen zu ihm ein. Er hatte die zwei

Schüsse fallen hören, und die Umstände, worin wir uns befanden, erlaubten außerdem nicht, ihm aus dem Geschehenen ein Geheimniß zu machen. Ich stellte ihm Sephinen als meine Braut vor, welche ich so eben der Gewalt ihres Entführers entrissen hätte. Der gutmüthige Greis hatte kaum gehört, daß wir die Absicht hätten, in seinem Pfarrorte zu übernachten, als er Sephinen einen Platz in seinem Wagen und, falls sie es nicht besser verlangte, eine Schlafstelle bei seiner Nichte anbot, die seiner Wirthschaft vorstand. Seine wohlgemeinten Anträge wurden mit Dank angenommen; wir machten uns sogleich auf den Weg, und trafen noch vor meinem verwundeten Gegner in dem volkreichen Grenzdorfe ein.

Ich fand in dem Hause des würdigen Pfarrers wenig Gelegenheit, mit meiner Geliebten allein zu seyn. Sie war sehr angegriffen von den vorausgegangenen furchtbaren Ereignissen, und schien selbst meine Gegenwart mit einigem Zwange zu ertragen. Das Entzücken, womit sie mich empfangen, hatte einer krankhaften Empfindlichkeit Platz gemacht, welche Schonung verlangte. Nur mit Widerwillen erklärte sie sich über ihre frühere Bekanntschaft mit dem Entführer, deren Umstände sie übrigens ungefähr eben so angab, wie Mad. Heß dieselben dargestellt hatte. Ihr Abscheu vor dem verruchten Menschen war so groß, daß sie, ungeachtet ihrer Erschöpfung und der Freundlichkeit unseres Wirthes,

kaum zu bewegen war, die Nacht hindurch im Dorfe und in seiner Nähe zu bleiben. Auch in das Bad wollte sie nicht zurückkehren. Sie gestand mir, daß die Ankunft des Oheims, der morgen dort eintreffen würde, sie hauptsächlich bestimmt habe, ihre Einwilligung zu unserer verabredeten Flucht zu geben. Ihr Wunsch war, daß wir zuerst nach L. gehen, und dann ohne Verzug nach der Schweiz abreisen sollten. Ich war mit Allem einverstanden, und versprach ihr, heute noch Anstalten zu treffen, um am nächsten Tage ihre Wünsche in Erfüllung zu bringen.

Nachdem ich selbst einen Wagen und alles Nöthige besorgt hatte, kehrte ich in den Gasthof zurück, wo Paul mit unsern Pferden abgetreten war und ich zu schlafen gedachte. Paul sagte mir, daß der russische Herr, der in demselben Gasthause wohnte und sich sehr übel befand, schon zwei Mal geschickt und mich dringend zu sprechen verlangt habe. Trotz allem, was ich Böses von ihm gehört und selbst erfahren hatte, konnte ich einem mit dem Tode Ringenden die Gewährung eines so einfachen Verlangens nicht verweigern. Ich begab mich daher ohne Säumen zu ihm, und wurde von seinem Kammerdiener sogleich eingeführt. Der Verwundete lag auf seinem Bette, matt und bleich, aber die zuckenden Muskeln seines Gesichtes verriethen eine heftige Aufregung. Er begrüßte mich mit einer leichten Kopfbewegung, winkte

dann seinem Bedienten, ihm ein Schmuckkästchen, das auf dem Tische lag, zu bringen, und überreichte es mir mit den Worten: „Dieß für Madam Saalen; es ist ihr Eigenthum." — Es thue ihm leid, fuhr er fort, daß wir so hart an einander gekommen; denn er halte mich für einen Mann von Ehre, wie auch er es sey. Er habe nicht gewußt, daß ich Sephinen habe heirathen wollen; sonst würde er meine Braut mit mehr Courtoisie behandelt haben. Indessen sey es mir vermuthlich unbekannt, daß er selbst ältere Ansprüche auf die schöne Dame habe, und daß sie ihm Anlaß gegeben, nicht allzu glimpflich mit ihr zu verfahren. — Ich wollte ihn unterbrechen, aber er ersuchte mich, ihn ruhig anzuhören; was er mir mitzutheilen habe, sey für mich wichtiger als für ihn, und er thue es wahrlich in der besten Absicht. Da ich einmal entschlossen sey, Sephinen zu meiner Gemahlin zu machen, so könne es mir doch nicht gleichgültig seyn, zu wissen, wer die Person eigentlich sey, der ich diese Ehre zudächte.

„Halten Sie ein!" rief ich erzürnt: „Sie sind im Begriff, Ihre Schandthat durch die gehässigste Verläumdung noch verabscheuungswürdiger zu machen. Welchen Glauben können die Worte eines Mannes bei mir haben, der rohe Gewalt und die Entehrung seiner Geliebten für angemessene Mittel hält, zu ihrem Besitze zu gelangen?" — „Gemach, gemach!" versetzte

der Russe kalt: „es war so arg nicht gemeint, als es aussah. Unsere Schöne sollte die Königin meiner Schlösser werden; und wenn sie keine eigensinnige Thörin wäre, so hätte sie mich Euch allen vorgezogen.“ — „Abscheulich!“ unterbrach ich ihn voll Unwillen. — „Sie war nicht immer so grausam gegen mich,“ fuhr er kaltblütig fort. „Ich lernte die ehmalige Geliebte des jungen P—y zu Warschau in ziemlich schlechten Umständen kennen, und hatte Gelegenheit, ihr wesentliche Dienste zu leisten, bevor sie mich ihrem nachherigen Banquier aufopferte. Die Maitresse eines Bürgerlichen kann sich dadurch nicht für beschimpft halten, wenn ein Edelmann meines Ranges sie zu der seinigen erheben will.“ — „Genug!“ unterbrach ich ihn noch einmal, in äußerster Entrüstung; „ich will von diesen Lästerungen nichts weiter hören. Ihre Bosheit soll den Triumph nicht haben, mich auch nur einen Augenblick in dem Vertrauen irre zu machen, welches ich in meine Geliebte setze.“ — „Glück zu!“ erwiederte er mit einem sarkastischen Lächeln, das mich schaudern machte; „ich gönne Ihnen dieses Vertrauen vom Herzen. Indessen käm' es doch auf eine Probe an, was Sephine dazu sagte, wenn Sie ihr diese angeblichen Verläumdungen nur ganz obenhin vorhielten, und wenn Sie sie allenfalls noch fragten: wie sie mit dem Oheim ihres sogenannten ersten Gemahls eigent=

lich gestanden, und was sie, nach dem Plane der Frau v. Normand, dem Prinzen von *** hätte werden sollen? Ich denke, es würde dem schönen Kinde nicht so leicht werden, bei dem Allen ihre gewöhnliche Fassung zu behaupten."

Ich war schon halb außer der Thür, als der Verruchte diese letzten Abscheulichkeiten aussprach. Nur sein Zustand hielt mich ab, ihn nicht auf der Stelle dafür zu züchtigen. Die Bosheit seiner Absicht schien übrigens zu offenbar, als daß seine Worte die Wirkung auf mich hätten hervorbringen können, die sie wohl sonst gehabt haben würden. Ich ließ den Gedanken nicht in mir aufkommen, daß die Greuel, welche er mir enthüllen zu wollen die Frechheit hatte, doch vielleicht etwas mehr als bloße Verläumdungen seyn könnten. Es war unmöglich, daß ich mich in so hohem Grade in Sephinen sollte getäuscht haben. Diese kindliche Unbefangenheit, diese Miene der Unschuld konnten nicht die Larve der Schande und des Lasters seyn. — Diese Vorstellung besonders war es, die mich beruhigte, und ich legte mich mit der Ueberzeugung nieder, am folgenden Tage, wenn ich meine Geliebte wiedersähe, die Widerlegung aller jener Schändlichkeiten in ihrem holden Angesichte zu lesen.

16.

Es war, als ob das Gift der Bosheit, welches mein Gegner in meinen Busen ausgeschüttet, seine Natur erleichtert hätte; denn Paul sagte mir am nächsten Morgen, daß er sich viel besser befinde, und daß der Wundarzt, der die Kugel aus der Wunde genommen, ihn nun in wenig Tagen herzustellen hoffe. Um so weniger hatte ich Ursache, mich weiter um den Nichtswürdigen zu bekümmern. Das Einzige, was mir jetzt am Herzen lag, war, Sephinens Wünsche zu befriedigen und unsere Reise so sehr, als möglich, zu beschleunigen. Der Wagen, der uns nach L. führen sollte, war bereit. Von dort aus wollte ich unsere kleinen Angelegenheiten im Bade in Ordnung bringen, wobei ich auf den Beistand meiner D—ner Freunde rechnete. Geld und was wir sonst bedurften, verschaffte mir mein Credit in L., wo ich wohl bekannt war. Nichts, wenn nicht etwa die Stimmung oder die Gesundheit meiner Geliebten, hinderte uns, die Reise sogleich anzutreten. Um so mehr verlangte es mich, Sephinen zu sehen, die sich von den Schrecknissen und Beschwerlichkeiten des vorigen Tages nun hoffentlich erholt hatte.

Ich fand sie, schon völlig angekleidet und eben mit Wilhelms Anzuge beschäftigt, vor dem Spiegel stehend, als ich in ihr Zimmer trat. Ein anmuthiges Lächeln verbreitete sich über ihr noch etwas blasses Gesicht,

als sie mich durch den Spiegel erblickte. Ich näherte mich ihr rasch und schlang den Arm um sie, so daß wir eine malerische Gruppe in dem Spiegel bildeten, und uns alle Drei zugleich darin sehen konnten. „Bild der Anmuth und reinsten Unschuld!“ sagte ich, indem mein sehnsüchtiges Auge an dem ihrigen hing; „und dich darf die schwärzeste Verläumdung zu entstellen wagen!“ — Sephine horchte auf, und ihr Blick haftete unbeweglich an dem Spiegelbilde. — „Der Elende!“ fuhr ich fort; „welch ein schändliches Mährchen er mich glauben machen wollte!“ — „Sie haben ihn gesehen und gesprochen?“ sagte sie, und ihre Wangen wurden blässer. — „Er gab mir dieß Käßtchen für Sie,“ erwiederte ich, „und erzählte mir eine Geschichte, die —“ — Ein heftiges Zittern ergriff Sephinen; sie wankte, und sank, mir aus den Armen gleitend, wie todt zur Erde.

Mein Schreckensruf hatte die Nichte des Pfarrers herbeigeführt, welcher bald auch dieser und mehrere Hausgenossen folgten. Man brachte Sephinen, die mit geschlossenen Augen in tiefer Ohnmacht am Boden lag, auf ein Ruhebett. Ich war selbst ohne deutliches Bewußtseyn und unfähig, an etwas außer mir Theil zu nehmen. Nachdem ich einige Worte herausgestottert, welche diesen, mir nur allzu verständlichen, Zufall sehr undeutlich erklärten, bat ich, mich entfernen zu dürfen,

weil ich mich selbst sehr unwohl fühlte. Der gute Pfarrer, der mich theilnehmend bis an die Treppe begleitete, suchte mich aufzuheitern, indem er versicherte, daß solche weibliche Zufälle bald vorübergingen, und daß ich meine Braut in Kurzem wieder so frisch und gesund als zuvor sehen würde.

Ich war endlich allein. Ohne zu wissen, wo noch wohin ich ging, irrte ich, den Anblick der Menschen fliehend, unstätt umher, und fand mich zuletzt, zwischen Gestein und Gestrüpp, in einer rauhen, unwegsamen Gegend, die so wüst' und wild war, als mein Gemüth. Welche furchtbaren Vorstellungen, welche peinlichen Gefühle durchkreuzten mich! So war das Entsetzliche denn wirklich und wahr, das ich mir als möglich zu denken nicht erlaubt hatte! Es war eine Verworfene, die ich liebte. — Das Gewissen der Unglücklichen hatte, ohne Worte, gesprochen und sie gerichtet. Ihr stummes Geständniß kam sogar der Anklage zuvor; die bloße Erwähnung des Zeugens reichte hin, um ihr das Urtheil zu fällen. — Welch ein Betrug, welche undurchdringliche Heuchelei! Wie verführend war diese Unschuldsmiene, noch heute bei meinem Eintritte! Ein Geist des Abgrundes, in der Gestalt eines Engels des Lichts! — Wer, als selbst ein Verworfener, hätte in dieser Hülle den unreinen Geist ahnden können?

Und doch! Wie Vieles warnte mich, wenn ich dar=

auf hätte achten wollen! Welcher Zauber bestrickte mich und blendete das Auge meiner Vernunft? — Ein flüchtiger Sinnenreiz, der mehr in uns als den Dingen liegt und uns den Schein für das Wesen unterschiebt, die gleißende Schale ohne Kern, und weichliche Sympathien, welche das Laster mit der Tugend gemein haben kann. — Wie schwach und klein erschien ich mir nun selbst! wie verkehrt und thöricht mein Betragen in dieser letzten Zeit! Der Haß und die Verachtung, die Anfangs gegen sie gerichtet waren, kehrten sich jetzt in verstärktem Maße wider mich selbst. Der schmähliche Betrug, welcher mir gespielt wurde, war weniger ihr, als mein Werk. Je deutlicher ich dieß erkannte, je mehr legte sich mein Zorn gegen Sephinen. Ich fing sogar an, einiges Mitleiden mit ihr zu empfinden; denn ihre Lage mußte noch weit schrecklicher, als meine eigene, seyn.

Abgespannt und im höchsten Grade mißmuthig, aber ruhiger, kehrte ich, nach einem langen Umherschweifen, endlich in meine Wohnung zurück. Es war schon Nachmittag. Paul, der mich seit einer Stunde erwartete, kam mir entgegen, und übergab mir mit ernster Miene folgenden Brief, welcher kurz vorher aus dem Pfarrhause überbracht worden war.

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, befindet sich die unglückliche Sephine bereits an einem Orte, wo

sie den Verfolgungen des Hasses und der Liebe auf immer entrückt ist. Die Vorsehung hat mir, in dem schrecklichsten Augenblicke meines Lebens, den einzigen Ausweg gezeigt und eröffnet, welcher einer Verlorenen meiner Art übrig ist. Ich gehe in das Kloster der Büßerinnen zu **, wo die Fürsprache eines ehrwürdigen Greises, meines zweiten Vaters, mir einen Zufluchtsort bereitet."

„Erwarten Sie kein ausführliches Geständniß von mir, das in meiner jetzigen Stimmung in keiner Hinsicht völlig wahr seyn und mich Ihnen vielleicht noch hassenswerther darstellen würde, als ich es ohnedieß bin. Glauben Sie von dem, was ein Feind Ihnen von meiner Geschichte entdeckte, so viel oder so wenig, als die Kenntniß der menschlichen Natur und Ihr eigenes Gefühl Ihnen glaublich machen. Es ist in jedem Falle genug, um uns auf immer zu trennen."

„Verzeihen Sie mir, und vergessen Sie mich! Ich liebte Sie wahrhaft; daher der Kampf in meinem Inneren, der nicht unbemerkt von Ihnen bleiben konnte. Einen Augenblick schmeichelte ich mir mit dem Wahne, daß die Rückkehr zur Tugend und zum häuslichen Glücke, am Arme der Liebe, für die Gefallene möglich sey. Die eitle Hoffnung täuschte mich, Entfernung und Einsam-

keit könnten Ihnen meine Schande verbergen. Das ist mein Vergehen gegen Sie; und ich danke Gott, daß er meine frevelhaften Wünsche, noch zu rechter Zeit, zu nichte werden ließ."

„Leben Sie wohl auf ewig! Der gute Pfarrer, der Ihnen meine letzte Bitte an's Herz legen wird, vermag Ihnen auch Aufschluß über das zu ertheilen, was Sie von meiner unglücklichen Geschichte etwa noch zu wissen verlangen. Er hat mein Bekenntniß, wie ich es vor dem Allwissenden ablegte. Leben Sie wohl, noch einmal!"

„Sephine."

Es war ein gewaltiger, und zugleich doch besänftigender Eindruck, welchen dieses Schreiben in mir hervorbrachte. Alle Ungewißheit verschwand, die Enttäuschung war vollständig. Das Geständniß, welches der Brief enthielt, schied mich für immer von Sephinen; aber die Art, wie dieses Geständniß gethan wurde, versöhnte mich zugleich mit ihr. Ein Gemüth, das einer so wahren und tiefen Reue fähig war, konnte nicht unedel von Natur seyn. Erziehung, verführerische Beispiele, unglückliche Umstände konnten es auf Abwege führen, nicht sein Innerstes verderben und zu einem Scheusal umgestalten. Noch ehe ich nähere Aufschlüsse über ihr früheres Leben erhielt, war ich geneigt, den

größeren Theil ihrer Schuld dem Schicksale und unseligen Verhältnissen beizumessen. So war es in der That, wie die wenigen Andeutungen zeigen werden, welche ich aus der ersten Jugendgeschichte meiner beklagenswerthen Freundin hier mittheile.

Sephine war die Tochter einer zu ihrer Zeit nur allzu berühmten Frau, der schönen und geistreichen Baronesse von M., welche den kleinen üppigen Hof des schwachen Fürsten von **, beinahe durch ein Vierteljahrhundert, unumschränkt beherrschte. Das reizende Mädchen ward von Kindheit auf zu derselben Rolle erzogen, welche ihre Mutter so lange gespielt hatte. Zu gefallen und Liebe zu erregen war, nach diesem Erziehungssystem, die Bestimmung des Weibes. Die Ehe wurde, denselben Grundsätzen zufolge, als eine bloß conventionelle Veranstaltung betrachtet, die nur einen bedingten Werth in gewissen bürgerlichen Verhältnissen habe. Mit solchen Ansichten trat Sephine in die große Welt ein, und ward bald der Gegenstand der allgemeinen Huldigungen der Männer.

Nach dem Tode des Fürsten von ** verlor die Baronesse ihren Einfluß an dem neuen Hofe und zugleich den größeren Theil ihrer Güter, welcher ihr, von einer strengen Regentschaft, aus staatsrechtlichen Gründen streitig gemacht wurde. Sie ging hierauf nach Wien, um ihre vermeinten Rechte durch einen Proceß beim

Reichshofrath zu behaupten. Dort lernten Mutter und Tochter den jungen und reichen Grafen P—y kennen, dessen leidenschaftliche Zuneigung für Sephinen von der letzteren erwiedert wurde. Die Baronesse begünstigte diese wechselseitige Neigung, um sich und ihrer Tochter, durch einen förmlichen, aber ungesetzlichen Vertrag, bedeutende Vortheile zu sichern, von denen Sephine keine Kenntniß nahm. Aber dieser kluge Plan ward durch den unzeitigen Tod des edlen jungen Mannes vereitelt, und Frau von M. sah sich genöthigt, sehr zweifelhafte Ansprüche gegen eine aufgebrachte und mächtige Familie in einem fremden Lande geltend zu machen. In den bedrängten Umständen, worein sie in Folge dessen gerieth, waren der Baronesse die Anträge nicht unwillkommen, welche ihr ein reicher Wüstling, der russische Edelmann, den wir kennen, in Bezug auf Sephinen that. Die Mutter starb, während die Unterhandlungen noch im Gange waren, und die Tochter brach sogleich mit dem ihr verhaßten Liebhaber. Ein junger Banquier von großem Vermögen, der Sephinen hierbei einige Dienste leistete, gewann hierauf ihr Vertrauen und ihre Neigung. Doch auch dieses Verhältniß, woran ihr Herz einigen Theil nahm, war von kurzer Dauer. Der flatterhafte Lebemann ward ihr ungetreu, und nun ließ sie sich im Unmuth verleiten, den glänzenden Anbietungen des alten Grafen P—y Gehör zu geben.

Mitten unter den Verwicklungen, welche dieser übereilte Schritt zur Folge hatte, lernte Sephine mich kennen, und ward, ohne absichtlich etwas dazu beizutragen, der Gegenstand einer ehrbaren und leidenschaftlichen Zuneigung, von der sie sich zuletzt selbst hingerissen fühlte. Zum ersten Mal ward sie sich bewußt, daß ihre bisherigen Verhältnisse mit den Männern sie für immer unfähig gemacht hatten, einen Mann von Ehre als Gattin zu beglücken. Sie erschrack vor dem Ernst und der Heftigkeit, womit ich mich um ihre Hand bewarb. Fest entschlossen, nie mein Geschick mit dem ihrigen zu verflechten, war sie im Begriff, sich mir zu entdecken, als mein unvermutheter Vorschlag, mit ihr in entferntes Land zu fliehen, plötzlich den Wunsch und die Hoffnung in ihr erweckte, unter ganz veränderten Umständen ein neues Leben anzufangen, und, mit Bewahrung ihres Geheimnisses, meine glückliche Gattin zu werden. Wie sehr Sephine es bereute, diesem so natürlichen Wunsche — wenn auch nur vorübergehend und ohne Erfolg — nachgegeben zu haben, darüber spricht sich ihr Brief stark und deutlich genug aus.

Der wohlwollende Pfarrer, welcher die Bewegung sah, womit ich obige Geheimnachrichten anhörte, billigte den Schmerz, den ich über den Verlust meiner, mir noch immer theuren, Geliebten empfand. Er tröstete mich übrigens mit dem eben so wahren, als frommen

Spruche, daß sie, in ihrer Lage, unstreitig „den besten Theil gewählt habe.“ Der Gedanke, in ein Kloster zu gehen, kam von ihr selbst; er hatte, erst nach wiederholten Gegenvorstellungen, die Hand dazu geboten. Das Einzige, was ihr von den Dingen dieser Welt noch am Herzen lag, war die Zukunft und die Erziehung ihres Sohnes, welchen sie bei dem Pfarrer zurück ließ. Sie wünschte, daß ich mich mit diesem darüber berathen möchte; und das war ihre letzte Bitte an mich. Zur Versorgung des Knaben bestimmte sie ihren Schmuck, nebst dem größeren Theil ihrer übrigen Habe, deren Rest zwischen Madam Heß und ihren Dienstleuten vertheilt werden sollte. Auf ihren Proceß mit der Familie P — y that sie ausdrücklich Verzicht, eben so auf die Ansprüche, welche sie noch aus der Verlassenschaft ihrer Mutter haben konnte.

Ich sah Sephinen nicht mehr; mein wiederholtes Verlangen, sie noch einmal zu sprechen, ward mit großer Milde, aber standhaft von ihr abgelehnt. Sie blieb dem ernsten und heiligem Berufe, welchem sie sich gewidmet, bis zu ihrem Ende getreu, und erwarb sich die Liebe und Achtung aller derer, welche sie in ihren neuen Verhältnissen kennen lernten. Ihr Wilhelm, den Neigung und Talente zum Militärdienst bestimmten, starb

im europäischen Befreiungskriege den Tod eines Helden, wie sein Vater. Seine Mutter überlebte ihn noch mehrere Jahre, von allen irdischen Banden gelöst, nur mit den Pflichten ihres Standes und mit ihrem Heile beschäftigt. Ihre ausführlichen Bekenntnisse, welche sie in die Hände ihres alten ehrwürdigen Freundes niederlegte, sind vielleicht bestimmt, dereinst bekannt gemacht zu werden. Sie dürften mehr als Alles, was ich beifügen könnte, dazu geeignet seyn, das Urtheil der Welt mit ihrem Charakter auszusöhnen, und in einem Opfer der Sittenlosigkeit des Zeitalters noch eine schöne Seele erkennen zu lassen.

Inhalt.

Aus der Officin des Verlegers.



